Adolf Stahr,

Kleine Schriften.

東京大學圖書
0004316600
東京大学総合図書館

3 Lit 5 Th

Alle gesetzlichen Rechte vorbehalten.

E100
59

Kleine Schriften

zur Litteratur und Kunst

von

Adolf Stahr.

753

Erster Band:

Biographisches.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)
1871.

Fra Girolamo Savonarola.

Ein Lebensbild

aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

I.

Savonarola's Jugendjahre.

„Niemals wird der entschlossene Freidenker eine Sympathie empfinden können mit dem starren Kirchenregiment und dem todten Buchstabenglauben; wohl aber mit der prophetenhaften Erhebung eines Frommen, in dem das Wort Fleisch geworden ist, und der Zeugniß ablegt von dem Geist, der ihn ergriffen hat!"

Diese Worte eines der freisten Denker unsrer Zeit drücken vollkommen das Gefühl aus, welches uns die Gestalt des großen Florentiners Girolamo Savonarola in der Darstellung seines edlen Landsmanns Pasquale Villari*) einzuflößen geeignet ist. Mehr als vierthalb Jahrhunderte trennen unsere Zeit von der seinigen; eine unausfüllbare Kluft scheidet ihn selbst und die kirchlich dogmatische Weltanschauung, welche das Fundament

---

*) La storia di Girolamo Savonarola e de' suoi tempi, narrata da Pasquale Villari con l'ajuto di nuovi documenti. 2 Bände (Florenz, Le Monnier, 1859—1862).

Deutsche Uebersetzung von Mor. Berduscheck (Leipzig, Brockhaus 1868) 2 Bde.

seines Glaubens bildete, von unsern Ueberzeugungen, und so weltweit ist diese Kluft, daß ihr gegenüber selbst der bekannte Streit seiner Biographen, von denen die einen ihn, wie Luther selbst dies that, als einen dogmatischen Vorläufer des großen deutschen Reformators in Anspruch nehmen, während die andern und zwar mit ungleich größerem Rechte, seine strenge Katholizität behaupten, für uns völlig bedeutungslos erscheint. Dennoch empfinden wir uns, über alle diese trennenden Klüfte der Zeit und des Glaubens hinweg, in lebendigster Gemeinschaft und tiefster Sympathie verbunden mit diesem gläubigen Frommen! Und warum das? weil wir in seiner „prophetenhaften Erhebung“ wirklich „das Wort Fleisch geworden“ sehen, weil sein ganzes Leben, sein Handeln und sein Wirken, sein Leiden und sein endliches Märtyrerthum Zeugniß ablegen von dem Geiste, der ihn ergriffen hatte, und als dessen Werkzeug er sich empfand bis zu seinem letzten Athemzuge.

Diese unsere Sympathie für Savonarola wird noch gesteigert und befestigt durch das neue Licht, welches das Werk Villari's über mehrere Punkte seines Lebens, über seine religiösen wie politischen Reformbestrebungen und über die Aufrichtigkeit und Festigkeit seiner Ueberzeugungen, gestützt auf neue, zum Theil bisher gar nicht bekannte, zum Theil nicht gehörig benutzte Quellen und Dokumente, verbreitet hat. Wenn bisher das bekannte Dichterwort:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!“

auch für Savonarola als eine traurige Wahrheit gelten durfte, wenn — abgesehen von seinen grundsätzlichen Gegnern, den religiösen und politischen Conservativen — selbst günstigere Darsteller seines Lebens das Charakterbild des Mannes nicht

zur festen Geschlossenheit herauszuarbeiten vermochten, wenn sogar den Jüngern der Kunst, die sich an dieser Gestalt versucht haben, die Lösung dieser Aufgabe nicht gelungen ist: so sehen wir dagegen in dieser neuesten Biographie den gründlichen vorurtheilsfreien Forscher, den gewissenhaften und liebevollen Aufspürer und Schatzgräber in den Bergwerken der Archive und den zeitgenössischen Aufzeichnungen von Freunden und Feinden, ein Werk zu Stande bringen, welches, begründet auf den von absichtlicher Entstellung gereinigten Thatsachen, sowie auf dem gründlichsten Studium aller hinterlassenen Schriften Savonarola's die wahre Gestalt und das innerste Wesen des Mannes in einer bisher nicht erreichten Klarheit aufzeigt. Diese Biographie liegt der Skizze zum Grunde, welche wir im Folgenden von dem außerordentlichen Manne zu entwerfen versuchen wollen.

Ich habe Girolamo Savonarola einen Florentiner genannt, nicht weil er in Florenz geboren, sondern weil er durch sein Leben und Wirken, durch seine Erfolge und seine Triumphe, wie durch sein Leiden und sein Märtyrerthum dieser Stadt angehört.

Seine Geburtsstadt war Ferrara. Dorthin war, etwa ein halbes Jahrhundert vor seiner Geburt, die Familie der Savonarola in der Person seines Großvaters Michele della Savonarola aus Padua, dem alten Stammsitze des Geschlechts, auf den Ruf des damaligen Beherrschers von Ferrara, Niccolo III. d'Este, übergesiedelt, der den berühmten Arzt der Schule von Padua als Leibarzt an seinen Hof zu ziehen gewünscht hatte. An diesem glänzenden Hofe des Kunst und Wissenschaft lieben-

den Markgrafen von Ferrara gewann der auch als medicinischer Schriftsteller ausgezeichnete Leibarzt bald eine einflußreiche Stellung, welcher Rang, Ehren und selbst Reichthum nicht fehlten. Sein einziger Sohn, Niccolo, verheirathete sich mit Helena aus dem altadligen Hause der Buonacorsi von Mantua, die ihm zwei Töchter und fünf Söhne gebar. Einer dieser Söhne, der dritte, welcher am 21. September des Jahres 1452 das Licht der Welt erblickte, war Girolamo Savonarola.

Sein Vater war ein unbedeutender Mann, der es zu seinem Lebensberufe gemacht zu haben scheint, im Sonnenscheine des väterlichen Ruhmes und mit dem vom Vater erworbenen Vermögen das Leben als müßiggängerischer Höfling genießend zu verbringen. Desto bedeutender erscheint in den Zeugnissen der Chronisten seine Mutter, eine Frau von großen geistigen Anlagen, hoher Charakterstärke und männlicher Energie. Und wie sie mit vorwiegender Liebe von früh auf an diesem dritten Sohne hing, so blieb sie für Girolamo während seines ganzen Lebens, dessen furchtbares Ende der Greisin noch zu erleben bestimmt war, wie seine uns aufbehaltenen Briefe beweisen, das einzige Wesen in seiner Familie, dem er alles was ihn bewegte, anvertraute. Ihre geistigen Fähigkeiten schienen sich vorzugsweise auf diesen Sohn vererbt zu haben. Der älteste, Ognibene, ergriff früh das Waffenhandwerk; der zweite, Bartolomeo, zeigte ebenfalls keine besonderen geistigen Anlagen und keine Neigung zu den gelehrten Studien, auf denen seit einer Reihe von Geschlechtern der Ruhm des Hauses beruhte. Um so mehr wurde der begabte frühreife Girolamo die Hoffnung der Familie, zumal des Großvaters, der aus ihm einen tüchtigen Arzt und Naturkundigen zu machen beschloß und sich deshalb seiner Erziehung und Ausbildung mit liebevollster

Hingebung unterzog. Leider konnte sich Girolamo seiner Anleitung nur bis zum zehnten Jahre erfreuen. Denn der Großvater, dessen Einfluß vielleicht seinem Leben eine ganz andere, als die spätere, Richtung gegeben haben würde, starb im Jahre 1462, und der Vater war wenig geeignet, diesen Verlust zu ersetzen. Daß es fortan an einer planmäßigen Leitung der Studien und des Lebens fehlte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der junge Savonarola keine Hochschule bezog, obschon der Plan, ihn die medicinische Laufbahn machen zu lassen, in der Familie festgehalten wurde, sondern bis zu seinem dreiundzwanzigsten Jahre im elterlichen Hause zu Ferrara verblieb.

Wir wissen wenig oder nichts von dieser Periode seines Lebens. Kein Lehrer wird genannt, kein Mann erwähnt, der auf ihn irgend einen Einfluß geübt. Schwächlichen Körpers, eine nervöse, sensitive Natur, mit vorherrschender Neigung zu grüblerischer Speculation, sehen wir ihn früh sich in die Schriften des Sanct Thomas und der arabischen Commentatoren des Aristoteles versenken, über deren leidenschaftlich betriebener Lektüre ihm die medicinischen Studien mehr und mehr in den Hintergrund des Interesses traten. Daneben wird berichtet, daß er mit Eifer die alten Schriftsteller las, Musik und Zeichnen trieb, und sich in dichterischen Ergüssen lyrischer Art versuchte. Sein ganzes Treiben erscheint als das eines sich selbst überlassenen Autodidakten, das für Naturen wie die seine noch gefährlicher als für andere sein mußte. Früh gewöhnt, ideale Maßstäbe an Menschen und Dinge zu legen, fühlte er sich bald bei jeder Berührung mit der ihn umgebenden Welt, zu der ihn trotz seiner speculativen Neigungen und Liebhabereien die ihm innewohnende Sehnsucht nach Gemeinschaft mit den Menschen zog, von derselben abgestoßen, während er die Sei-

nigen sich darin mit unbefangener Theilnahme, ja mit Behagen bewegen sah.

Das heute so menschenleere Ferrara, auf dessen breiten, grasbewachsenen Straßen und Plätzen der Geist der Verödung zu schweben scheint, bot damals einen prächtigen Anblick dar. Die Stadt der Este mit ihren mehr als hunderttausend Einwohnern war zur Zeit Savonarola's eine der ersten und belebtesten Italiens. Ihr Fürstenhof zählte zu den glänzendsten der Halbinsel, die voll war von dem Rufe der prächtigen Hofhaltung, der Feste und Turniere, welche dort kein Ende nahmen. Fürstliche Herren, Kaiser und Päpste sah man dort häufig als gefeierte Gäste verweilen und durch ihre Anwesenheit den Glanz des Lebens erhöhen. Markgraf Niccolo III., der Schutzherr von Savonarola's Großvater, hatte nach glücklicher Befestigung seiner Hausmacht, im Kampf der Gewalt und List mit den benachbarten Baronen, die Stadt durch zahlreiche Prachtbauten verschönert und seinem Hofe auch durch Heranziehung von Gelehrten und Schriftstellern Glanz zu verleihen getrachtet. Seine Söhne und Nachfolger, Lionello (1441—1450) und Borso (1450—1471), waren in seine Fußtapfen getreten. Sie waren die ersten unter den Fürsten Italiens, denen man den Titel von Mäcenen beilegte, und sie verdienten ihn in mehr als einer Beziehung, zumal Markgraf Borso. Er war für Ferrara, was später Lorenzo von Medici für Florenz gewesen ist, und er war demselben nicht nur an Charakter und Sinnesart, an Bildung und Geschmack, sondern auch an rücksichtsloser Herrschsucht und erfinderischer Schlauheit zur Befestigung seiner Gewaltstellung ähnlich. Die schmeichelnden Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen des „Gerechten"; sein Land hieß das Reich des Friedens; man rühmte seine Klugheit. Seine eigentliche

Berühmtheit jedoch, die den Ruf seines Namens selbst über die Grenzen Italiens verbreitete, verdankte er nicht jenen Regenteneigenschaften, sondern seiner verschwenderischen Pracht und den Festen, mit denen er seinen Ferraresen Ersatz gewährte für die ihnen genommene Freiheit und deren gedruckte Beschreibungen von einem bis zum andern Ende Italiens mit Staunen und Bewunderung gelesen wurden.

Solcher Art waren denn auch die Feste, mit welchen er im Geburtsjahre Savonarola's den, mit einem Gefolge von zweitausend Rittern, Herren und Fürsten nach Rom zur Kaiserkrönung ziehenden Kaiser Friedrich III. bei der Hin- und Rückfahrt bewirthete, der dafür auf offenem Platze den Markgrafen feierlich zum Herzoge erhob. Aber diese Feste wurden trotz ihrer Pracht verdunkelt durch die Feierlichkeiten, zu denen sieben Jahre später der Besuch des Papstes Pius II. Gelegenheit gab, als derselbe 1459 zu dem Concile von Mantua zog, um die Christenheit zu einem Kreuzzuge wider die Türken und zur Befreiung des sechs Jahre zuvor gefallenen Konstantinopel aufzurufen. Es genügt, von diesen Festen einen die Zeit und ihre Begriffe charakterisirenden Zug zu erwähnen. Bei der Rückkehr von dem Concile (1460) empfing Herzog Borso seinen erhabenen Gast am Ufer des Po mit einem vergoldeten Prachtschiffe, das reich geschmückte Gondeln, den breiten Strom bedeckend, umgaben. Am Landungsplatze aber, wo die ganze Jugend von Ferrara in weißen Festgewändern mit Blumenguirlanden in den Händen den heiligen Vater bewillkommte, hatte man die Statuen aller Heidengötter aufgestellt, als eine Huldigung des Heidenthums vor dem Oberhaupte des siegreichen Christenthums!

Allein wenn Savonarala's Biograph sich bei dieser Gelegenheit in Betrachtungen ergeht über den tiefen Eindruck,

den solche Profanation auf das Gemüth des jungen Savonarola habe hervorbringen müssen, so vermögen wir ihm darin nicht beizustimmen, da schon das jugendliche Alter — Girolamo zählte damals noch nicht volle acht Jahre — damit nicht im Einklange steht. Aber allerdings wirkten solche Erlebnisse auf ihn in der Erinnerung nach, und zwar um so stärker, je mehr er bei fortschreitendem Alter befähigt wurde, in diesen Dingen das Wesen einer Zeit und eines Volkes zu erkennen, deren wichtigste Interessen auf Feste und Schaugepränge hinausliefen. Es war eine Epoche, in welcher Indifferenz gegen alles Höhere mit tiefer Sittenverderbniß und ausschweifendem Hange zu gedankenlosem Sinnengenusse Hand in Hand ging und das Christenthum, das dem jungen Savonarola schon damals Herzenssache war, von allen Seiten durch die herrschende Vorliebe und die blinde Verehrung für die Wissenschaft und Weisheit, wie für die Bildungsformen, die Literatur und Kunst, ja selbst für die Sitten des heidnischen Alterthums, überfluthet zu werden drohte.

Savonarola war neunzehn Jahre alt, als bei dem Tode des Herzogs Borso ein blutiger Kampf um die Nachfolge zwischen den Prinzen des Hauses Este ausbrach, welcher Stadt und Land mit Mord und Plünderung, mit Exil und Konfiskationen verwüstete.

Aus dieser Zeit stammen die ersten sicheren Nachrichten über das Verhalten des Jünglings zu der ihn umgebenden Welt. Sie bezeugen sämmtlich die tiefe Melancholie, mit welcher ihn der Anblick derselben erfüllte. Ein Herzenserlebniß trug dazu bei, diese Stimmung noch zu steigern. Der neunzehnjährige Jüngling liebte. Der Gegenstand seiner Liebe war ein schönes Nachbarkind, die natürliche Tochter eines verbannten vornehmen Florentiners, der in Ferrara eine Zufluchtsstätte gefunden und neben Girolamo's Vaterhause wohnte. In dem Hause dieses Verbannten ging dem Jünglinge ein neues Leben auf. Er wagte eine Bewerbung. Aber der Adelshochmuth der Strozzi, deren Namen der Vater seiner Geliebten trug, fühlte sich beleidigt durch den bloßen Gedanken einer solchen Verbindung, und man gab dies dem Jünglinge in dem abschläglichen Bescheide deutlich zu verstehen. Girolamo ward davon im tiefsten verletzt. Er schleuderte die empfangene Beleidigung mit verachtenden Worten zurück auf den Beleidiger, aber sein Herz war tödtlich verwundet durch das Fehlschlagen einer Hoffnung, die ihn mit der Welt zu versöhnen verheißen hatte. Er zog sich plötzlich völlig in sich selbst zurück, und der Gedanke, der Welt zu entsagen, faßte seitdem in seinem Innern feste Wurzel. Immer tiefer vergrub er sich in seine scholastisch-religiösen Speculationen, immer inbrünstiger wurden seine Gebetübungen, immer strenger seine Fasten und Bußübungen, welche die ekstatische Reizbarkeit seines Wesens steigerten. Zwar betrieb er noch die medicinischen Studien, auf denen die Hoffnung seiner Familie beruhte, aber ohne die Absicht, sie zu Ende zu führen. Er ward schweigsam und verschlossen selbst gegen die Mutter, und nur seiner Laute und den Blättern, auf denen er in lyrischen Ergüssen seinem Herzen Luft machte, vertraute er die Schmerzen seines Innern. Eine noch erhaltene Kanzone „Der Untergang der Welt" (de ruina mundi) spricht seine an Hamlet erinnernde Stimmung energisch aus:

Wenn ich das Chaos dieser Welt betrachte,
Und so entsetzt beachte:
Wie alle Sitt' und Tugend ist verschwunden,
Und nirgend mehr gefunden
Ein Schimmer wird von Licht und Schamgefühle! —
— — — — — — — — — — —

Glück lacht nur dem jetzt, der von Raub sich nähret
Und seines Nächsten Blut sich mag erwerben,
Wittwen beraubt, Unmünd'ger Gut verzehret,
Und Arme stürzt noch tiefer in's Verderben.
Als Feinheit sieht man preisen von den Leuten
Gewalt und List, je mehr sie Gut erbeuten,
Christus, den Herrn verachten,
Und nur den Nächsten zu verderben trachten!

Vergebens versuchten die Seinigen, die ihren Frieden mit dem neuen Herrscher gemacht hatten, den Sohn zu einer Annäherung an den Hof zu überreden. Nur einmal gelang es ihnen ihn zu einem Festbesuche in dem Fürstenschlosse zu bewegen, das mit seiner ungeheuren Mauermasse, seinen riesigen vier Eckthürmen, seinen tiefen Gräben und Zugbrücken, damals noch mehr wie jetzt das Bild einer inmitten des Ferraresischen Volks aufgerichteten Zwingburg versinnlichte. Bei der glänzenden Festlust, bei Musik und Tanz, die sich in den lichterhellten goldenen Prachtsälen bewegten, beschäftigte sich Girolamo's Herz und Phantasie mit den unglücklichen Opfern der Tyrannei, die in den eisenvergitterten Gewölben, tief unter den Füßen der Tanzenden und Schmausenden in Finsterniß und Elend schmachteten; und keine Bitten und Vorstellungen der Eltern waren im Stande, ihn wieder seinen Fuß über die Schwelle des Palastes setzen zu lassen.

In dieser Stimmung, in welcher, wie er es in jener Kanzone aussprach, die Aussicht auf ein Jenseits, wo „der wahre Werth der Seele" seine Anerkennung finden werde, seine einzige Hoffnung blieb, befestigte sich der geheime Entschluß, die Welt zu verlassen und in einen Mönchsorden zu treten, von Tage zu Tage. Ein zufälliges Ereigniß reifte denselben zur That.

Auf einer Reise nach Faenza hörte er die Predigt eines Augustinermönchs. Ein einziges Wort in derselben, über das er jedoch stets ein unverbrüchliches Schweigen beobachtete, gab, wie er selbst erzählt, in seiner Seele den Ausschlag. Aber Girolamo's Herz war weich. Er wußte, daß er nicht die Kraft haben würde, den Schritt zu thun, wenn er ihn vorher den Seinen, vornehmlich der Mutter, offenbarte. Darum hielt er seine Absicht vor allen verborgen. Zurückgekehrt nach Ferrara, benutzte er ein großes Kirchenfest, bei dessen Feier er allein im Hause zurückgeblieben war, zur Ausführung seines Entschlusses. Am 24. April 1475 entwich er heimlich nach Bologna, wo er Tags darauf in dem dortigen Dominikanerkloster als Novize eintrat. An demselben Tage meldete er seinem Vater brieflich den gethanen Schritt, den er in einem hinterlassenen Aufsatze motivirt hatte. Brief und Aufsatz sind erhalten. Der erstere ist voll kindlicher Zärtlichkeit, und wahrhaft rührend ist es, wie er zum Schlusse dem Vater die Sorge für den jüngsten der Brüder, Alberto — der später ein tüchtiger Arzt geworden — mit den für die Lässigkeit des Vaters charakteristischen Worten empfiehlt: „ganz besonders empfehle ich Euch den Alberto, daß Ihr ihn ordentlich zum Lernen anhaltet, da es großer Schade und Sünde sein würde, wenn Ihr ihn seine Zeit verderben ließet". Die Gründe für seinen Entschluß, die er in beiden Schriftstücken angiebt, sind die bereits oben erwähnten: die tiefe Verderbniß der Welt und die Unmöglichkeit für ihn in dieser Welt länger zu verweilen. Schon hier jedoch zeigt sich ein geheimer Glaube an seine besondere Mission. Es ist Christus selbst, der ihm diesen Weg gewiesen, ihn zu seinem kämpfenden Ritter (**suo militante cavaliero**) berufen hat. Er prophezeit schon jetzt für das verderbte Italien schwere Heimsuchungen, und der Gedanke, daß

er erwählt sein dürfte, zur Rettung der Gerechten beizutragen und sie wie ein zweiter Moses durch die Fluthen des rothen Meeres der Vernichtung in das gelobte Land einer neuen Zeit zu führen, dämmert bereits damals in seinem Innern auf.

Trotz alledem traf sein Schritt die Seinigen wie ein Donnerschlag. Die Familie scheint durchaus weltlich gesinnt gewesen zu sein. Ihre Beziehungen zu dem Hofe und Herrscherhause, in dessen Dienste der Großvater gestanden, und jetzt bereits der älteste Bruder Girolamo's eingetreten war, hatten sie zu der Erwartung berechtigt, daß Girolamo selbst dereinst die Stelle des ersteren als Leibarzt einnehmen und Ansehen und Vermögen der Familie vermehren werde. Ihr Schmerz über den Verlust aller dieser auf die Laufbahn des Begabtesten der Familie gebauten Hoffnungen und Aussichten gab sich daher mit solcher Heftigkeit kund, daß Girolamo trotz seiner kindlichen Pietät ihnen dieselbe verweisen zu müssen glaubte. „Was weint und klagt Ihr Verblendete"? schrieb er den Seinigen. „Wenn unser weltlicher Fürst und Herr mich vor Kurzem zu sich berufen hätte, um mir vor allem Volke das Schwert an die Seite zu gürten und mich zu einem seiner Cavaliere zu machen, wie würdet Ihr Euch gefreut und gejubelt haben! Und wenn ich diese Ehre verschmäht hätte, würdet Ihr mich nicht für einen Verrückten geachtet haben? Warum also wollt Ihr jetzt jammern und klagen, da mich Gott der Herr zu einem seiner streitbaren Ritter berufen"? „Und endlich — so schließt er — da doch der Geist höher steht, als der Leib, so mögt Ihr vielmehr Euch freuen, daß mich der glorreiche Gott zu einem Arzt der Seelen machen will, während ich ein Arzt der Leiber werden wollte."

II.

Die Zustände von Italien und Florenz.

Sieben Jahre (1475—1482) verweilte Savonarola im Kloster zu Bologna, wo ihm die Obern in Würdigung seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit und Begabung den Unterricht der Novizen anvertrauten. Er hatte in der Stille und Abgeschiedenheit der Klostermauern Ruhe zu finden gesucht für seine von der Verderbniß der Welt erschütterte Seele. Aber er sollte nur zu bald erkennen, daß diese Mauern, welche ihn äußerlich von der Berührung mit jener Verderbniß trennten, keine Scheidewand bildeten, um seinem Geiste den Hinblick auf dieselbe und die daraus erfolgende Rückwirkung auf seine Stimmung zu hindern. Er war jetzt ein Mitglied der Kirche geworden. Indeß diese Kirche — war *sie* es doch eben, deren Zustand seine Seele schon vor dem Eintritte ins Kloster mit einem Schmerze erfüllt hatte, welchem er in einer seiner Canzonen „von der Verderbniß der Kirche" Ausdruck gegeben hatte. Der geheime heiße Wunsch seines Innern, der Wunsch einer gründlichen Herstellung der Kirche, brach in derselben in dem Ausrufe:

— Ach, wem gegeben wäre, diesem Dämon
Zu brechen seines Fluges Riesenschwingen!

leidenschaftlich hervor. In diesem Schmerzensrufe des Dreiundzwanzigjährigen lag schon das Ziel und die Aufgabe seines ganzen Lebens ausgesprochen.

In der That schien zu dieser Zeit die Verderbniß der römischen Kirche und des päpstlichen Hofes ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben. Eine Reihe von Päpsten, einer immer schlimmer als der andere, zeigte nach dem Tode des zweiten

Päpste

Pius (1464) während der ganzen übrigen Hälfte des Jahrhunderts in dem treulosen und habsüchtigen Paul II., in dem ausschweifenden Lüstlinge und schamlosen Nepotenbeschützer und politischen Intriguanten Sixtus IV. und in dem nach allen diesen Seiten hin seiner Vorgänger vollkommen würdigen Papste Innocenz VIII. fast alle erdenklichen Laster auf dem Throne des Statthalters Christi. Bei dem Tode eines jeden dieser Häupter und Vertreter der Kirche glaubte die Welt, daß ein schlimmerer nicht kommen, daß die Lasterhaftigkeit, die Simonie, die Verbrechen gegen Moral und Sittlichkeit am päpstlichen Hofe zu Rom nicht höher gesteigert werden könnten, und bei jedem von ihnen sahen sich die frommen Katholiken nicht nur in ihren Hoffnungen getäuscht, sondern es war ihnen aufbehalten, in dem Vierten dieser entsetzlichen Reihenfolge einen Papst zu erhalten, mit dem verglichen sogar jene drei fast zu Lichtgestalten zu werden schienen. Es genügt seinen Namen zu nennen, um zu sagen, welcher Art der Spanier

Borgia.

Roderich Borgia, der ehemalige Advokat von Barcellona, war, der als Alexander VI. den, von ihm vor den Augen aller Welt als Meistbietendem erkauften, römischen Thron bestieg. Er war der Mann, mit dem wir Savonarola den heiligen Kampf für die Erhebung der Kirche aufnehmen sehen werden, in welchem dem Papste der Sieg über den edelsten und reinsten aller religiösen und politischen Märtyrer Italiens geblieben ist.

Nicht tröstlicher war der Blick auf die weltlichen Dinge in Savonarola's Vaterlande. Wohin sein Auge schaute, überall sah er das politische und sittliche Dasein Italiens in einem Zustande, welcher demjenigen der Kirche unter solchen Oberhirten entsprach. Ueberall Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit durch die Erfolge gewissenloser Tyrannen, deren Nachkommen,

wie die Galeazzo in Mailand, die Este in Ferrara, die Bentivoglio in Bologna, die Medici in Florenz, nur die Erhaltung ihrer usurpirten Macht, gleichviel mit welchen Mitteln im Auge hatten, und die Schilderhebungen ihrer Gegner mit unerbittlicher Grausamkeit niederschlugen. Ueberall Hader und Streit, Aufstände und Verschwörungen, bei denen das Blut in Strömen floß; Mordanschläge gegen die Häupter des Staats, wie der in Mailand (1476) gegen den Herzog Galeazzo und jener andere im Jahre 1748 in Florenz gegen die Medici ausgeführte, bei welchem letztern der Schauplatz der Dom von Florenz, der Moment die Erhebung der Hostie in der Messe, die Mehrzahl der Verschwornen, ja sogar einer der Mörder selbst Priester, ein Kardinal das Haupt und endlich der Schürer und Hauptanstifter des Verbrechens kein anderer war, als der „heilige Vater" der Christenheit, der Papst Sixtus IV.!

In solcher Zeit und durch solche Eindrücke bildete sich die Weltanschauung Savonarola's, befestigte sich in seinem Geiste die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer sittlichen und geistigen, einer weltlichen und kirchlich-religiösen Reform der herrschenden Zustände, und die glühende Sehnsucht, sein Leben der Herbeiführung einer solchen zu weihen.

Zuvörderst schien indessen dazu nicht die geringste Aussicht vorhanden. Die ersten sieben Jahre seines Klosterlebens in Bologna vergingen ihm in einsamen Studien. Seine Predigten blieben ohne Beifall, sie sprachen weder in Bologna noch in Ferrara, wohin ihn 1482 seine Obern sandten, die Zuhörer an. Am wenigsten Erfolg fand er in Ferrara, wo sich an ihm, wie er später in einem Briefe an seine Mutter klagte, das Wort erfüllte: „daß Niemand Prophet in seinem Vaterlande sei", und wohin er deshalb auch nie wieder zurückkehren mochte.

Aus Ferrara vertrieben ihn ohnehin kurze Zeit darauf die Drangsale des Krieges, welchen Papst Sixtus IV. gegen dasselbe angezettelt hatte. Die Weisung des Abtes der Dominikaner von Ferrara, der einen großen Theil seiner Untergebenen in andere Klöster übersiedeln hieß, sandte ihn nach Florenz in das Kloster des heiligen Markus, das durch Cosmus von Medici vierzig Jahre zuvor prachtvoll erneuert, mit einer reichen Bibliothek ausgestattet und dem Orden der Dominikaner übergeben, seitdem ein Mittelpunkt gelehrter Studien für die begabtesten Mitglieder des Ordens geworden war. Eines derselben, Fra Giovanni da Fiesole, hatte die Wände des Klosters mit den Meisterwerken seines Pinsels geschmückt, deren Reste noch jetzt dort zu schauen sind, und der erste Abt der Dominikaner von San Marco, der später heilig gesprochene Pater Antonino, hatte durch die Heiligkeit seines Lebenswandels und durch die segensreiche Wirksamkeit, welche er als Stifter und Erneuerer fast aller Wohlthätigkeits-Anstalten von Florenz geübt, dem Kloster und seinen Ordensbrüdern die Neigung und Vorliebe des Florentinischen Volks zugewendet, das seinen 1459 erfolgten Tod wie ein öffentliches Unglück beklagt hatte. Fra Savonarola selbst hätte sich keine liebere Stätte wünschen können, als diese, welche ihm hier der Wille seines Obern angewiesen hatte.

Auch Florenz selbst verfehlte anfangs seine Wirkung nicht auf den neuen Ankömmling. Nach dem düsterernsten Bologna umfing ihn die von allen Reizen der Natur und Kunst geschmückte Arnostadt, der anerkannte Hauptsitz der Bildung, Wissenschaft und Kunst Italiens, die gepriesene Blüthe feiner Sitten und edler Sprache ihrer leichtlebigen heiteren Bewohner, mit dem vollen Zauber ihrer Anmuth. Hier schienen unter

dem Walten eines von ganz Italien bewunderten Herrschers Glück und Frieden eine Heimathsstädte gefunden, und Lorenzo il Magnifico für Florenz die Zeiten des Athenischen Perikles erneuert zu haben. Hier blühte die berühmte platonische Akademie, die Stiftung des ersten Medici, der Vereinigungspunkt aller Gelehrten Italiens; und nicht nur aus Italien selbst, sondern aus Deutschland, Frankreich und Spanien wallfahrtete die lernbegierige Jugend nach Florenz um die Vorträge des Leiters derselben, des berühmten Arztes und Philosophen Marsilio Ficino zu hören, dessen Schriften und dessen lateinische Uebersetzung der Werke Platon's damals in ganz Europa gelesen wurden. Nirgends war die Liebe, die begeisterte Bewunderung für das gleichsam neuentdeckte Alterthum, für seine Philosophie und Wissenschaft, seine Literatur und Kunst, so heimisch wie in dem Florenz jener Tage, wo seit dem Untergange der bürgerlichen Freiheit durch die Medici alle Kräfte und alles Interesse sich ausschließlich diesen Gegenständen zugewandt hatten, wo alle Welt, selbst die Frauen nicht ausgenommen, sich auf Kenntniß der alten Sprachen und Literatur verlegte, wo reiche Bürger auf großen Reisen zur Auffindung alter Handschriften und Kunstwerke Leben und Vermögen verwandten, und die lateinische Sprache, als Weltsprache aller Gebildeten, unterstützt von der neuentdeckten Kunst des Buchdrucks durch den schnellen und umfassenden Austausch der Ideen ein gemeinsames Band um die europäische Kulturmenschheit zu schlingen, und zuerst ein ahnendes Gefühl jener Einheit in ihr zu erwecken begann, dessen Erhebung zu vollem Bewußtsein uns als das Endziel menschlicher Entwicklung erscheint.

Aber wo viel Licht ist, ist auch starker Schatten. Savonarola brauchte nicht lange Zeit, um sich von der Wahrheit

dieses Worts für die Florentiner Zustände zu überzeugen. Sein scharfer Blick durchschaute bald ebensowohl den wahren Charakter und die leitenden Grundsätze des Florentinischen Perikles, als er den gefährlichen Untergrund sittlicher und moralischer Fäulniß erkannte, welcher sich unter der schillernden Blumendecke jener gepriesenen Bildung verbarg. Er besaß in der Tiefe seines Innern einen Regulator seines Fühlens und Denkens, der sich auch durch den glänzendsten äußeren Schein der Dinge nicht beirren und bestechen ließ. Das war jene klare, unerbittliche, mächtige sittliche Idee, welche nach Villari's schönem Worte die Seele seiner Gedanken, das Licht seines Lebens, die Einheit seines Daseins bildete. Vor ihr konnte dasjenige, was er von dem Leben und Treiben des mediceischen Florenz sah, nicht lange bestehen, weil es mit ihr im vollkommenen Widerspruche sich befand. Er sah sich um nach den Früchten, welche die von Lorenzo und seinen Vorgängern beförderte geistige Cultur für die Versittlichung und moralische Veredlung des Volks getragen hatte, und er fand das Gegentheil derselben in allen Schichten der Gesellschaft.

Das Mediceerthum ist lange genug einseitig beurtheilt und übermäßig gepriesen worden. Der Verfall der bürgerlichen Freiheit in allen Staaten Europa's während der letzten Jahrhunderte vor der großen französischen Revolution schwächte den Blick der Beurtheiler für die politische Seite der großen und verhängnißvollen Umwandlung, welche die Geldoligarchie von Florenz, verkörpert in dem Hause der reichen Bankierfamilie der Medici, für die Republik herbeigeführt hatte. Die Beurtheilenden waren Schriftsteller, Gelehrte, Kunstfreunde, Dichter, deren Interessen denjenigen Gebieten angehörten, welchen die Mediceer nach der Niederwerfung der Freiheit ihrer Vaterstadt

Schutz und Förderung hatten angedeihen lassen. Erst mit dem wiedererwachten politischen Sinne unserer Tage beginnt allmälig, unterstützt von dem gründlichen kritischen Studium der Geschichte jener Zeiten, der Nimbus zu schwinden, welcher das Mediceerthum und seinen glänzendsten Vertreter Lorenzo il Magnifico noch immer in den Augen so vieler umgiebt. Der hochgefeierte Zeitgenosse Savonarola's, der von allen schönen Geistern seines Hofes und Italiens umschmeichelte Beherrscher von Florenz beginnt in seiner wahren Gestalt hervorzutreten als der eigensüchtige, grundsatz- und sittenlose „Tyrann" im hellenischen Sinne dieses Wortes, dem jedes Mittel zur Erhaltung und Befestigung der Machtstellung seiner Person und seines Hauses recht, und jedes von ihm geförderte Interesse der Kunst und Wissenschaft nur als Mittel zu diesem selbstischen Zwecke werthvoll war.

Als der dreißigjährige Dominikanermönch zu Fuße, unbekannt und unbeachtet in Florenz einwanderte, stand der nur vier Jahre ältere Lorenzo auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes. Seine Feinde und Gegner lagen seit der verunglückten Revolution der Pazzi (26. April 1478) besiegt am Boden. Theils waren ihre Häupter unter der Hand des Henkers gefallen, theils schmachteten sie im Kerker oder im Exile, und ihre confiscirten Güter dienten dazu, die Mittel für die Spiele und Feste zu beschaffen, mit denen der gefeierte Magnifico das Volk seiner Stadt in einem unaufhörlichen Taumel der Lebenslust zu wiegen verstand, an welcher er selbst den lebhaftesten Antheil zu nehmen um so weniger Bedenken trug, als sein sinnliches, zu ausschweifendem Lebensgenusse geneigtes Temperament mit seinen politischen Absichten im

freien Genusse ihrer Reichthümer im Sinne ihres Herrn. Genuß des Lebens, rücksichtsloser, ausschweifender Genuß war das Ziel, dem Alles nachjagte, und dessen Verfolgung Lorenzo il Magnifico in seinem Volke mit allen Kräften anzustacheln strebte. Das öffentliche wie das private Leben von Florenz schien ein ununterbrochener Festrausch, der sich in seinen Volksfesten und vor Allem in seinem Karnevale zu üppigster Bachantenlust gipfelte. Lorenzo selbst war unerschöpflich in immer neuen Erfindungen zur Unterhaltung und Steigerung dieses Rausches. Er war es, der die Lieder dichtete, welche bei den Maskenaufzügen und Festgelagen die „goldene Jugend" von Florenz unter dem Jubel des Volkes erschallen ließ. Diese **canti carnascialeschi** sind erhalten. Sie zeigen besser als alles andere den damaligen Sittenzustand von Florenz. „Heutzutage", sagt Villari, „würde nicht nur die gebildete Jugend, sondern selbst das niedrigste Volk sich ihrer schämen, und ihr öffentliches Absingen in den Straßen der Stadt würde als eine schamlose Verletzung der Moral und Sittlichkeit der Strafe des Gesetzes verfallen. Damals aber war ihre Abfassung die mit Vorliebe betriebene Beschäftigung eines Fürsten, den seine Zeitgenossen als das Muster eines Regenten, als ein Wunder feinster Bildung, als ein staatsmännisches, künstlerisches und wissenschaftliches Genie erhoben, und der noch heute gar Vielen in gleichem Lichte erscheint. Man verzeiht ihm das Blut, das er in Strömen vergoß, um die ungerecht erworbene Oberherrlichkeit seines Hauses zu behaupten, die Zerrüttung, in welche er das Gemeinwesen versetzte, den frechen Raub an Staats- und Privat-Eigenthum, zu dem ihn seine übermäßigen Ausgaben nöthigten, seine zügellosen sinnlichen Ausschweifungen, mit denen er seine Gesundheit früh-

zeitig untergrub, man verzeiht ihm endlich die wahrhaft entsetzliche Sittenverderbniß des Volks, die er mit allen Kräften seines Geistes zu fördern suchte: das Alles verzeiht man ihm, warum? weil er doch der große Beschützer und Förderer der Wissenschaft und Kunst gewesen sei!"

Aber mit diesem vielgerühmten Verdienste hat es eine ähnliche Bewandtniß, wie mit dem Mäcenatenruhme des französischen Ludwigs des Vierzehnten, welches Buckle zuerst in das rechte Licht gestellt hat. Die Begeisterung für Wissenschaft und Alterthum, die allgemeine Hochschätzung der Gelehrsamkeit und klassischen Studien, die Vorliebe für Literatur, Poesie und bildende Kunst in jener Zeit waren keineswegs ein Verdienst Lorenzo's und der Medici; sie hatten sich in Florenz und in Italien unabhängig von ihrem Einflusse entwickelt, und in mehr als einem dieser Bereiche, wie namentlich in der Poesie, gehörte die Blüthezeit des nationalen Geistes, als die Medici emporkamen, bereits der Vergangenheit an. Es spricht nicht eben zu Gunsten des Geistes und Geschmacks der Zeitgenossen Lorenzo's, daß die geistreich leichtfertigen, ja sogar die tief unsittlichen Dichtungen des Letzteren von den bedeutendsten Autoritäten jener Tage über Dante gesetzt wurden. Selbst in der Architektur, Malerei und Skulptur gehören die großen Namen eines Brunellesco und Arnolfo, Giotto, Orgagna, Ghiberti, Masaccio, Donatello und Fiesole sämmtlich den vormedicei'schen Tagen an, und der herrliche Dom mit Brunellesco's Kuppel, der Pallazo Vecchio, der Bargello und die Loggia de' Lanzi, die Wunderthüren Ghiberti's, die Werke Masaccio's und seiner Genossen in der Kapelle del Carmine, oder Fiesole's Schöpfungen in San Marco und wie viele andere noch, verdankten ihr Dasein einem Geiste

bürgerlicher Freiheit, republikanischen Großsinnes und religiöser Vertiefung, von denen keine Spur mehr übrig geblieben war bei den Florentinern Lorenzo's, deren einzige ihnen gelassene Freiheit darin bestand, daß sich die Gelehrten und Antiquare, die Grammatiker und Philologen nach Herzenslust unter einander befehden und verlästern durften. Die gesammte geistige Bildung war nach allen Seiten hin in Formenwesen und sklavische Nachahmung des Alterthums und seiner Literatur ausgeartet. Nicht der sittliche Gehalt oder der Gedankeninhalt waren es, was der größte Kunstrichter jener Zeit, Lorenzo's Busenfreund Politian, an einem beliebten Kanzelredner wie Mariano da Gennazzano, dem Günstlinge Lorenzos, bewunderte, sondern „die wohlgeübte sonore Stimme, der gewählte sprachliche Ausdruck, die tönenden Sätze, die feine Periodenbildung, die rhetorischen Kunststücke der incisa, der harmonischen Cadenzen“ *); und das Verdict, welches der Biograph Savonarola's über den sittlichen Gesammtzustand der Regierungsperiode des großen Mediceers abgiebt, bietet dafür die ausreichende Erklärung. Bei all der gerühmten künstlerischen und literarischen Bildung war das Leben in seinem tiefsten Grunde von Fäulniß ergriffen. „Künstler, Literaten, Politiker, Signoren und Volk waren sittlich corrumpirt, jeder öffentlichen und Privattugend, jeder moralischen Empfindung bar und ledig. Die Religion war fast nur entweder Werkzeug der Regierung oder niedrige Heuchelei. Weder im Gebiete des bürgerlichen Lebens, noch in Religion, Moral oder Philosophie gab es gläubige Ueberzeugung, ohne daß doch der Zweifel sich in den Geistern zu einer ernsten Kraft erhoben hätte. Der vor-

*) Politiani Epist. (Lugd. 1533) I. p. 116 bei Villari I., 68—69.

herrschende Zustand der Menschen dieser Zeit war eine kalte Indifferenz gegen alle und jede sittlichen Grundsätze; auf diesen geistreichen Zügen voll Feinheit, Scharfsinn und Intelligenz erweckte jede Begeisterung für edle und große Ideen nicht etwa skeptischen Widerspruch, sondern nur ein Lächeln mitleidiger Ueberlegenheit; und gerade diese träge Indifferenz war ein stärkeres Hemmniß für die Tugend, als es ein offener erklärter Kampf gegen die Principien des Guten gewesen sein würde.“ Lorenzo selbst liefert einen schlagenden Beleg für diesen sittlichen Zustand der Zeit. In dem ganzen Leben dieses begabten, vielseitig thätigen Fürsten findet sich kein einziger Zug wahren Edelmuths, selbstloser Gerechtigkeit und menschlicher Tugend, weder gegen sein Volk noch gegen seine Freunde und Verwandte von seinen zahlreichen Lobrednern erwähnt. Und das ist, wie Villari hinzusetzt, „eben sowohl ein Zeichen seines eigenen Charakters als des Charakters seiner Zeit; denn wenn solche Tugenden in derselben die gebührende Achtung genossen hätten, so war er der Mann dazu, der sich darauf beflissen hätte, sich wenigstens ihren Namen mit einem theatralischen Effekte anzueignen.“

III.

Savonarola's erste Verkündigungen.

Das war der Zustand von Florenz, wie er sich nur zu bald dem scharfen Blicke Savonarola's enthüllte. Was er in seiner nächsten Umgebung sah, war nicht viel tröstlicher. Von Religion, wie er sie auffaßte und ihrer versittlichenden Kraft, ihrer demüthigen Hingebung an Werke thätiger Liebe war

kaum noch die Rede bei den Brüdern von San Marco. Ihre gerühmten Studien bestanden in spitzfindigen, mit Leidenschaft geführten Streitigkeiten über heidnische Philosopheme, bei denen es ihnen keine Sorge machte, wenn die behaupteten Sätze selbst den christlichen Principien zuwider liefen. Gab es doch Mitglieder der Platonischen Akademie in Florenz, welche allen Ernstes den Vorschlag machten, bei dem römischen Stuhle auf die Heiligsprechung Platon's anzutragen, und einer der berühmtesten Philosophen, Georg Gemistus Plethо, hatte kaum ein Menschenalter zuvor seine Hoffnung nicht verhehlt, den Kultus der hellenischen Götterwelt wieder neu erstehen zu sehen.

Savonarola's erstes Auftreten als Kanzelredner blieb auch in Florenz völlig unbeachtet. Kaum ein paar Dutzend Zuhörer fanden sich ein, wenn der neue Ankömmling in der Kirche von S. Lorenzo predigte, während alle Welt dem oben genannten Gennazzano zuströmte. Aber dieser Mangel an Erfolg, statt ihn niederzuschlagen, erhöhte nur das brennende Verlangen seines Innern, die christliche Menschheit aus ihrem Sündenschlafe zu erwecken, und ihr über die Folgen des allgemeinen Sittenverfalls in Staat und Kirche und das sicher zu erwartende göttliche Strafgericht, dessen Herannahen er bereits damals in visionären Erscheinungen vor seinem erregten Geiste sah, die Augen zu öffnen.

Das Auftreten des neuen Papstes Innocenz VIII., der um dieselbe Zeit (1484) nach Sixtus IV. Tode den Stuhl Petri bestieg, hatte selbst in der Masse des Volks Furcht und Widerwillen erregt; und als Savonarola auf einer Missionspredigt in der sienesischen Bergstadt San Geminiano zum Erstenmale seinen prophetischen Warnungsruf in den drei Sätzen erschallen ließ, welche die Züchtigung und die Erneuerung der

Kirche und das baldige Eintreten beider Dinge verkündeten, da ersah er aus dem tiefen Eindrucke, welchen diese Verkündigungen nicht nur in San Geminiano, sondern auch in andern Städten, von deren Kanzeln er sie in den folgenden Jahren mit verstärkter Kraft wiederholte, in Brescia, Pavia, Genua hervorriefen, daß die traurigen Ahnungen seines eigenen Innern im Volke einen Widerhall fanden. Den größten Erfolg hatte er in Reggio, wo er in einer Kapitelversammlung seines Ordens, an der auch wissenschaftlich ausgezeichnete Laien, unter ihnen der junge Fürst von Mirandula, Giovanni Pico, Theil nahmen, die ganze Versammlung durch sein Auftreten erschütterte. So lange sich die Verhandlungen auf dem Gebiete religiöser Dogmen bewegten, sah man den wenig beachteten sechsunddreißigjährigen Dominikanermönch mit dem bleichen abgezehrten Gesichte, der starkgefurchten Stirn und den feuerleuchtenden tiefliegenden Augen, den Kopf in die Kapuze gehüllt, schweigend und theilnamlos unter seinen Brüdern dasitzen. Als man aber auf die Kirchenzucht überging, erhob er sich plötzlich, und seine Rede gegen die Verderbniß des Clerus und der Kirche, welche wie ein Feuerstrom dahinfluthete, riß alles zu staunender Bewunderung seiner Beredsamkeit wie seiner Kühnheit mit sich fort. Man fühlte, daß man es mit einem außerordentlichen Menschen, mit einem überlegenen Geiste zu thun habe. Savonarola's Ruf und Name verbreiteten sich über ganz Italien. Der begeisterte Pico eilte seinem Freunde Lorenzo den Erfolg des florentinischen Mönchs zu berichten, der bisher dem Beherrscher von Florenz völlig unbekannt geblieben war, und ihm die Gewinnung dieses großen Redners für seine Stadt dringend zu empfehlen. Lorenzo folgte dem Rathe. Savonarola, auf den Wunsch Lorenzo's von seinen

Obern zurückberufen, kehrte im Jahre 1490 nach Florenz in sein Kloster zurück. Der kluge Mediceer ahnte nicht, daß er den Zerbrecher der Macht seines Hauses in seine Stadt einlud. Er sollte bald eine Vorahnung davon erhalten.

Der Ruf seiner Rednererfolge war Savonarola nach Florenz vorangeeilt. Schon kurze Zeit nach seiner Rückkehr vermochte die Kirche von San Marco nicht die Masse der Zuhörer zu fassen, welche sich zu den Predigten Fra Girolamo's drängte. Bereits in den Fasten von 1491 mußte er den Dom von Santa Maria del Fiore für dieselben wählen, und hier nicht minder wie in Brescia und Genua übten seine Verkündigungen von der Nothwendigkeit und Nähe des über die Verderbniß Italiens und der Kirche verhängten göttlichen Strafgerichts ihre die Gemüther im Innersten aufregende und erschütternde Gewalt. Lorenzo und den Seinen ward die Sache bedenklich, doch glaubte er im Vertrauen auf seine unbestrittene Macht, daß es nur eines Winkes bedürfen werde, um den Frate zum Einlenken zu bewegen. So erschienen denn eines Tages fünf Männer der angesehensten Häuser bei dem Mönche von San Marco, die demselben die Gefahr vorstellten, welcher er sich und sein Kloster durch die Heftigkeit seiner Predigten aussetze, und ihn zur Mäßigung dringend ermahnten. Aber Fra Girolamo war nicht der Mann sich einschüchtern zu lassen. Er besaß den vollen Stolz seiner geistlichen Unabhängigkeit, und war fest entschlossen, der herkömmlichen Unterwürfigkeit gegen die Medici, die bisher auch in seinem Kloster geherrscht hatte, ein Ende zu machen. „Ich sehe, Ihr kommt nicht aus eigenem Entschluß", so erwiederte er den Abgesandten, „Lorenzo ist es, der Euch gesendet hat. Sagt ihm, daß er sich beeile, Buße zu thun für seine Sünden, denn der Herr verschont Niemand

und hat keine Furcht vor den Fürsten der Erde!" Als man ihm mit Verweisung aus der Stadt drohte, erwiederte er: „Euer Exil schreckt mich nicht, denn Eure Stadt ist nur ein Linsenkorn auf der Erde. Und doch sage ich Euch: wenn ich auch ein Fremder bin, und Lorenzo Bürger und Beherrscher dieser Stadt, so werde ich doch in derselben bleiben und er wird sie verlassen!" In der weiteren Verhandlung mit den Abgesandten des Mediceers zeigte er zugleich eine so tiefe Einsicht in die politische Lage Italiens, deren nahe bevorstehende Wandlung eben so wie den nahen Tod der drei wichtigsten politischen Personen, Lorenzo's, des Papstes und des Königs von Neapel, er als sicher voraussagte, daß ihn die Abgesandten Lorenzo's mit Bewunderung verließen. Sie wurden später sämmtlich eifrige Anhänger Savonarola's.

In demselben Jahre (1491) wurde Savonarola zum Prior von S. Marco erwählt, was seine Stellung bedeutend befestigte. Vergebens wartete Lorenzo darauf, daß der neue Prior des von seinem Großvater Cosmus neuerbauten und reich ausgestatteten Klosters, wie es bisher Sitte gewesen war, vor ihm erscheinen und ihm seine Huldigung darbringen werde. Savonarola erschien nicht. „Da seht Ihr's", rief Lorenzo gegen seine Freunde klagend aus, „ein Fremder ist in mein Haus gekommen und würdigt mich nicht einmal seines Besuches!" Alle seine Versuche, den Geistlichen, der allein sich vor ihm zu beugen verschmähte, zu einer Annäherung zu bewegen, blieben erfolglos. Zu tief hatte Fra Girolamo das wahre Wesen Lorenzo's und seinen unheilvollen Einfluß auf das Volk von Florenz durchschaut. Vergebens, daß der Magnifico die Messe in S. Marco mit seinem Besuche beehrte, und darnach im Klostergarten spazieren ging, hoffend, daß der

erfüllt war von Götzendienst; als man Steine und Holzblöcke anbetete; als die Erde voll war von Dunkelheit und Finsterniß, die Menschen voll Sündhaftigkeit! Als Jesus noch ein kleines Kind war, als er noch im Heu der Krippe lag, als er nur seine Gebrechlichkeit offenbarte, als er noch keine Wunder gethan hatte! „„Wir haben seinen Stern im Osten gesehen!““ Den Stern hatten sie gesehen, der sein Erscheinen anzeigte, keine Wunder sonst; nicht die Himmel von Lichtglanz erstrahlen, nicht ihn Todte erwecken, nicht andere sichtbare Dinge verrichten. „„Und wir sind gekommen, ihn anzubeten.““ Wir haben einen großen Weg gemacht, nur um seine Fußstapfen anzubeten. Wenn wir ihn sehen, ihn anbeten, ihn berühren, ihm unsere Gaben darbringen dürfen, achten wir uns für Selige. Verlassen haben wir unser Vaterland, verlassen unsere Eltern, verlassen unsere Freunde, verlassen unsere Königreiche und unsere Schätze, und sind gekommen so weiten Weges, unter solchen Gefahren, mit solcher Eile, allein um Ihn anzubeten. Das ist uns genug, ist uns mehr werth als unsere Reiche, ist uns begehrenswerther als selbst das Leben! ... Was werden wir dazu sagen, meine Brüder? was können wir, Hand auf's Herz, dazu sagen? O, welch' lebendiger Glaube, welch' eine erhabene Liebe! Und nun sehet, wie groß die Herzenshärtigkeit und Verstocktheit der Juden war, da auf sie weder Wunder, noch Prophezeiungen, noch diese Stimme Eindruck zu machen vermochten."

„Aber warum haben wir unsere scheltende Rede gegen die Juden gewendet und nicht vielmehr gegen uns selbst. Warum gewahrst Du den Splitter im Auge Deines Nächsten und nicht den Balken im eigenen? Siehe, unser Herr und Heiland ist jetzt nicht mehr ein Säugling in der Krippe, sondern erhaben im Himmel. Er hat gepredigt, hat Wunder gethan, ist gekreuzigt, ist auferstanden, sitzt zur Rechten Gottes, hat den heiligen Geist in die Welt gesandt, hat die Apostel ausgesendet, hat schon die Heiden unterworfen. — Ueberall schon ist das Himmelreich, seine Pforte ist offen, der Herr ist vorangegangen auf dem Wege dahin; die Apostel und die Märtyrer sind ihm nachgefolgt. Und Du! Du bist träge, jede Mühe beschwert Dich, Du willst Christi Fußtapfen nicht folgen! Siehe jeden Tag steigt die Habsucht, wächst die Wuchergier; die Ueppigkeit hat jegliches Ding befleckt, der Hochmuth erhebt sich bis in die Wolken! Ihr seid Kinder des Teufels und wollt die Wünsche Eures Vaters befriedigen! O, wie gar wohl könnte man von Euch jenen Spruch wiederholen: Siehe ich gehe zu Menschen, die mich nicht kannten, die meinen Namen nicht anriefen; alle Tage habe ich meine Hände ausgestreckt zu dem ungläubigen Volke, welches den Weg der Verderbniß wandelt, zu dem Volke, das meinen Zorn herausfordert!"

Die Zeitgenossen und die Florentinischen Geschichtschreiber sind einstimmig in der Bewunderung der Beredsamkeit Savonarola's, deren ungekünstelte Einfachheit und natürliche Kraft einen grellen Kontrast bildeten gegen die künstlich aufgeschminkte mit gelehrten Brocken aufgeputzte Manier der Kanzelredner jener Zeiten. Selbst ein Historiker wie Guicciardini, der eifrige Freund und Begünstiger der Medici und daneben ein durchaus nicht religiöser oder fanatischer Geist, las Savonarola's Predigten mit Bewunderung und hinterließ sogar einen selbstgefertigten Auszug aus denselben. Er spricht es in seiner Geschichte von Florenz aus, daß nie zuvor ein Mann eine gleich tiefe Kenntniß der heiligen Schriften besessen habe, und hebt es hervor, daß während kein Kanzelredner in Florenz es jemals vermocht habe, länger als zwei Fastenzeiten hindurch,

ohne sich und die Zuhörer zu ermüden, die Kanzel zu behaupten, Savonarola allein die Kraft besessen habe, eine Reihe von Jahren hindurch diese Aufgabe mit immer steigendem Beifalle zu lösen. Das oben angeführte Beispiel zeigt uns eine Hauptseite seiner rednerischen Stärke, in der den Italienern eigenthümlichen Kraft plastischer Gestaltung. Savonarola's Begabung erscheint in seinen Predigten, neben einem sehr starken Verstande, als eine überaus große von Seiten der Phantasie. Er hätte eben so wohl ein großer Dichter oder ein großer Maler werden mögen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind, soweit er sie übersieht, gleichmäßig lebendig in ihm und für ihn. Er erlebt die Schöpfungsgeschichte und die Sündfluth, wie sie in der Bibel dargestellt werden. Wenn er seiner Gemeinde die aus der Ferne zur Anbetung des neugeborenen, in der Krippe liegenden Heilandes heranziehenden Magier vorführt, oder wenn er ihnen erzählt, wie Christus eine Magdalena und einen Petrus erwählte, obschon sie Sünder vor ihm waren, oder wenn er sie an die Geburtsstätte des Heilandes führt, und ihnen zuruft: „Sehet da, der, durch welchen alle Dinge gemacht sind, ist heute zeitlich geboren! Er, der der Anfang aller Dinge ist, der das All geschaffen hat, wird geboren und hat eine Mutter! Er, der die Welt in seiner Hand trägt, wird getragen von einer Jungfrau! Er, der über allen Dingen ist, beginnt ein Vaterland zu haben, beginnt ein Mitbürger der Menschen, ein Genosse der Menschen, ein Bruder der Menschen, ein Sohn des Menschen zu sein" — so meint man Bilder von Fra Angelico oder Francesco Francia vor sich zu haben. Wenn man diese gestaltgebende Phantasie in ihrer schöpferischen plastischen Kraft verbunden mit seiner Basis, der absoluten Bibelgläubigkeit an alle Wunder der

Schrift vor Augen hat, so hört man auf, sich über die visionäre Seite in diesem mächtigen, seiner Zeit sonst soweit vorausgeschrittenen Geiste zu verwundern, lernt man dieselbe als eine nothwendige Consequenz seines ganzen Wesens begreifen. Hat doch der so viel gröber angelegte deutsche Reformator, hat doch selbst Luther seine Teufelsvision gehabt und auf seine Weise bekämpft.

IV.

Lorenzo's Tod und die Vertreibung der Medici.

Savonarola's Prophezeiung eines baldigen Todes des Beherrschers von Florenz, an dessen Leben die Geschicke Italiens hingen, sollte sich überraschend schnell erfüllen. Noch war kein Jahr vergangen und der kaum vierundvierzig Jahr alte Lorenzo lag, von unheilbarer Krankheit erfaßt, mitten in all der Frühlingspracht seiner Lieblingsvilla von Careggi, in den ersten Apriltagen des Jahres 1492, ein von seinen Aerzten aufgegebener sterbender Mann.

Der grundsatz- und gewissenlose Tyrann empfand das Bedürfniß seinen Frieden mit Gott zn machen, seine Sünden zu beichten und Absolution zu empfangen. Die Tröstungen seiner Geistlichen genügten ihm nicht, denn er kannte sie zu gut, um ihrer Gewissenhaftigkeit das Heil seiner Seele zu vertrauen. Nur einen gab es in Florenz, nach dessen Zuspruch und Absolution ihn verlangte, weil er sich von der unerschütterlichen Festigkeit und Wahrhaftigkeit seines Charakters überzeugt hatte; dieser Eine war der Prior von S. Marco, Fra Girolamo Savonarola. Vielleicht auch wollte der sterbende Politiker noch

im Augenblicke des Todes sich und seinem Andenken, sowie der Partei seines Hauses den Mann gewinnen und verbinden, dessen Einfluß auf die Florentiner und dessen Bedeutung für die politische Zukunft von Florenz er vorzugsweise zu erkennen und zu würdigen fähig war.

Der herbeigerufene Savonarola erschien am Lager des sterbenden Fürsten, der so eben von seinen Freunden und von seinem Sohne den letzten Abschied genommen hatte. Drei Sünden wollte ihm der Magnifico als die schwersten seines Lebens beichten: die barbarische Plünderung der Stadt Volterra, die Beraubung des Monte delle fanciulle*) von Florenz und das nach der Verschwörung der Pazzi in Strömen vergossene Blut vieler Unschuldigen. Für diese Verbrechen erbat er Absolution. Fra Girolamo versprach ihm die verzeihende Barmherzigkeit Gottes, aber unter drei Bedingungen. Zwei derselben, unter ihnen die volle Entschädigung aller ungerecht Beraubten und Bestraften, gestand der Medici zu. Als aber darauf der Beichtiger zum Schlusse mit feierlich erhobener Stimme die dritte aussprach: „Wiederherstellung der Freiheit des Volkes von Florenz", da wandte sich der sterbende Herrscher unmuthsvoll von ihm ab ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Savonarola aber verließ Careggi ohne die Absolution zu ertheilen**). Wenige Stunden darauf starb Lorenzo de' Medici. Es war am 8. April 1492.

*) Eine Stiftung, welche das Vermögen der verwaisten Töchter von Florentiner Bürgern verwaltete. Lorenzo hatte das Geld eingezogen und dadurch die Beraubten in Elend und Schande getrieben.

**) Verschiedene Schriftsteller haben die Wahrheit der hier geschilderten und von allen Biographen Savonarola's berichteten Scene, soweit sie die letzte Forderung Savonarola's betrifft, in Abrede zu stellen versucht. Daß sie es grundlos gethan, ist von Villari I. S. 155—158 überzeugend nachgewiesen.

Sein Tod schien zunächst keinen Vortheil für Savonarola zu bringen, dessen Stellung jetzt vielmehr bedenklich zu werden begann. Lorenzo's Sohn und Nachfolger Piero besaß keine einzige jener Eigenschaften, welche seinen Vater zu dem ersten Staatsmanne Italiens gemacht hatten. Jung, unfähig, von rohen Sitten und einem an Wahnsinn grenzenden Hochmuthe, eine Tyrannennatur niedrigster Art, war sein ganzes Streben darauf gerichtet, auch die letzten von Lorenzo klüglich dem Volke gelassenen Scheinreste der Freiheit zu beseitigen. Sein Uebermuth beleidigte das Volk und entfremdete ihm selbst die ältesten Freunde seines Hauses. Vor allen haßte er Savonarola und dessen steigenden Einfluß auf das Florentinische Volk, und eine seiner ersten Maßregeln war, die Wirksamkeit des Priors von San Marco zu beseitigen, indem er insgeheim von dessen Obern in Mailand einen Erlaß bewirkte, welcher Savonarola anwies, in der nächsten Zeit nicht in Florenz, sondern in Pisa und Bologna zu predigen. Savonarola gehorchte. Aber er hatte erkannt, von woher ihm der Streich kam, und beschloß eine Erneuerung desselben zu verhüten. Dies konnte nur geschehen, wenn die toskanische Genossenschaft seines Ordens von dem Abhängigkeitsverhältnisse befreit wurde, in welchem sie zu der lombardischen Congregation stand. Savonarola stellte diesen Antrag in Rom, und wußte sogar den eitlen Piero für die Unterstützung desselben dadurch zu gewinnen, daß er ihm jene Abhängigkeit des Klosters seiner Stadt von einer fremden Macht als eine Beeinträchtigung der eigenen Oberherrlichkeit erscheinen ließ. So erreichte er nach vielen Mühen und Verhandlungen seinen Zweck. Als Piero seinen Fehler erkannte und Versuche machte, das päpstliche Breve zu hintertreiben, war es zu spät.

Trachten in die weltlichen Dinge versenkt waren und sich um das Seelenheil ihrer Gemeinden nicht kümmerten? Oder die Prediger, die nur predigten, was ihren weltlichen Fürsten lieb und angenehm war? Oder die Prälaten zu Rom, die in heidnischen Aberglauben versenkt, jeder seinen Astrologen hatten, der ihnen sagen mußte, „um welche Stunde sie ausreiten oder sonst ein Geschäft vornehmen dürften?" Je mehr der Geist aus dieser Kirche gewichen sei, desto mehr habe man sich darauf verlegt, sie mit äußerlichem Flitterkram auszuputzen. „Es ist wahr", ruft er seinen Hörern zu, „unsere Kirche hat äußerlich viele schöne Ceremonien zur Feier der kirchlichen Handlungen, schöne Meßgewänder, zahlreiche Fahnen, goldene und silberne Leuchter, zahllose Kelche, daß es eine Pracht ist. Da siehest Du denn die großen Prälaten, das Haupt geschmückt mit den goldenen edelsteinbesetzten Mitren, in der Hand den silbernen Krummstab, siehst sie gekleidet in Meßgewänder und Vespermäntel von Brokat am Altare behaglich ihre Vespern und schönen Messen singen, mit soviel Ceremonien, mit soviel Begleitung von Instrumental- und Vocalmusik, daß es Dich ganz mit Staunen erfüllt, daß sie Dir erscheinen als Menschen von großer Würde und Heiligkeit und daß Du meinst: die können nicht irren, sondern was sie sagen und thun, das müsse man beobachten wie das Evangelium. Und so freuen sich denn auch die Menschen an solchem Flitterwesen und sagen, daß die Kirche Christi niemals so blühend, der Gottesdienst niemals so wohl geübt und daß die Prälaten der frühesten Zeiten gegen die heutigen nur armselige Schlucker gewesen. Ja, es ist wahr, sie hatten damals noch keine goldenen Mitren, und die wenigen Meßgefäße von edlen Metallen, die sie hatten, die schmolzen sie ein, um der Armuth zu helfen. Unsere Prälaten aber nehmen den

Armen ihre letzte Habe, um prächtige Meßgefäße zu haben. Weißt Du, was das sagen will? In der ersten Kirche waren die Meßgefäße von Holz und die Prälaten von Gold; heute hat die Kirche ihre Meßgefäße von Gold, und die Prälaten von Holz."

Am 21. September 1494 hielt Savonarola jene berühmte Predigt „über die Sündfluth", im Dome zu Florenz, dessen weite Hallen kaum hinreichten die Masse der Zuhörer zu fassen. Der berühmte Pico von Mirandula war unter ihnen. Todtenstille erfüllte den ungeheuren Raum, die Menschen schienen von banger Ahnung vor etwas Entsetzlichem ergriffen. Savonarola selbst erschien nicht minder im Innersten erregt. Er warf einen langen durchdringenden Blick auf die dichtgedrängte Gemeinde, und plötzlich erschollen die Worte des Textes: **Ecce ego adducam aquas super terram!** wie der Donner des Weltgerichts durch den gewaltigen Raum des Gotteshauses. Pico erzählt, daß ein Schauer seine Gebeine geschüttelt und ihm das Haar auf dem Haupte emporgesträubt habe. Wohl hatten sie alle Ursache zu schaudern. Denn das von Fra Girolamo vorhergesagte göttliche Strafgericht war hereingebrochen über Italien. Das Schwert Gottes, daß er in seinen Visionen aus den Wolken herab sich der Erde nähern gesehen, hatte den ersten Streich geführt gegen das unglückliche Land; der „neue Cyrus", dessen Erscheinen der Redner mehr als einmal dem Volke verkündet, war gekommen: König Karl der achte von Frankreich hatte mit einem Heer von sechzigtausend Mann den italischen Boden betreten und das furchtbare Blutbad von Rapallo seinen ersten Schritt bezeichnet.

Wie immer waren es die Italiener selbst gewesen, welche die Fremden in ihr Land gerufen hatten. Der zweiundzwanzig-

jährige König Karl VIII., jung und ungebildet, weder Feldherr noch Staatsmann, schwächlichen und mißgestalteten Leibes, aber eitel, ehrgeizig, nach Abenteuern und Eroberungen dürstend, hatte sich von verbannten Neapolitanischen Baronen aufstacheln lassen, vermeinte Ansprüche seines Hauses auf Thron und Reich von Neapel mit Waffengewalt geltend zu machen. Die Eroberung Neapels sollte ihm zugleich als Basis eines zweiten Unternehmens dienen. Es sollte der erste Schritt zu einem Kreuzzuge wider die Türken sein, durch den er seinen Namen unsterblich zu machen hoffte. Die Fürsten Italiens, der gewissenlose intriguante Usurpator von Mailand Ludovico il Moro voran, und selbst der neue Papst Alexander VI., Borgia, hatten den französischen König unaufhörlich eingeladen, seinen italischen Zug zu unternehmen. Jeder derselben hoffte dabei, im Trüben zu fischen. Aber auch die von jenen geknechteten Provinzen und Städte setzten Hoffnungen auf die Ankunft der Fremden, sie hofften von ihnen den Sturz ihrer Tyrannen und die Wiederherstellung ihrer republikanischen Verfassungen. Vor allem war dies der Fall in Florenz, wo Piero's Tyrannei von Tage zu Tage unerträglicher geworden war. Sogar die eigenen Vettern Giovanni und Lorenzo de Medici waren aus der Haft, in welcher sie Piero gehalten, zu dem französischen König entflohen, und selbst unter den Gesandten, die Piero nach Frankreich geschickt hatte, um sich dem Könige zu empfehlen und sich wegen seiner Politik zu entschuldigen — Piero de Medici hatte sich mit Neapel eingelassen — befanden sich Feinde des Mediceers, unter ihnen der energische Pier Capponi, der Karl VIII. den Zustand von Florenz schilderte, und ihn dringend aufforderte, der Befreier seiner Vaterstadt zu werden und der Tyrannei der Medici ein Ende zu machen. Der Gedanke, als

oberster Schirmherr des von ihm zu unterwerfenden Italiens aufzutreten, schmeichelte der Eitelkeit Karls allzu sehr, als daß er ihm nicht hätte folgen sollen.

Italien selbst erschien als leichte Beute, und ernster Widerstand für einen starken Eroberer kaum zu besorgen. Es war innerlich in unzählige kleine, gegen einander intriguirende Dynastengebiete zerspalten. Das Heerwesen lag im tiefsten Verfalle und war meist in den Händen der Führer von Söldnerbanden, die sich heute für diesen, morgen für jenen Tyrannen untereinander schlugen, und ihre Kämpfe so einzurichten wußten, daß möglichst wenig, oft gar kein Blut bei ihren Treffen vergossen, dafür aber desto mehr Geld verdient und geplündert wurde. Erzählt doch Machiavelli von stundenlangen Gefechten, bei denen Niemand getödtet ward, als höchstens solche, die von ihren Pferden fallend, unfähig sich in ihren schweren Rüstungen aufzuraffen, von den Hufen der Rosse zertreten wurden. Das französische Kriegsheer dagegen, das Karl im August und September 1494 nach Italien führte, war das beste in Europa, wohlgeübt und wohlbewaffnet, schlagfertig, mit trefflicher Artillerie versehen. Seine Reiterei bestand aus der Blüthe des waffenkundigen französischen und schottischen Adels, und achttausend Schweizer, das gefürchtetste Fußvolk der Welt, bildeten den Vortrab. Ihr erstes Auftreten in Rapallo und Fivizzana, wo sie nicht nur die feindlichen Soldaten, sondern auch alle Einwohner über die Klinge springen ließen, selbst Kranke erschlugen und alles mit Plünderung und Brand heimsuchten, erfüllte ganz Italien, das an solche Art der Kriegführung längst nicht mehr gewöhnt war, mit Furcht und Entsetzen.

Was Florenz anbetrifft, so hatte die kopflose und feige Politik Piero's ihn selbst und sein Land in die schlimme

angelo's Leben, soweit wir es, namentlich auch durch seine Briefe, kennen, manches Aehnliche mit Lessing's Leben und Schicksalen hat, sein Charakter mehr als eine verwandte Seite mit dem des großen Deutschen aufzeigt. Beide waren tiefinnerliche, einsame Naturen; beide theilten das Geschick, daß ihre größten Schöpfungen Fragmente blieben und zwar zum guten Theil aus äußeren hindernden Ursachen. Beide führten ein unstätes Leben, stets unterbrochen in ihren wichtigsten Arbeiten, gehetzt und gedrängt durch widrige Umstände, durch Fürstenlaune und Fürstenleichtsinn. Beider Lebensgang hat einen tragischen Charakter, beiden fehlte die Gunst des Glücks gerade da, wo sie ihrer am meisten benöthigt waren. Und auch das ist beiden gemeinsam, daß sich von früh auf an ihr Dasein die Sorge für ihre Eltern und Geschwister als eine schwer drückende Lebenslast hing, von der sich frei zu machen beiden ihr Herz nimmer gestattete, so schwer ihr Genius auch zuweilen solche Last empfand.

Diesen letzteren Umstand in Michelangelo's Leben hat Grimm im ersten Theile seiner Arbeit völlig unerwähnt gelassen. Warum? Weil er die Kenntniß desselben erst später aus der Einsicht in jene im Britischen Museum befindlichen Briefe gewann.

Michelangelo's Familie war verarmt. Die Sorge für den Unterhalt seines Vaters, für das Emporbringen seiner Brüder, sämmtlich unbedeutende Menschen, lag von früh an auf seinen Schultern. Wenn man seine Briefe liest, so ist es als hörte man Lessing. Alles was er erwirbt, schickt er nach Florenz an seinen Vertrauensmann, den Spitalmeister von S. Maria Nuova, und stellt es der Benutzung der Seinen anheim. „Braucht Ihr mehr," — schreibt er einmal im Jahre 1509, wo er ihnen eine ansehnliche Summe überweiset, — „so nehmt,

was Ihr nöthig habt, denn was Ihr bedürft, das schicke ich Euch, und wenn es so viel wäre, als ich überhaupt habe." Mehr, setzt er hinzu, könne er ihnen nicht zu Hülfe kommen. „Doch verliert den Muth nicht, und laßt auch nicht eine Spur innerlicher Betrübniß in Euch aufkommen. Denn wenn man auch Hab und Gut verloren hat, so ist darum noch nicht das Leben verloren, und ich werde mehr für Euch schaffen als alles das werth ist, was Ihr verlieren sollt. Doch verlaßt Euch nicht darauf, es ist immer eine unbestimmte Sache."

Wie Lessing hat er fortwährend Noth mit seinen Brüdern, die immer zu ihm kommen wollen, um sein Glück zu theilen, während er selbst vor Sorgen und Arbeitsdrang kaum aus noch ein weiß, oder die ihn mit ihren Klagen und mit unnützem Geklätsche behelligen und seine Anwesenheit in Florenz für ihre kleinen Interessen verlangen, während er in Rom oder Bologna mit den wichtigsten Arbeiten beschäftigt ist. Er begegnet diesen verdrießlichen Dingen fast immer mit unermüdeter Güte und Freundlichkeit, tröstend, beruhigend, ermahnend, zum Guten redend, der wahre Kreuzträger einer geistesträgen, stets sich auf ihn lehnenden Familie. „Wenn die Leute schwatzen und zischeln so laßt sie reden," schreibt er dem Vater, „es sind Leute ohne Gewissen und ohne Liebe im Herzen." „Seid guten Muths," schreibt er ein andermal an seinen Bruder Buonarotto, „ich werde halten was ich versprochen habe. Gieb dem Vater und Giovansimone diese Versicherung und schreibe mir, wie es Giovansimone geht. Lernt ordentlich und gebt Euch Mühe im Geschäft, damit Ihr, wenn es darauf ankommt, und das wird bald der Fall sein, die nöthige Erfahrung habt." Als ein dritter Bruder, Gismondo, mit aller Gewalt zu ihm nach Rom kommen will, um ihm dort zur Last zu liegen, schreibt er an

den älteren: „er sei völlig außer Stande, demselben irgendwie jetzt zu helfen. Er sei mit Sorge und Arbeit so überlastet, daß er kaum Zeit finde, sein bischen Essen zu sich zu nehmen. Man sollte ihm nicht noch mehr aufbürden. „Kein Loth schwerer vermöge er zu tragen, als ihm jetzt schon auf dem Rücken liege." Nur einmal entfährt seinem starken Herzen ein Wort der Klage über den Undank, den er für all' seine Gutthaten von den Seinen zu erfahren hatte. Es war um das Jahr 1512 und in Florenz schlimme Zeiten, er selbst in Rom von Krankheit, Arbeit und Verdruß aller Art heimgesucht. Die Seinen klagten ihm aus Florenz die Ohren voll von ihren Nöthen, und verlangten immer nur Hülfe. „Sorgt für Eure Gesundheit," schreibt er, „und seht, ob ihr nicht doch das tägliche Brod zu schaffen im Stande seid und mit Gottes Hülfe arm aber ehrlich durchkommt. Ich mache es nicht anders, lebe elend, und kümmere mich nicht um äußerliche Ehre. Tausendfache Sorge und Arbeit lasten auf mir; und so treibe ich es nun schon fünfzehn Jahre, ohne daß ich nur eine vergnügte ruhige Stunde gehabt. Und Alles habe ich gethan, um Euch zu unterstützen, was Ihr niemals erkannt und geglaubt habt, Gott vergebe uns Allen! ich bin bereit so fortzuarbeiten, so lange ich kann und so lange meine Kräfte reichen."

Michelangelo war damals erst siebenunddreißig Jahre, und von seinem zweiundzwanzigsten an war nach seinem eigenen Geständniß sein Leben von solcher Art gewesen! Ich gestehe, daß die Kenntniß dieses einen Umstandes für mich von höherem Interesse und die daraus entspringende Einsicht in die Hindernisse, mit denen der Genius des Künstlers zu ringen hatte, für das Verständniß des *Menschen* wichtiger ist, als irgend eins der Werke, die er geschaffen, und deren meist

schwermüthig düsterer Charakter hinwiederum seine Erklärung zum Theil aus solchem Lebensschicksal empfängt.

II.

Diese Sorge um den Vater und die Brüder begleitete Michelangelo bis in sein hohes Mannesalter hinein. Der einzige seiner Brüder, zu welchem er ein leidliches Verhältniß hatte, Buonarotto, der den Familiennamen nach alter Sitte des Hauses als Vornamen führte, starb in seinen Armen an der Pest. Ihm folgte der neunzigjährige Vater (1536), für den Michelangelo sein Leben lang als frommer Sohn gearbeitet. Dieser Vater hatte ihm viele Noth und schweren Kummer bereitet. Er war ein beschränkter, leicht zu beschwatzender und zum Jähzorn geneigter Mann, hinter den sich die anderen Söhne steckten, so oft sie gegen Michelangelo etwas durchsetzen, ihn zu immer neuen Opfern für die Familie bewegen wollten. Wir sehen aus Michelangelo's Briefen, daß des Verhetzens und Anklagens gegen ihn, der sie doch alle ernährte, kein Ende war. Dennoch hing Michelangelo mit treuer Liebe an dem Vater. Als derselbe im Jahre 1516 gefährlich erkrankte, schreibt er von Rom aus an den Bruder: er selber stecke zu tief in Arbeit, um nach Florenz reisen zu können; wenn sich aber des Vaters Zustand verschlimmern sollte, so wolle er ihn in jedem Falle noch vor dem Hinscheiden sehen, und wenn es auch ihm selbst das Leben kosten solle. „Sorge auch dafür", fährt er fort, „daß ihm zu seiner Pflege nichts mangele, *denn ich habe mich für ihn allein abgemüht*, um ihm bis zu seinem Tode ein sorgenfreies Leben zu schaffen." Es dürften keine

Kosten gescheut werden, und sollte auch sein ganzes Vermögen draufgehen. — Der Vater genas, und die Quälereien und Intriguen der Familie gegen den großherzigen Michelangelo begannen aufs Neue. Wie weit sie gingen, zeigen zwei Briefe, etwa zehn Jahre vor des Vaters Tode von Michelangelo an denselben geschrieben. Michelangelo arbeitete damals in Florenz. Der achtzigjährige Alte, von den Söhnen aufgehetzt, war plötzlich aus seinem Hause nach Settignano aufs Land gegangen, und hatte überall herumgesagt, sein Sohn Michelangelo habe ihn aus seinem Hause vertrieben. Michelangelo war darüber außer sich vor Schmerz und Kummer; der Brief, den er an seinen Vater am folgenden Tage schrieb, läßt uns tief in sein Herz blicken. „Das weiß ich als gewiß", schreibt er, „daß es mir vom Tage meiner Geburt an bis zum heutigen nie in den Sinn gekommen ist, weder im Kleinen noch im Großen etwas zu thun, das Euch entgegen wäre. All' meine Müh' und Arbeit habe ich stets nur Euretwegen auf mich geladen, und Ihr wißt wohl, seit ich von Rom nach Florenz gekommen, daß ich immer nur Euretwegen in Florenz geblieben bin, und daß ich Alles was mir gehört als Euer Eigenthum betrachte — und jetzt muß ich erstaunen, wie rasch Ihr alles vergessen habt. Dreißig Jahre kennt Ihr mich doch nun, Ihr und Eure Söhne, als den, der ich bin, und wißt, wie ich Euch, wo ich nur konnte, Güte zugedacht und zugefügt habe. Wie könnt Ihr also jetzt herumsagen, ich hätte Euch aus dem Hause getrieben? Das war das was noch fehlte zu all' dem Kummer, den ich um andere Dinge gehabt, und Alles Euretwegen. Das ist der Dank dafür!" Zum Schlusse endlich schreibt er mit herzzerreißender und herzzerrissener Ironie:

„Jetzt aber, sei geschehen was da wolle, ich will es zugestehen, ich will es gewesen sein, der Euch aus dem Hause getrieben, Ihr sollt Euch immer meiner geschämt und Schaden durch mich erlitten haben; es soll so gewesen sein. Ich bitte Euch um Verzeihung, vergebt Eurem Sohne, und wenn er auch niemals etwas getaugt und Euch in allen erdenklichen Nachtheil gebracht hätte. Noch einmal, ich bitte, vergebt mir, was ich auch verbrochen, und laßt nicht die Schande auf mir sitzen: ich hätte Euch aus dem Hause gestoßen; denn mir ist mehr daran gelegen, als Ihr glaubt, und — ich bin doch immer Euer Sohn! Man drängt mich abzureisen und ich kann es nicht, ohne Euch gesprochen zu haben. Ihr dürft nicht in Settignano bleiben. Bitte, laßt alle die traurigen Dinge auf sich beruhen und kommt. Euer Michelangelo."

Der Sohn, der so an den Vater schrieb, war funfzig Jahre alt, und der erste Künstler Italiens, dessen Ruhm die Welt erfüllte und dessen Mannesstolz von Päpsten und Kaisern nicht den zehnten Theil dessen sich gefallen zu lassen gewohnt war, was er von dem Vater ertrug. Aber seine Bitten blieben vergebens. Der von den Söhnen verhetzte alte Mann kam nicht, sondern antwortete schriftlich und auf beleidigende Weise. Da wallte in dem gekränkten Michelangelo der gerechte Zorn auf. Er schrieb dem Vater: die Brüder seien es die ihn betrögen und bethörten; vor ihnen solle er sich in Acht nehmen, nicht vor ihm, der ihm nie anders als Gutes erwiesen. „Einmal im Leben stirbt man nur und kehrt nicht zurück, um gut zu machen, was man verschuldet. Habt Ihr deßhalb so lange gelebt, um so zu handeln?" — So schließt der Brief. Es ist der letzte, den wir von Michelangelo an die Seinen haben. Aber bei dem Tode des Vaters machte sein gramvolles Innere

sich Luft in dem herrlichen Klagegedicht, in welchem er seine tiefe Schwermuth offenbarend von sich selber sagt, daß ihm das Leben eine schwere Last:

Doch nun, da Du entflohn der Qual der Erde,
Jammert's Dich nicht, daß das Geschick es wollte,
Daß mir durch Dich Dasein gegeben werde?
Denn Dir hat erst der Tod den Tod gegeben;
Doch ich, der ich im Elend hier noch weile,
Trag' in der Seele den Tod, und ich muß leben!

Der hier ausgesprochene Zug düsterer Schwermuth geht durch das ganze Leben Michelangelo's. Dies Leben war an Bitterniß und Schmerzen eben so reich, wie das Leben seines großen Zeit- und Kunstgenossen Rafael reich war an Heiterkeit und Sonnenschein des Glücks. Der Mensch aber ist das Product seiner Schicksale. Die Verhältnisse, unter denen er sich entfaltet und bewegt, die Erfahrungen, die ihm das Leben auferlegt, die Umstände, welche ihn hemmen oder fördern, prägen sein Wesen aus. Michelangelo war von Hause aus eine ernste, in sich geschlossene, einsame, auf sich und seine Kraft gestellte Natur. Der Sonnenschein des Glücks hätte die Herbheit seines Wesens mildern, die Schroffheit und düstere Gewaltsamkeit seines Naturells mäßigen mögen. In der Finsterniß des Unglücks mußte das Gegentheil der Fall sein, und Unglück war der Begleiter seines Lebens fast von Jugend an.

Wir haben gesehen, wie die Familie für ihn zur Quelle fortdauernder Sorge und Noth, und was schlimmer ist, zur Ursache unaufhörlicher schwerer Herzenskümmerniß und Lebensverbitterung ward, wie die Nadelstiche der kleinlichen Beschränktheit und Herzenstücke sein großes Herz bis in sein hohes Mannesalter hinein unaufhörlich verwundeten, das zu edel und

selbstlos war und zu fein empfand, um diese Plage — an der schon mancher Genius sich verbluten mußte — von sich abzuschütteln. Schon dieses Schicksal, das eine neidische Gottheit ihm in die Wiege legte, war ein hartes. Anderes noch Härteres und Schwereres kam dazu. Nie hat Liebesglück sein liebebedürftiges Herz beseligt. Einsam mußte er durch sein langes Leben gehn, und die Gluth und Tiefe der Leidenschaft, deren dichterischen Ausdruck er in stillen Nachtstunden dem Papiere anvertraute, fand nimmer Erwiederung, ja sie ward vielleicht niemals dem Gegenstande seiner Liebe kund, von dem wir selbst nicht einmal den Namen wissen. Kein einziges seiner Liebes-Gedichte, aus dem ein andres Gefühl spräche als das der Trauer über unerwiederte Leidenschaft oder schmerzliche Entsagung.

Michelangelo war häßlich. Sein von Natur wohlgebildetes Antlitz war durch die frevelhafte Roheit eines neidischen Kunstgenossen, des Bildhauers Pietro Torrigiani, entstellt worden, der eine spottende Bemerkung Michelangelo's, als beide in der Kirche del Carmine zu Florenz Massaccio's Bilder nachzeichneten, durch einen Faustschlag ins Gesicht erwiedert hatte, welcher dem unglücklichen Jünglinge das Nasenbein völlig zerschmetterte. Der brutale Elende rühmte sich noch später gegen Benvenuto Cellini, „den stolzen Künstler für sein ganzes Leben gezeichnet zu haben". Michelangelo empfand diese Verstümmelung schmerzlich. Eins seiner Gedichte spricht diesen Schmerz mit einem einzigen Worte aus, das Grimm (I., 359) sehr richtig erklärt. Er hielt sein Angesicht für zu entstellt, um je Liebe erwerben zu können. So verschloß er sein Gefühl in sich selbst und schritt einsam durch sein Dasein, ohne Frauenliebe, ohne ein Weib, das er sein nannte, ohne Kinder — und

er liebte Kinder sein Leben lang. Seine spätere Neigung für die herrliche Fürstin Victoria Colonna war die Freundschaft eines Sechszigjährigen zu einer Frau, die bereits ähnlich hoch in Jahren stand, zu einer Fürstin im Wittwenschleier, den sie bald mit dem Nonnenschleier vertauschte, zu einer geistvollen, frei- und hochgesinnten Frau, mit der ihn Gleichheit der Gesinnung und Weltanschauung verband. Und auch sie ward ihm entrissen, lange bevor er selbst dahinging.

Endlich sein eigenstes Dasein, sein Leben und Wirken als Künstler — war eine Dornenbahn sonder Gleichen. Seine größten Schöpfungen blieben unvollendet oder gingen zu Grunde, wie der Carton seiner Reiterschlacht und die Statue Julius II. in Bologna. Das Werk, an das er sein Leben gesetzt hatte, das Grabmal desselben großen Papstes, ward für ihn fast sein Leben lang eine Quelle der herznagendsten Verdrießlichkeiten, theils durch die Schuld der Päpste, die ihn von einer Arbeit zur andern zerrten und ihm die Muße versagten, das, was ihm am meisten auf der Seele lag, zu vollenden, ja ihn zwangen, seinen übernommenen Verpflichtungen untreu zu werden; theils durch die Kleinlichkeit der Familienerben Julius II., die ihn nöthigten, auf den kolossalen Grundgedanken seiner Schöpfung zu verzichten und statt des geplanten Ganzen jenes Werkes nur ein Fragment hinzustellen. Man kann daher behaupten, daß diese Aufgabe — die ihm der höchste Ehrenpreis dünkte, als er sie übernahm — das Unglück seines Lebens ward.

III.

Aber tiefer noch als dies Alles, als der Verdruß und zornige Gram über die Mißhandlung, die er durch seine Familie erfuhr, als sein liebeleeres Dasein, als die tausendfachen Nöthen, welche ihm die Launen der Päpste, für die er arbeitete, ihre Ungeduld und ihr Abspringen von einem zum andern, ihr schlechtes Zahlen und die Intriguen seiner Feinde zu Wege brachten — viel tiefer noch lastete ein anderer Schmerz auf der Seele des gewaltigen Mannes: der Schmerz über den Untergang der Freiheit seiner Vaterstadt, den zu erleben ihm beschieden war.

Michelangelo war Republikaner echter Art. Seine Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter Lorenzo, den großen Mediceer, verleitete ihn nicht zum Abfalle von der Sache der demokratischen Freiheit seiner Vaterstadt. Er war ein Achtzehnjähriger, als Lorenzo starb und Savonarola's Regiment begann, das den Nachfolger Lorenzo's, den hochmüthig unfähigen Piero aus Florenz vertrieb. Der Jüngling Michelangelo gehörte zu den Anhängern des hochbegabten Fanatikers, der Florenz und ganz Italien sittlich und religiös zu reformiren und Staat und Kirche von ihren schweren Schäden zu heilen unternahm. Noch in hohem Alter studirte er seine Schriften. Ein glückliches Geschick, das ihn (1496) nach Rom führte, entzog ihn dem Schicksal, mit in den Untergang des Reformators verwickelt zu werden. Erst zwei Jahre nach Savonarola's Hinrichtung kehrte er in die Vaterstadt zurück. Die fünf Jahre, welche er dort verlebte, gründeten seinen Künstlerruhm, der seine Berufung nach Rom durch Julius II. veranlaßte. Aber er blieb Florentiner

in Rom und ein fremder Gast in der Siebenhügelstadt. Im Jahre 1512 ward die Herrschaft der Medici in Florenz wieder hergestellt. Die nächstfolgenden Jahre sehen die Familie auf dem Gipfel des Glücks. Ein Medici besteigt als Papst den römischen Thron, es ist Leo X., der Gönner Rafael's und Michelangelo's, sein Bruder Giuliano, Gonfalonier der Kirche, mit einer französischen Prinzessin vermählt, sein Brudersohn Lorenzo, als Generalcapitän Beherrscher von Florenz, sein Vetter Giulio, Erzbischof von Florenz, Cardinal und Legat in Bologna. Die Zustände der Republik besserten sich indessen allmälig nach Seiten der Freiheit und des Selbstregiments der Bürgerschaft hin, und die Strenge des Regiments der Medici ließ mehr und mehr nach. In Folge der Eroberung Roms durch das Heer Bourbons bricht in Florenz die Revolution gegen die regierende Familie aus. Die Medici entfliehen (17. Mai 1527), und drei Tage nach ihrer Flucht wird in Florenz die Freiheit hergestellt. Michelangelo war damals in seiner Vaterstadt und erlebte diesen Umschwung, wenn auch ohne sich hervorragend an der Revolution zu betheiligen, doch mit innerer Genugthuung. Die neue Regierung, das Consiglio grande, übertrug ihm sogleich eine große Arbeit, die Gruppe des Herkules und des Cacus, welche der elende Bandinelli, ein sclavischer Anhänger der Medici, fliehend in Stich gelassen hatte. Sie sollte symbolisch den Sieg der Republik über ihre Feinde darstellen. Aber es kam nicht zur Ausführung des Werkes. Statt derselben sollte der Künstler vielmehr den Verzweiflungskampf der neuen Freiheit mitkämpfen, den die wieder hergestellte Republik Florenz mit der vertriebenen Herrscherfamilie zu bestehen hatte.

Und er kämpfte ihn mit aus bis zur letzten Stunde, mit

dem Muthe eines echten Republikaners, obschon er an dem letztlichen Ausgange selbst nicht zweifelte, und voraussah, daß das von allen seinen Bundesgenossen verlassene Florenz der Uebermacht seines Gegners, des Mediceers, erliegen müsse, der seit 1523 als Papst Clemens VII. auf dem römischen Throne saß, und der sich nicht schämte, dieselben Spanier und deutschen Soldknechte, die sein Rom zur Wüste gemacht hatten, jetzt in seinem Solde gegen die eigene Vaterstadt zu führen, die er lieber der Vernichtung preisgeben, als der Herrschaft seiner Familie entrissen sehen wollte!

Trotzdem beschlossen die Bürger von Florenz heldenmüthigen Widerstand. Michelangelo ward beauftragt die Befestigungsarbeiten zu leiten. Einen Augenblick schwankte er, ob er bleiben solle. Sein scharfes Auge erkannte in dem Condottiere Malatesta, der den Oberbefehl der Sold-Truppen der Republik führte, den späteren Verräther, und er beantragte seine Absetzung. Als seine Warnung verschmäht wurde, verließ er im Unmuthe die Stadt, als er aber das Nahen des feindlichen Heeres erfuhr, litt es ihn nicht länger in der Fremde. Er kehrte mit Lebensgefahr zurück und übernahm seinen alten Posten als Vertheidiger von San Miniato, von dessen Wällen und Bastionen er monatelang seine Geschütze gegen die Feinde spielen ließ. Die Begeisterung, die hingebende Aufopferung der Florentiner, deren Wahlspruch „Arm aber frei!“ an allen Mauern zu lesen war, machen diesen fast neunmonatlichen Heldenkampf der Stadt um ihre Freiheit zu einer der erhebendsten Episoden der Geschichte Italiens.

Um die Stadt besser zu vertheidigen, hatte man freiwillig die Vorstädte mit allen ihren Kirchen und Palästen, Villen und Landhäusern zerstört, und auf den Trümmern Schanzen

errichtet. Der Opfermuth der Bürger war unbeschreiblich, ihre ausharrende Tapferkeit wahrhaft heroisch, und Michelangelo stand unter den ersten. Nur in den kurzen Raststunden des Kampfes, wenn der Geschützdonner schweigen durfte, verließ der Künstler seine Kanonen, um an den Grabdenkmälern der Medici zu meißeln oder an seiner Leda zu malen, bis ihn der erneuete Angriff der Belagerer aus seiner stillen Werkstatt wieder auf seinen Posten nach San Miniato rief, um die Freiheit der Vaterstadt als Soldat gegen dieselbe Familie zu vertheidigen, für deren Verherrlichung er als Künstler arbeitete. Aber alle Tapferkeit und Aufopferung war vergebens. Der Fall des heldenmüthigen Ferrucci, des genialen Feldherrn der Florentiner, und der von Michelangelo prophezeite Verrath Malatesta's führten die Uebergabe von Florenz herbei. Man kann sagen, daß die Stadt erst fiel, als ihr bestes Lebensblut verströmt war. Alessandro dei Medici ward Herzog von Florenz; die Reaction trat ein, welche jeder übermäßigen Anstrengung folgt, und bald schmiegte die entwaffnete Bürgerschaft von Florenz ihren Nacken unter das Joch eines unumschränkten Herrn.

Eine Amnestie ward erlassen. Michelangelo war unter den Amnestirten — sein Künstlerruhm war zu groß, als daß die Tyrannei es gewagt hätte, Hand an den kühnen Republikaner zu legen, der bis zur letzten Stunde auf seinem Posten kämpfend ausgeharrt hatte. Er kam aus seinem Versteck hoch im Glockenthurme von S. Nicolo oltra Arno, nicht weit vom Thor nach San Miniato hervor, und ging in seine Werkstatt in die Sacristei von San Lorenzo, um weiter zu meißeln an den Genien für die Grabdenkmäler der beiden Medici. Aber sein Herz war tödtlich verwundet und er verhehlte seinen Schmerz über den Ausgang des Kampfes nicht. Als seine Statue der

„Nacht" zum ersten Male ausgestellt wurde, fand sich unter den nach damaliger Sitte an ihr angehefteten Versen der Bewunderer auch die Strophe:

Die Nacht, die Du so reizend hingegeben
Dem Schlafe siehst — ein Engel*) hat in Stein
Gemeißelt sie. Der Schlaf muß Leben sein!
Weck, Zweifler, sie und sie wird Antwort geben.

Der Verfasser war Giovanbatista Strozzi, ein politischer Gegner Michelangelo's und entschiedener Anhänger der Medici, in deren Gefolge er jetzt in die Stadt zurückgekehrt war. Michelangelo erwiederte sein Gedicht, indem er seine Statue selbst folgende Antwort geben ließ:

Lieb ist der Schlaf mir, — lieber, daß ich Stein!
Es mag, so lange Schmerz und Schande währen,
Nicht sehn, nicht fühlen einzig Trost gewähren.
Drum weck' mich nicht! Laß leis' Dein Sprechen sein**).

IV.

Das ist Michelangelo der Republikaner, der freie Bürger von Florenz, der begeisterte und ausharrende Anhänger der Freiheit! Hat Grimm wohl an diese Seite des Mannes gedacht, als er dessen Leben Peter Cornelius widmete, der ein ruhmvolles Künstlerleben als Feind des Freiheitsstrebens unserer Zeit beschließt?!

*) Angelo, Anspielung auf Michel Angelo's Name.

**) Ich hab' es gewagt, die beiden Strophen zu übersetzen, obschon Herr H. Grimm es für unmöglich erklärt ihre Kraft und Kürze wiederzugeben.

die, so lange er lebte, kaum je eines Menschen Auge sah. Sein Leben war „ein Leben mit dem Tode im Herzen", wie er selbst es genannt hat.

Versuchen wir jetzt an der Hand des Biographen den äußern Lebensgang des Mannes mit wenigen Strichen zu skizziren.

V.

Michelangelo Buonarotti, geboren den 6. März 1475, stammte aus einem alten, um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Florenz eingewanderten Geschlechte, das sich rühmte, kaiserliches Blut in seinen Adern zu haben. Seine Vorfahren bekleideten Ehrenämter in der Republik von Florenz, wo früher die Buonarotti zu den angesehensten Familien gehörten. Seine Amme war die Frau eines Steinmetzen in dem Gebirgsflecken Settignano, wo der kleine Michelangelo seine erste Kindheit verlebte. Er pflegte später zu sagen, daß er die Liebe zu seinem Handwerke mit der Muttermilch eingesogen habe. Gewiß ist, daß er zu zeichnen und zu malen begann, sobald er seine Hände gebrauchen konnte, und noch im vorigen Jahrhundert zeigte man in seiner Pflegemutter Wohnung zu Settignano wie in seinem elterlichen Hause zu Florenz an den Zimmerwänden die ersten Versuche seiner kindischen Kunstbestrebungen.

Sein Vater Ludovico hatte den Knaben zum Gelehrten bestimmt. Aber Michelangelo zog es vor, die Lehrstunden des Grammatikers, Meister Francesco von Urbino, zu verabsäumen und in den Werkstätten der Maler zu zeichnen und zu malen. Da weder Ermahnungen noch Schläge bei ihm fruchteten, ließ

sich der Vater endlich bewegen, den Knaben, der hartnäckig auf seinem Sinne beharrte, zu den Meistern Domenico und David Grillandaji (Grillandajo, florentinisch für Ghirlandajo) in die Lehre zu geben. Drei Jahre sollte er Lehrling und als solcher seinen Lehrherrn zu Diensten sein, wofür diese ihm einen Lohn von jährlich sechs Goldgulden zu zahlen und denselben jedes Jahr um zwei Goldgulden zu steigern versprachen. Er kam gleich mitten in eine große Arbeit hinein, denn Domenico Grillandajo, der zu den ersten Malern der Stadt zählte, hatte so eben den ehrenvollen Auftrag erhalten, den Chor von Santa Maria Novella mit biblischen Wandbildern auszumalen. Der vierzehnjährige Lehrbursche zeigte gar bald, daß er kein gewöhnlicher Lehrling war. Eines Tages, als sich der Meister aus der Kirche entfernt hatte, zeichnete er das Gerüst mit allen Geräthschaften und Arbeitern so durchaus richtig ab, daß Domenico bei dem Anblicke der Zeichnung ausrief: „Der Bursche versteht mehr davon als ich selber!" Bald aber schlug diese Bewunderung in Neid und Eifersucht um, als der Lehrling sich einmal erlaubte, eine Zeichnung des Meisters selbst zu korrigiren. Michelangelo verließ die Werkstatt Ghirlandajo's noch vor Ablauf der dreijährigen Lehrzeit.

Schon vorher hatte der begabte Jüngling die Aufmerksamkeit Lorenzo's dei Medici, des Perikles von Florenz auf sich gezogen. Er hatte Zutritt zu dem Garten von San Marco erhalten, wo die gesammelten Kunstwerke der Medici aufgestellt waren, und hatte Freundschaft mit den Marmorarbeitern geschlossen, welche Lorenzo hier ausbilden ließ. Von einem derselben verschaffte er sich ein Stück Marmor und die nöthigen Bildhauerwerkzeuge, und kopirte sofort aus freier Hand eine antike Faunenmaske, der er jedoch abweichend von dem Originale einen

weitgeöffneten Mund gab, so daß man die Zahnreihen in demselben erblickt. Als Lorenzo bei einem Besuche seiner Anstalt diese Arbeit sah, lobte er sie, bemerkte jedoch: der Faun sei zu alt um noch alle Zähne beisammen zu haben. Kurze Zeit darauf bei dem nächsten Besuche des Fürsten hatte der junge Michelangelo mit so meisterhafter Geschicklichkeit eine Zahnlücke hineingemeißelt, daß Lorenzo voll Bewunderung sich entschloß, den jungen Künstler unter seine besondere Obhut zu nehmen. Er ließ zunächst Michelangelo's Vater zu sich einladen, um ihn zu bewegen, ihm den Sohn zu überlassen. Das war aber kein Leichtes. Der alte Buonarotti, der schon mit Mühe sich dazu herbeigelassen hatte, seinen Sohn in die Zunft der Maler herabsteigen zu sehen, war noch weniger gestimmt, ihn jetzt noch tiefer im Range der Handwerkskünste herabsteigen und „Steinmetz" werden zu lassen. Indessen Lorenzo setzte es durch. Er verlieh dem Vater eine kleine Zollstelle mit acht Scudi monatlicher Besoldung, welche dieser sich wünschte, und um diesen Preis durfte Michelangelo dem Antrage seines fürstlichen Gönners folgen, der ihm Wohnung in seinem Palaste anwies, ihm Speisung an seiner Tafel, nebst Kleidung und monatlich fünf Dukaten Taschengeld gab, und ihn durch seine Unterhaltung und durch den Verkehr mit den Gelehrten seiner Umgebung in der Kenntniß der alten Kunst und ihrer Werke förderte. Der siebzehnjährige „Steinmetz" an der Tafel des Fürsten von Florenz giebt ein lebendiges Bild von der Freiheit der damaligen Lebenszustände! — Aus einem Marmorblock, den ihm der gelehrte Alterthumskenner Angelo Politiano, der Freund und Hausgenosse Lorenzo's schenkte, schuf Michelangelo hier sein zweites plastisches Werk, den Kampf des Herkules mit den Centauren, wozu ihm Politiano die nöthigen antiquarischen Anweisungen gab. Es war eine Lieblingsarbeit

Michelangelo's, von der er sich niemals trennen mochte, und die er noch in hohem Alter gern betrachtete. Sie ist noch heute im Besitze seiner Familie zu Florenz; seine erste Arbeit, die Faunmaske, wird in der Gallerie der Uffizien aufbewahrt.

Die Künstlerakademie Lorenzo's stand unter Leitung des alten Bildhauers Bertoldo, eines Schülers von Donatello (1383—1466). Es war eine Akademie im besten Sinne des Wortes, wo das lebendigste Kunsttreiben jeder Richtung den freien Spielraum ließ. Grimm hat dies allseitig freie Florentiner Künstlerleben in der Akademie des großen Mediceers Lorenzo, in welcher „das Alterthum und die neueste Zeit gleichmäßig geschätzte Vorbilder waren", und wo das sorgfältigste Studium der Natur und des lebendigen Daseins niemals todte Nachahmung aufkommen ließ, mit treffenden Zügen geschildert. Nicht minder vortrefflich ist seine Schilderung der Vortheile, welche dem Künstler jener Zeit dadurch zu Theil wurden, daß er nicht als der, wenn auch noch so reich belohnte Diener und Unterthan eines Herrschers arbeitete, „in dessen Ohren Freiheit wie Aufruhr und Verrath klingt, sondern daß er sich voll empfinden durfte als selbstbewußter Bürger eines freien Gemeinwesens, für das er mitrathen und mitthaten durfte in allen öffentlichen Dingen, und das hinwiederum an der Kunst und ihren Werken den lebendigsten Antheil nahm."

Aber das heitere Florentiner Kunstleben sollte bald ein jähes Ende finden. Lorenzo der Prächtige stirbt. Savonarola's Revolution vertreibt den Sohn und Nachfolger Lorenzo's aus Florenz. Michelangelo selbst war schon vorher nach Venedig und von dort nach Bologna gegangen, wo ihn aber der Handwerksneid der Kunstgenossen nicht aufkommen ließ. Auch in

Florenz, wohin er nach einem Jahre zurückkehrt, kann er sich nicht halten. Einundzwanzigjährig entschließt er sich, nach Rom zu gehen, wohin eine Arbeit von ihm, ein schlafender Amor, dem er den äußern Anschein einer ausgegrabenen Antike gegeben, an einen Cardinal als solche verkauft worden war. Auch äußere Umstände zwangen ihn dazu. Er sollte und wollte Geld erwerben, um seinen Vater und seine verarmte Familie zu unterstützen, eine Aufgabe, die, wie wir sahen, bis in sein hohes Mannesalter auf ihm lasten blieb. Hier in Rom schuf er das Werk, das den ersten Grundstein zu seinem Ruhme legte, die Gruppe der Pieta im St. Peter (Grimm I., 187—193); sie war ein Zoll des Mitgefühls, das er dem Geschicke des kühnen Reformators seiner Vaterstadt darbrachte, der um dieselbe Zeit in Florenz den Märtyrertod durch das Feuer erlitt. Andere Arbeiten, die er während seines ersten römischen Aufenthaltes schuf, sind die Madonna Labouchère, ein unvollendetes Temperabild (Grimm I., 181 ff.), ein jetzt verlorener Cupido, und die Marmorstatue eines jugendlichen trunkenen Bachus (I., 183 ff.).

Im Jahre 1500 kehrte Michelangelo nach Florenz zurück. Die fünf folgenden Jahre, die er hier verlebte, stellten seinen Künstlerruhm auf feste Füße. Er malt eine heilige Familie in der Tribüne von Florenz, er meißelt seine Marmorstatue der Madonna von Brügge, und ihm wird die Ehre zu Theil, aus einem bereits übelzugerichteten Blocke, im Auftrage der Vaterstadt, die Kolossalstatue des David zu schaffen, dieses gigantische Wahrzeichen von Florenz, dessen Aufstellungstag, der 18. Mai des Jahres 1504, in Chroniken und Aufzeichnungen als eine Epoche betrachtet wird. Daneben arbeitete er noch an zahlreichen andern statuarischen Werken, las die Dichter und dichtete selbst. Das Größte aber war, daß er jetzt ausersehen wurde, mit dem

ruhmreichsten Meister Italiens, mit Leonardo da Vinci, um den Preis der Kunst zu ringen.

Es war die Zeit der höchsten Kunstblüthe von Florenz. Nicht nur der um dreiundzwanzig Jahre ältere Lionardo da Vinci, dessen Ruhm bereits durch ganz Europa erschollen war, arbeitete dort, sondern auch Filippino Lippi, Granacci, Pier di Cosimo, Lorenzo da Credi, endlich Lionardo's Jugendfreund und Mitschüler Pietro Perugino und seit dem Herbst 1504 auch der einundzwanzigjährige Rafael.

Mit dem Größten von Allen sah sich Michelangelo jetzt zu einem Wettstreit berufen, wie er in der Geschichte der Malerei jener Zeit einzig dasteht. Leonardo hatte den Auftrag erhalten den Versammlungssaal des Consiglio grande mit historischen Bildern zu schmücken. Michelangelo ward jetzt, nach Vollendung seines David, dieselbe Ehre zu Theil. Leonardo stand als Maler auf der Höhe seines Ruhms; Michelangelo hatte mit ihm verglichen noch so gut wie nichts gemalt, aber man traute ihm bereits das Höchste zu, und er zeigte, daß er der Mann war, das Höchste zu leisten. Die Cartons zu den Schlachtbildern beider Meister — (die Bilder selbst wurden nicht ausgeführt) — waren kaum ausgestellt, als die Künstler aus ganz Italien nach Florenz zusammenströmten, dieselben zu sehen, zu bewundern, zu studiren. Es datirte eine neue Aera von diesen Werken, und Benvenuto Cellini trägt kein Bedenken, den Entwurf Michelangelo's über alle späteren Werke des Meisters zu setzen. Gewiß ist, daß Michelangelo mit dieser Arbeit sich seinem Nebenbuhler ebenbürtig an die Seite setzte, so daß er demselben in gewisser Beziehung sogar auf demselben Felde, auf welchem Lionardo bisher unbestritten der Erste gewesen war, in der kühnen und genialen Darstellung

des Nackten, der Verkürzungen und schwierigen Körperwendungen, übertraf*).

Das Jahr 1505 bildet einen Wendepunkt in Michelangelo's Leben. Papst Julius II. berief den Künstler nach Rom, in seinen Dienst. Gleich der erste Auftrag, den er ihm ertheilte, war ein würdiger: er sollte dem Papste noch bei Lebzeiten ein Grabmonument errichten. Groß und gewaltig wie der Mann selbst und seine Pläne, entwarf Michelangelo den Plan zu diesem Monumente. So kolossal war der Entwurf, den er dem Papste vorlegte, daß der Beschluß gefaßt ward, die ganze alte Basilika von Sanct Peter niederzureißen und einen neuen Tempel an ihre Stelle zu setzen, der das kolossale Monument aufnehmen sollte. In drei Stockwerken übereinandergethürmt zu einer Höhe von mehr als dreißig Fuß, mit mehr als fünfzig Statuen mit reichen Bronzearbeiten und feinster ornamentaler Verzierung geschmückt, sollte es das kolossalste und reichste Grabmonument der Welt werden, würdig des gigantischen Domes, der es umschließen und des Herrschers, dessen Gedächtniß dasselbe feiern sollte.

Michelangelo ging rasch ans Werk. Er war der Mann dazu, das Unglaubliche zu leisten. Das Kolossale eines Unternehmens, zu dem ein langes Menschenleben kaum ausreichen zu können schien, schreckte ihn nicht ab. Er getraute sich es zu Stande zu bringen, wenn man ihn gewähren ließe und ihm Zeit und Mittel bewilligte, wie man ihm versprochen hatte. Aber eben dies geschah nicht, und dadurch ward dies Unternehmen die Qual seines Lebens. Schon während der acht Jahre,

*) Vgl. die treffliche Beschreibung beider Cartons bei Goethe im Anfange zur Biographie Cellini's (Werke Th. 35 S. 306 — 315 der Ausg. v. 1830) und Grimm I., S. 262 ff. u. S. 290 — 293.

die Papst Julius noch lebte, ward Michelangelo durch zahlreiche andere Aufträge und Hindernisse in seiner Arbeit unterbrochen und gehemmt. Anfangs ertrug er das nicht. Als der Papst ihm mehrmals Audienz versagte, stieg er zu Pferde und eilte spornstreichs nach Florenz zurück. Der Papst, ihm gleich an Heftigkeit des Charakters, forderte wiederholt von der Republik Florenz, daß sie den Künstler zur Rückkehr bewege. Michelangelo, der seine Ehre zu schwer gekränkt empfand, und die gewaltsame und tyrannische Natur des Papstes kannte und fürchtete, weigerte sich hartnäckig; er dachte sogar daran nach Constantinopel zum Sultan zu gehen, der ihm glänzende Anträge hatte machen lassen. Endlich mußte er doch nachgeben und nach Bologna gehen, den Papst um Verzeihung zu bitten. Hier schuf er auf Befehl des Papstes dessen kolossale Erzstatue, die aber schon vier Jahre später (1511) wieder zerstört ward, als Bologna und die Bentivogli sich vom Papste wieder losrissen (Grimm I, 296, 298, 302, 381). Nach Rom zurückgekehrt, befahl ihm der Papst, die sixtinische Capelle zu malen. Diese Arbeit, bei der ihn der ungeduldige Greis auf das Aeußerste zur Eile trieb, so daß der Künstler in der That seinem Werke die letzte Hand zu geben, verhindert ward, verschlang die Zeit der nächsten Jahre. Darüber starb der Papst (1513). Jetzt konnte Michelangelo wieder an die Arbeit für das Grabmonument gehen. Ein neuer Contract mit den Erben des Papstes setzte eine andere beschränktere Form fest. Aber auch in dieser sollte das Werk nicht zu Stande kommen. Wie es jetzt in der Kirche von St. Pietro in Vinkula an der Wand vor uns steht, zeigt es von dem gigantischen Viereckbau des ursprünglichen Plans, nach welchem es von allen Seiten freistehend in der Tribüne der neuen Peterskirche seinen

Platz finden sollte, Nichts als eine einzige der beiden schmäleren Façaden, mit dem gigantischen sitzenden Moses, dem gewaltigsten Werke das die neuere Plastik geschaffen hat*), ein kolossales ex ungue des gigantischen Urplanes, mit dem sich der Riesengeist des Künstlers getragen. Und auch dieses ist nur zu Stande gekommen unter den Schmerzen und Leiden eines ganzen Lebens. Die Geschichte dieser „Tragödie" des Grabdenkmals, wie Michelangelo's Schüler und Biograph Condivi sie nennt, welche vierzig volle Jahre spielte, mag man bei Grimm (I. S. 407 ff. II. 30, 229, 241, 395) und im Zusammenhange bei Guhl in den Künstlerbriefen (I. S. 203 bis 207) nachlesen. Für den Eingeweihten steht sie in dem Moses geschrieben, in welchen der Künstler all das zornige Leid seiner stolzen Seele hineingemeißelt hat.

VI.

Die Thronbesteigung Giovanni's dei Medici, als Papst Leo X., führte Michelangelo nach Florenz, wo ihm der neue Papst den Auftrag gab, die Façade von San Lorenzo zu bauen. Auch dieses Werk blieb unvollendet, da dem Papste die Geldmittel ausgingen. Diese ganze Zeit von Leo's Regierung (1513 bis 1520) war überhaupt keine glückliche für Michelangelo. Die Launen und Unbeständigkeit des Papstes verbitterten ihm die aufgetragene Unternehmung (Gr. I. 441 ff.). Ein Grabdenkmal seines Lieblingsdichters Dante zu Stande zu bringen, mißlang ihm aus Mangel an Geldmitteln in der Kasse des verschwenderischen

*) S. Ein Jahr in Italien II., S. 393 – 396.

Papstes. Erst das Todesjahr Leo's brachte ihm den Auftrag zu einem größeren Werke, das wenigstens theilweise zu Stande kam: Die Errichtung der neuen Sacristei von S. Lorenzo und die Grabdenkmäler der beiden Verwandten des Papstes, Lorenzo und Giuliano von Medici. Im März 1520 begann er die Arbeit. Sie dauerte vierzehn Jahre, und ihr Resultat ist eins der großartigsten Monumente der neueren Kunst. Die Beschreibung der Statuen und der zu ihnen gehörigen vier kolossalen Gestalten „Morgen", „Abend", „Tag" und „Nacht", welche zu Füßen der beiden Porträtstatuen auf den Steinsärgen liegen, ist eine der schönsten Partien in Grimms an ähnlichen Schilderungen so reichem Buche (II., S. 61 bis 66, vgl. II., S. 201 bis 203). Michelangelo vollendete diese herrlichen Gestalten nach dem oben geschilderten Todeskampfe der Republik Florenz, an dem er so heldenmüthig Theil genommen. Dann wandte er der Vaterstadt den Rücken für immer. Er ging nach Rom, um endlich das Grabdenkmal Giulio's II. zu vollenden. Aber er durfte es auch jetzt noch nicht. Der neue Papst Paul III. zwang ihn zu einer neuen Arbeit. So malte er sein „jüngstes Gericht" in der Sixtinischen Capelle, die er dreißig Jahre zuvor mit seinen Propheten und Sibyllen und den Geschichten der Genesis geschmückt hatte, ein Werk voll Dante'schen Geistes, groß, gewaltig, erhaben, wie kein anderes vor und nach ihm (Grimm II. 274—285). Fünfundsechzig Jahr war er alt, als er es beendete, und Manchem mochte scheinen, seine Laufbahn sei geschlossen mit diesem Werke. Statt dessen sollte sie jetzt erst gleichsam aufs Neue beginnen. Zwei Werke, ohne die wir jetzt Rom nicht denken können: die Peterskirche und das Capitol, sollten ihm die Gestalt verdanken, in der sie heute die Wahrzeichen der Siebenhügelstadt bilden; dazu der größte Palast Roms,

der gigantische Bau des Palazzo Farnese (Grimm II., 439, 449). Was er neben diesen Werken noch an Bildern und Skulpturen arbeitete, die Gemälde in der Capella Paolina, und anderes Geringere, kommt minder in Betracht.

So war er neunzig Jahre alt geworden, bis zuletzt in rüstiger Kraft wirkend, als habe das Alter keine Macht über ihn. Eilf Päpste waren seitdem vom Throne in die Gruft gestiegen. Alle die großen Meister, mit denen er in den Tagen seiner Jugend gerungen, alle Freunde und Genossen seines Daseins waren vor ihm dahingegangen, unter ihnen auch die letzte Blüthe seines Lebens, seine hochverehrte Freundin Vittoria Colonna. Einsam stand er da, der letzte einer dahingegangenen Zeit, in einer Welt und einem Menschengeschlechte, die ihn kaum noch verstanden, auch wenn sie ihn „den Großen" nannten, wie er allein geheißen wird unter allen Künstlern seines Volks. Er hatte persönlich Schweres getragen und geduldet; schwereres Leid aber hatte ihm das Allgemeine bereitet. Er hatte als Mann die Freiheit seiner Vaterstadt sterben sehen; er erlebte als Greis den Untergang der geistigen Freiheit in Italien, mit der sein Herz innig verbunden war. Er mußte die Reaction des Jesuitenthums und der Inquisition triumphiren sehen über die edelsten Bestrebungen der besten seiner Zeitgenossen für eine Reform der Kirche und Religion. Sein ganzes Leben schien ihm vor Ende seiner Tage ein verfehltes. Seine Kunst selbst bot ihm keine Befriedigung mehr, und alles irdische Wirken und Streben erschien ihm als ein eitles Spiel, als favole del mondo, die ihn, wie er in einem seiner letzten Gedichte klagt, „die Zeit genommen hätten, den Geist in Gott zu versenken":

Le favole del mondo m'hanno tolto
Il tempo dato a contemplar Iddio.

Denn so frei sein Geist auch war von dem gewöhnlichen Kirchenthume seiner Zeit — zur vollen Freiheit hindurchzudringen, die das Unendliche im Endlichen sieht, war dem großen Romanen versagt.

Michelangelo starb zu Rom, den 18. Februar 1564.

Sein Leichnam ward nach Florenz gebracht. Es war sein Wunsch gewesen, seine Gebeine wenigstens in der geliebten Heimatherde zu betten. In der Kirche Santa Croce liegt er begraben.

Wer diese rasche Skizze eines gewaltigen Künsterlebens sich würdig ausfüllen will, der lese das Buch Hermann Grimm's, das uns zu diesen Zeilen veranlaßte. Es ist ein Buch von seltenen Eigenschaften, voll Begeisterung für seinen Gegenstand und voll sinnigen Verständnisses für die Größe des Mannes und für die Erhabenheit seiner Werke, welche doch, so gewaltig sie auch sind, dennoch von dem Ganzen seiner Erscheinung noch überragt werden. Es ist ein Buch, aus dem der Leser zugleich mit der Belehrung wahrhaft innere Erhebung schöpfen kann. Seine Mängel in der Composition, die hier und da etwas gesuchte Eigenart der Sprache und des Stils, die zu große Ausführlichkeit in Nebendingen, die Ueberfülle an Reflexionen und Gedanken — das Alles muß zurücktreten vor den positiven Eigenschaften einer Arbeit, welche in der Geschichtsschreibung der Kunst Italiens eine wesentliche Lücke ausfüllt, und die als nicht unwürdig des Genius bezeichnet werden darf, den zu feiern und dessen Größe uns vor die Augen zu führen sie unternommen ward. Unter den zahlreichen durch die Studien des Verfassers gewonnenen Resultaten hebe ich zum Schlusse nur eins hervor, weil es mir eins der erfreulichsten gewesen ist. Es ist die Thatsache, daß alles, was man von der Feindschaft

Carl Justi's Biographie Winckelmann's*).

Herr Professor Carl Justi in Marburg hat es unternommen, der deutschen Nation das Ehrenbildniß des Mannes aufzurichten, dessen Erscheinung, wie er es treffend ausdrückt, „gleichsam an der Pforte steht, die aus der Verknöcherung und Geschmacklosigkeit der vorhergegangenen Zeiten hinüberführt in den unserer Erinnerung so theuren Bezirk, wo die Leitung der geistigen Bewegung an Deutschland kam"; des Mannes, der seiner Nation das Reich des Schönen und der bildenden Kunst erschloß, der ihr zuerst den Geist und das Verständniß des Alterthums öffnete in einem Werke, das, völlig neu durch seinen Grundgedanken geschichtlicher Entwickelung der Kunst, zugleich als das erste klassische deutsche Sprachdenkmal des achtzehnten Jahrhunderts dasteht.

Gerade ein Jahrhundert ist verflossen seit dem Tode Winckelmanns, den der Mordstahl eines italienischen Raubgesellen in der Fülle seiner Kraft, kaum funfzig Jahre alt, seiner Nation und

*) Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Von Carl Justi. Erster Band: Winckelmann in Deutschland. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach gedruckten und handschriftlichen Quellen dargestellt von Carl Justi (Leipzig bei F. C. W. Vogel, 1866).

der Welt entriß, und von dem ein Lessing sagte: daß er ihm mit Vergnügen ein paar Jahre seines eigenen Lebens geschenkt hätte. Die Betrachtung, welche Winckelmann's Biograph an diese Aeußerung knüpfen zu müssen gemeint hat, ist freilich etwas wunderlicher und befremdender Art. „Wenn Lessing" — ruft Justi in seiner Vorrede aus — „einige seiner kostbaren Lebensjahre in unfigürlichem Sinne Winckelmann opfern wollte, sollte unser einer sich Gedanken darüber machen, daß er nur an die Beschreibung seines Lebens einige Jahre verloren hat — selbst wenn es der Theil dieses Lebens wäre, welchen der Held selbst beinahe als verlorene Zeit zu betrachten geneigt war? Ein Opfer, ein Verlust ist solche Arbeit freilich immer, man mag nun auf das wissenschaftliche Fortschreiten oder auf die Berufsthätigkeit sehen; von andern, auch nicht geringen, Opfern zu schweigen."

Ein Opfer? Wir haben bisher geglaubt, daß „eine solche Arbeit", daß das Ausfüllen einer Nische in dem biographischen Pantheon unserer geistigen Nationalheroen für denjenigen, der sich eine solche Aufgabe erwählt weil er sich zu ihr die Fähigkeit und Kraft zutraut, eher alles andere sei, als ein Opfer; und daß das liebevolle Sichversenken in den Lebensgang und die Wirksamkeit eines großen Menschen, das sorgsame Aufsuchen und Verfolgen aller Spuren seines Werdens und Strebens einem solchen die reinste Befriedigung, die werthvollste eigne geistige und sittliche Förderung gewähre! In der That, ich gestehe, daß mir kein zweites Beispiel bekannt ist, bei welchem der Verfasser einer solchen Arbeit — zu deren Uebernahme ihn doch kein Mensch gezwungen haben kann — sich mit einem ähnlichen Geständnisse ein solches Unrecht gethan hat, wie hier Herr Justi mit der seltsamen Klage, daß seine Biographie

Winckelmann's sein eignes „wissenschaftliches Fortschreiten" beeinträchtigt, seine „Berufsthätigkeit" verkürzt, und ihm außerdem noch „andere, nicht geringe Opfer" gekostet habe. Die letzteren, mit denen doch nur Geld- und Zeitopfer durch Briefe, Reisen u. s. w. gemeint sein können, mag man gelten lassen, und es bedauern, wenn die deutschen Verhältnisse seinem Verleger nicht gestattet haben, den Schriftsteller für solche Opfer zu entschädigen. Aber mit der Erwähnung der ersteren erweckt der Autor ein Vorurtheil gegen sich selbst, gegen das wir unsererseits ihn in Schutz nehmen zu müssen glauben. Zwar waren und sind wir in Deutschland es seit lange gewohnt, auf dem Gebiete nationaler Politik bei unseren Fürsten diese Opfertheorie als geläufige Redensart zu finden, wenn es sich darum handelte, dasjenige zu thun, was zur Erreichung eines großen Zieles nothwendig war, oder dasjenige aufzugeben, dessen Festhaltung die Erreichung jenes höheren Zweckes unmöglich machte; aber auf dem litterarischen Gebiete war diese Theorie bisher unbekannt. Oder sollte doch eine Art von geheimem Zusammenhang zwischen den beiden Gebieten bei unserm Autor stattfinden? Fast möchte man es glauben, wenn man die Worte liest, mit welchen er in ebenderselben Vorrede dem Schmerze seines treuen Hessenherzens über den Verlust des angestammten Herrscherhauses Luft zu machen die erste sich darbietende Gelegenheit ergreift.

„In diesen Monaten", so ruft Justi aus, „ist uns Hessen unser altes Haus über den Kopf zusammengebrochen; und wenn wir dieses Haus sonst laut und oftmals eng, modrig, baufällig gescholten haben: jetzt, wo wir uns in das neue, geräumige, zweckmäßig eingerichtete eingewöhnen sollen: brauchen wir uns zu schämen, die Schwachheit einzugestehen, daß wir zuweilen

der germanischen Völker, das letztere das Gebrechen der neueren Italiener sei, so kann man ihm selbst den Vorwurf nicht ganz ersparen, mit diesem seinem Buche eine schlagende Probe germanischen Wesens geliefert zu haben. — Trotz alledem aber ist uns mit diesem Buche zum ersten Male eine erschöpfende Vorgeschichte des Mannes gegeben worden, wir wir sie bisher nicht nur nicht besessen, sondern kaum für möglich gehalten haben. Und dies ist geleistet durch die gewissenhafte Ausbeutung der einzigen bisher noch völlig unbenutzten Quellen, wie sie in Winckelmann's hinterlassenen Collectaneen vorliegen, eine Ausbeutung, die jedoch wiederum nur für einen Mann von dem umfassenden Wissen und der staunenswerthen Belesenheit des Verfassers mit Erfolg möglich gewesen ist.

Winckelmann, geboren am 9. December 1717 zu Stendal in der Altmark, war das Kind der Armuth in ihrer härtesten Gestalt. Sein Vater war ein armer Schuhflicker in dem tiefherabgekommenen noch von den Kriegszeiten her halb wüstliegenden Städtchen. Eine strohgedeckte Hütte, deren einziger Raum als Schusterwerkstatt, Wohnstube und Schlafkammer zugleich für die Familie diente, und in welche das Licht durch ein paar trübe in Blei gefaßte Rundscheiben fiel, war das Vaterhaus, in welchem der künftige Wiedererwecker des Alterthums und seiner Kunst und Schönheitsherrlichkeit heranwuchs. Das geistige Licht von Stendal war die „lateinische Schule der Stadt", und es giebt uns einen Begriff von der Armseligkeit der damaligen Lebenszustände, wenn wir lesen, daß die Lehrer dieser Schule oft in Häusern wohnten, die ihnen gelegentlich über den Kopf zusammenbrachen, daß ein Tisch, zwei Bänke und ein alter Schrank nebst Ofen das alleinige Mobiliar dieser Amtswohnungen bildeten, in welchen den Inhabern der Raum

noch dazu von Ratten und Fledermäusen streitig gemacht wurde. Die Schule selbst befand sich in den Mauern eines alten Klosters und besaß nur einen Ofen, weshalb bei strenger Winterzeit die Lectionen wochenlang ausgesetzt werden mußten.

Und doch war diese Schule der Stern, nach dessen Lichte es den Sohn des armen Stendaler Schuhflickers mächtig hinzog! Es gelang ihm, Zulassung zu derselben zu gewinnen. Durch Singen in der „Currende" auf den Straßen, durch Unterrichtgeben an kleine Kinder, durch Freitische, welche ihm einige Stendaler Bürgerfamilien gewährten, fristete er kärglich seinen Unterhalt. Wohnung gab ihm der erblindete Schulrector, der ihn zu seinem Amanuensis machte, da die Eltern, welche in immer tiefere Armuth sanken und zuletzt im Hospitale endigten, statt den Sohn unterstützen zu können, vielmehr schon auf seine Hülfe angewiesen waren, als er selbst noch ein halber Knabe war. Sein frühestes Gebet, wie er selbst als Fünfundzwanzigjähriger schrieb, war gewesen: „daß die Armuth seiner Eltern sie nicht in Schmach und Schande sinken lassen möge!" Von solchen Zuständen, gegen welche gehalten die Jugenddürftigkeit eines Lessing und Schiller als Reichthum gelten kann, von der strohgedeckten Schuhflickerhütte in Stendal bis zu der Marmorvilla des Cardinals Alexander Albani in Rom war ein weiter Weg, und es gehörte eine Natur wie die Winckelmann's mit ihrer zähen Ausdauer, ihrer angeborenen Leichtherzigkeit und ihrem heroischen Muthe dazu, um ihn trotz aller Hindernisse zurückzulegen.

Wenig war es, was ihm die lateinische Schule der Vaterstadt an Geistesnahrung zu bieten hatte. Seine Anfänge in den alten Sprachen knüpften sich an die letzten Trümmer des humanistischen Zeitalters, welche das wilde, wüste siebzehnte

Jahrhundert übrig gelassen. Latein ward getrieben um der Theologie willen, sowie um Phrasen daraus zu fischen und allerhand Einzelkram von rhetorischen Bildern und Tropen, Sentenzen und Sprichwörtern nebst zahlreichen antiquarischen Notizen aus der Lectüre der Schriftsteller zu sammeln. Die griechische Literatur ging nicht über das neue Testament hinaus. Auf eine Frage des wißbegierigen Schülers, den ein geheimer Instinct zu allem Griechischen zog, wer Lucian und Sextus der Empiriker gewesen, beschied ihn sein Rector Tappert, das seien Lateiner! In der Bibliothek der Schule, die er durchstöberte, fand er von griechischen Schriftstellern nur zwei: den Herodian und den Xiphilin, beide mit Schimmel und Staub bedeckt. Geschichte, Geometrie und Geographie wurden nur in Privatstunden gelehrt, alle drei in einer einzigen. Dafür gab es desto mehr mechanischen Katechismusunterricht, während dessen Winckelmann heimlich irgend einen alten römischen „Klassiker" las, wofür die Strafe bei der Entdeckung nicht ausblieb; zahlreiche fromme Exercitien an Sonn- und Wochentagen, katechetische und biblische Examina in der Kirche und eine Fülle von Predigten voll von dogmatischem Wust, exegetischer Gelahrtheit und vermeintlich volksmäßigen Plattheiten, welche die Schüler nicht blos anhören, sondern auch möglichst sich einprägen mußten, um das Gehörte nach der Predigt mündlich aufzusagen! So ward dem aufgeweckten Knaben alle dogmatische Religion schon frühe gründlich verleidet. Und doch war es eben die Theologie, für die er bestimmt war, weil er nur als Theologe auf Unterstützung für seine Studien rechnen konnte. Fünfzehn Jahr alt disputirte er bei einem Schulactus über einen der feinsten Differenzpunkte katholischer und protestantischer Dogmatik. „Ist es ein Wunder", ruft hier der

Biograph mit Recht aus, „wenn dies todte Gedächtnißwerk einer dem kindlichen Verstande verschlossenen Lehre, welche die Sprache der theologischen Schule vor zweihundert Jahren redete, den Geist des Widerspruchs in ihm weckte?"

Inzwischen suchte sich der nach gesünderer Geistesnahrung verlangende Schüler seine eigenen Wege. Er durchstöberte die Bibliothek seines Rectors und die kleine Büchersammlung der Schule, deren Aufsicht der Rector ihm anvertraut hatte, und bildete sich früh zu einem kleinen Bücherkenner und Polyhistor aus, der nicht nur sich selbst von seinen mühsam abgedarbten Groschen eine kleine Büchersammlung anlegte, sondern sogar die Schulbibliothek mit dem Geschenke eines seltenen alten Buchs bedachte, das noch heute mit der lateinischen Inschrift des fünfzehnjährigen Bibliophilen aufbehalten ist. Daneben eröffnete ihm die Lectüre eines Buches, das den Titel: „Neueröffneter adliger Ritterplatz" führte und eine Art von Reiseführer für „Regenten, Cavaliers und hohe Standespersonen" bilden, und dieselben auf Merkwürdigkeiten aller Art aus den Gebieten alter und neuer Kunst und Architektur, auf Bibliotheken, Raritätensammlungen u. dgl. aufmerksam machen sollte, zuerst den Blick über die enge, armselige Vaterstadt hinaus, in eine reiche, weite Welt, voll von Wundern und Schätzen der Vergangenheit und Gegenwart. Um den dadurch in ihm angeregten Trieb zu befriedigen, wählte er das Auskunftsmittel, mit einigen Schulgenossen in den Sandhügeln vor dem Thore nach Antiquitäten zu graben, Hünengräber aufzuwühlen und aus ihnen alte Urnen und ähnliche Reliquien ans Tageslicht zu fördern, die er zum Theil der Schulbüchersammlung als Geschenk vermachte.

Auch seine Wanderlust regte sich früh. Er hatte mit siebzehn

Jahren längst eingesehen, daß Stendal und seine Schule ihm nicht bieten konnten, was er suchte, zumal nicht Kenntniß des Griechischen, nach der ihn vor Allem verlangte. Diese zu finden, schien ihm die Hauptstadt Preußens der Ort, und dahin machte er sich auf den Weg; zu Fuße natürlich, wie er auch später alle seine zahlreichen Reisen zu Fuße machte. Von seinem blinden Stendaler Rector an den Vorsteher des Kölnischen Gymnasiums empfohlen, fand er Aufnahme in dieser Schule, und Wohnung und Kost bei dem Rector derselben, Bake, der ihm den Unterricht und die Aufsicht seiner Kinder übergab. Das Griechische, nach dem ihn so sehnlich verlangte, war damals in Berlin nur durch einen einzigen Mann, den Schulconrector Christian Tobias Damm vertreten, der diese Sprache und Literatur über Alles setzte und gegen das unsinnige Lateintreiben eiferte, an dem sich, wie er sagte, die Jugend der Schule vom sechsten bis zum zwanzigsten Jahre zerlerne, ohne es doch zu etwas Ordentlichem zu bringen. Seitdem vernachlässigte Winckelmann sein Latein mehr und mehr, um sich ganz dem Griechischen zuzuwenden — sehr zum Mißfallen seines Rectors Bake, der überhaupt mit seinem Stendaler Schüler und dessen unruhigem, von den ungewohnten Eindrücken der großen Stadt aufgeregtem Interesse sehr unzufrieden gewesen zu sein scheint. Homo vagus et inconstans!*) so lautete die Censur, die er bei Winckelmann's Abgange hinter dessen Namen in das Album der Schule schrieb. Ein Freund schickte über ein Vierteljahrhundert später dieses Zeugniß dem in Rom lebenden Heros der Wissenschaft des Kunstalterthums, der darauf dankend bemerkte: das sei wahr und auch gut, denn wenn

*) Ein unruhig umherstreifender, unbeständiger Mensch!

er das nicht gewesen wäre, so säße er wahrscheinlich noch in Seehausen und lehrte barfüßigen Jungen das Buchstabiren!

Etwa anderthalb Jahre lang weilte er in Berlin, doch fehlen über seine dortigen Studien und Lebensverhältnisse fast alle Nachrichten. Eben so wenig wissen wir, was er in dem kleinen Städtchen Salzwedel suchte, wohin er von Berlin aus sich begab, und wo er der Amanuensis des dortigen Schulrectors, eines gelehrten Pedanten wunderlichster Art, aber eines guten Sprachkundigen und überaus gutmüthigen Mannes gewesen zu sein scheint. Seine griechischen Studien setzte er dort eifrig fort, und eine beschwerliche Fußreise im Winter nach Hamburg, auf der er sich unterwegs als fahrender Schüler durch die Viatica forthalf, die er in den Pastorwohnungen und Edelhöfen der Dörfer erbat, ward nur zu dem alleinigen Zwecke unternommen, aus der Versteigerung der Reimarus'schen Bibliothek einige griechische Autoren für seine mühsam ersparten Thaler zu erstehen, die er dann auf seinen Schultern zurücktrug. Von Salzwedel aus bezog er die Universität. Die Wahl derselben war ihm erspart, denn ein Befehl des Königs Friedrich Wilhelm I. hatte verordnet, daß alle Landeskinder, welche auf eine künftige Anstellung in Preußen Anspruch haben wollten, zwei Jahre auf der preußischen Universität Halle studiren sollten. So ging er nach Halle, ausgerüstet mit einem kleinen Stipendium, das ihn kaum vor der bittersten Noth sicherte, aber auch mit einer durch frühe Gewöhnung an alle Entbehrungen gestählten Energie, unverwüstlichem Lebensmuthe und einer Gesundheit, die allen Zumuthungen im Handeln und Dulden gewachsen schien. Was er jedoch in Halle zu finden hoffte, Nahrung für seinen unwiderstehlichen Trieb nach Erkenntniß des Alterthums und seiner Literatur und Sprachen, war damals

auf dieser Universität weniger als auf jeder andern zu finden. Die pietistisch sentimentale Theologie, für die „nur das galt, was den praktisch ascetischen Zweck an der Stirn trug", war ihm zuwider, mit der Wolf'schen Philosophie konnte er sich auch nicht sonderlich befreunden; die Brod- und Fachstudien waren ihm, der die Wissenschaft nur ihrer selbst willen suchte und ein ideales Bild rein menschlicher Ausbildung in seinem Innersten hegte, ohnehin ein Gegenstand der Abneigung. So sah er sich auch hier, wie in Berlin, wieder auf sich selbst und auf ein autodidaktisches planloses und zerrissenes Studiren angewiesen, mit dem er das obligatorische Triennium seiner Universitätszeit ausfüllte. Er hospitirte bei den verschiedensten Fachlehrern, bei Theologen, Juristen, ja selbst bei Medicinern — denn er hatte damals selbst den Wunsch Arzneikunde zu studiren —, durchstöberte die Bibliotheken und erwarb sich dadurch bei allen Bibliothekbesitzern den Ruf eines tüchtigen Bücherkenners, in Folge dessen ihn zuletzt der Kanzler von Ludwig zu seinem Bibliothekar machte. Der einzige unter den Halleschen Professoren, in dessen Collegien er getreulich auszuharren vermochte, war „der Erfinder der Aesthetik", Alexander Gottlieb Baumgarten, dem somit das Glück die Ehre gönnte, den Begründer der Kunstgeschichte zu seinen Schülern zählen zu dürfen. Aber eine tiefere Einwirkung auf Winckelmann hatte auch dieser Lehrer keineswegs, wie ihm denn überhaupt der Vortheil einer solchen gewichtigen persönlichen Einwirkung eines Meisters niemals zu Theil werden sollte.

Was er in Halle lernte, war meist negativer Art. Zunächst jener Widerwille gegen alles Pedantenthum gelehrten Handwerks und dessen Träger, gegen die bloßen Büchermenschen, Compilatoren und Systemmacher, der ihn sein ganzes Leben lang

begleitete, der Widerwille gegen den Zunftgeist in der Wissenschaft, „für den das Interesse und der Gesichtskreis gerade an dem Punkte endigen, an welchem das menschliche Interesse einer Sache anfängt, und gegen die Gelehrsamkeit, welche darin besteht, zu wissen, was andere gewußt haben," und die er später für unfähig erklärte, an seinen Arbeiten Geschmack zu finden, da diese, wie er sich ausdrückte, „nicht für Gelehrte seien, sondern für Leute, welche Empfindung haben und denken, für Personen, die gewisse, nicht Universitätskenntnisse haben." — Man kann sagen, daß er an den Halleschen Professoren lernte, was er seinerseits nicht sein und werden wollte. Die Erträgnisse seiner theologischen Studien lassen sich aus dem Zeugnisse abnehmen, welches ihm die theologische Facultät bei seinem Abgange ausstellte. Dasselbe lautete: „Man habe zwar über seinen Seelenzustand keinerlei genügende Kenntniß erhalten, doch hoffe man, da er die Vorlesungen der Facultät wenigstens besucht habe, daß er einige Frucht davon mit sich nehmen werde"; eine Hoffnung, über deren geringe Begründung Winckelmann selbst am wenigsten in Zweifel sein mochte, da er bald darauf die Theologie ganz aufgab.

II.

Nach seinem Abgange von Halle, im Frühjahr 1740, galt es für Winckelmann zunächst, sich die Mittel zur Fortsetzung seiner Universitäts-Studien zu erwerben, zu welchem Ende er eine Hauslehrerstelle in einer adligen Familie v. Grolmann zu Osterburg, wenige Meilen von Stendal, annahm. In diesem Hause traten ihm zum ersten Male eine Gesellschaft und eine

Bildung entgegen, denen gegenüber er sich als Barbar empfand. Es waren nicht nur die feinen geselligen Umgangsformen der Frauen, die dem von der akademischen Rohheit herkommenden Kinde der Armuth und Niedrigkeit imponirten, sondern noch mehr bestürzte ihn seine eigene völlige Unkenntniß in den Gebieten der modernen Sprachen und Literaturen, des Französischen, Englischen und Italienischen, auf denen man dort heimisch war und sich mit Freiheit und Theilnahme bewegte. Dadurch reifte in ihm der Entschluß, das Studium der neueren Sprachen mit dem der Medicin und Mathematik, denen er sich jetzt zu widmen gedachte, zu verbinden. Er wählte dazu die Universität Jena, die er im Jahre 1741 bezog, weil auf derselben damals die romanischen Sprachen durch ausgezeichnete Lehrer vertreten waren, und Jena sich ihm zugleich als die wohlfeilste Universität empfahl. Auch für die Medicin und Mathematik besaß Jena in Hamberger einen trefflichen Lehrer. Ihm verdankte Winckelmann die Anregung seiner durch sein ganzes späteres Leben fortdauernden Neigung für die Naturwissenschaften, eine Neigung, welche seiner vorwiegenden Richtung auf Ergänzung der begrifflichen Erkenntniß durch sinnliche Anschauung entsprang, „die ihn von dem Buchstaben der Schriftsteller zu den Denkmalen der Vorzeit und aus den Bücher- und Hörsälen Deutschlands nach Land und Leuten des Südens trieb, und die sich auch in seinem Stil voll körperlicher Gediegenheit und Fülle abspiegelt." Indessen, was er dieser Art in Jena direct empfing, kann nicht eben viel gewesen sein; denn sein ganzer dortiger Aufenthalt währte nicht über ein halbes Jahr, in welchem obenein die Privatstunden, die er geben mußte, um sein Leben zu fristen, fast alle seine Zeit verschlangen. Noch weniger war das damals überaus rohe und

verwilderte Jena'sche Studentenleben, das neuerdings in dem interessanten Buche der Gebrüder Keil seine historische Darstellung gefunden hat, dazu angethan, die geringen Anfänge seiner aus dem Grolmann'schen Hause etwa mitgebrachten geselligen Cultur zu entwickeln.

Den Schluß der Universitätsjahre bildeten damals gewöhnlich die öffentliche Disputation nebst Abfassung einer Schrift zur Erlangung des Magistergrades und die sogenannte academische Reise. Winckelmann entschloß sich, die erstere aufzugeben und seine wenigen Sparpfennige auf die Reise zu verwenden, die sich damals, wie sein Biograph bemerkt, „auch der Aermste nicht versagte. Wer keins der zahlreichen und oft sehr bedeutenden Reisestipendien bekommen konnte und auch keine Condition als Begleiter eines Reicheren fand, der half sich durch mit Privatvorlesungen, Correcturen und kleinen literarischen Arbeiten. Selbst während der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges hörten diese Reisen nicht auf, und Viele suchten die Fremde, ohne gelernt zu haben, was daheim zu lernen war, und ohne daß sie wußten, was sie suchen wollten; sie besahen die Bibliotheken, bloß um sie besehen zu haben, und excerpirten, blos um Excerpte nach Hause zu bringen." Winckelmann's Reiseziel war kein geringeres als Paris, und der Magnet, der ihn dorthin zog, die griechische Handschriften-Sammlung, deren Katalog gerade in diesem Jahre 1741 erschienen war. Um diese Schätze mit Augen zu schauen, schien ihm, wie er selbst bekennt, kein Opfer zu groß, keine Fährlichkeit zu abschreckend; und eine Reise von Jena nach Paris in damaliger Zeit von einem armen Candidaten zu Fuße mit einigen Thalern im Beutel unternommen war etwas, wogegen in unseren Tagen eine Reise nach Indien an Abenteuerlichkeit, Gefahr

und Mühsal zurückstehen dürfte. Auch gelang es ihm nicht, sein Unternehmen zu Ende zu führen. Sanguinisch wie er war, hatte er auch hier die ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht gehörig veranschlagt. Er kam nur bis Fulda und Gelnhausen, ohne Frankfurt, wo er die Krönungsfeierlichkeiten Karl's VII. zu schauen gehofft hatte, erreichen zu können. Mit leerem Beutel und schwerem Herzen wanderte er zurück nach Halle, wo ihm seine dortigen Verbindungen aufs Neue eine Unterkunft als Hauslehrer bei einem Oberamtmann Lamprecht in dem Städtchen Hadmersleben bei Halberstadt verschafften.

Dieser Aufenthalt ward wichtig für ihn durch ein Buch, das ihm durch Vermittlung eines in der Nähe wohnenden Edelmannes, eines früheren Diplomaten, von Hanses, in die Hände gerieth. Es war dies Bayle's bekanntes Sammelwerk, das er freilich nur in der Gottsched'schen Verdeutschung kennen lernte, das aber dreizehn Jahre lang Gegenstand seines Studiums und seines eisernen Excerpierfleißes blieb. Um sich den Inhalt dieser vier Folianten eigen zu machen, zog er das ganze Werk aus, zuerst in zwei Foliobänden, dann in einem weiteren geschriebenen Quartbande von siebenhundert Seiten, dem er später sogar noch den Anfang eines dritten Auszugs und die Anfertigung von Registern und Nachweisungen folgen ließ. Seine Wißbegierde fand an seiner riesenhaften Arbeitskraft eine Unterstützung, die ihm selbst dennoch für seine Leidenschaft, von der er selbst bekannte, daß sie damals „am liebsten Alles hätte verschlingen mögen" (quae, si potis esset, deglutire omnia auderet, schreibt er einem Freunde), nicht ausreichend erschien. Denn der Winckelmann, mit dem wir es hier und in den nächsten Perioden seines Lebens in Deutschland zu thun haben, der arme deutsche Gelehrte, dessen Studien bei dem

Mangel eigner literarischer Hülfsmittel meist von den Büchern abhingen, die ihm irgend ein Zufall, ein Ortswechsel, eine Bekanntschaft mit einem Büchereibesitzer in die Hände führte, war noch weltweit entfernt von derjenigen Gestalt, in welcher der römische, von allen Schätzen der Literatur und Kunst umgebene Winckelmann, als der Geschichtschreiber der alten Kunst, vor uns steht. Es ist, wie sich sein Biograph ausdrückt, der Durchstöberer der Literatur- und Gelehrtengeschichte, der unstäte Vielwisser, der Excerptor aller gelehrten Journale, der Compilator biographischer Lexika, der Sammler von Curiositäten, Bonmots und sonderbaren Meinungen, der unerschöpfliche Erzähler von Anekdoten aus alter und neuer Zeit, der in Bayle seinen Mann fand, und der sich, während seine eigene productive Ader noch schlummerte, gerade an dem Theile des Bayle'schen Dictionnaires erquickte, von dem Voltaire urtheilte, daß er Bayle's selbst sowie ernster Leser und der Nachwelt unwürdig sei. Aber auch hier gilt, was Justi an einer andern Stelle bemerkt, daß, wer zum Erfinder bestimmt sei, früh seine eigenen Wege suchen lernen und die Kühnheit haben müsse, auf dem Ocean des Wissens nach einem zur Zeit noch dunklen Ziele hin und ohne Seekarte umherzusteuern, und daß in den Köpfen solcher „Erfinder" viele Dinge zusammen kommen müssen, die bei den berufenen Inhabern und Spendern der Gelehrsamkeit getrennt bleiben.

Es ist das große Verdienst dieser Biographie, daß sie uns zum ersten Male die so gut wie völlig unbekannte geistige Vorgeschichte Winckelmann's aus den Quellen seiner nachgelassenen, in den Bibliotheken von Paris und Hamburg, Dresden und Montpellier aufbewahrten handschriftlichen Auszüge und Collectaneen gegeben und uns gezeigt hat, wie mühsam er sich „durch

das wüste Labyrinth der damaligen deutschen Welt, ohne Bewußtsein, geleitet nur von einem dunklen Drange nach seinem Ziele" seinen Weg hat suchen müssen; daß sie uns eine Ueberschau aller der verschiedenartigsten Studien des Mannes und einen Einblick gewährt in alle Bereiche der Literatur, in denen er sich bewegt, in die Schriftstellerkreise, die auf ihn Einfluß geübt und seine Neigungen geweckt oder gefördert haben. Und hier sei es denn ausgesprochen, daß nach dieser Seite hin uns keine biographische Arbeit bekannt ist, die eine ähnliche — bei Winckelmann noch obenein durch mehrere Umstände sehr erschwerte Aufgabe in solcher umfassenden Vollständigkeit gelöst hätte.

Winckelmann's Aufenthalt in Hadmersleben währte etwa anderthalb Jahre. Er stand in seinem siebenundzwanzigsten Jahre, als er sich entschloß, das umherziehende Hauslehrerleben aufzugeben und eine feste Anstellung zu suchen. Eine solche fand sich durch Vermittlung einiger Gönner an der lateinischen Schule des kleinen altmärkischen Städtchens Seehausen. Er hatte zwei Jahre früher diese Stelle ausgeschlagen, weil er damals seine Pariser Reise vorbereitete; jetzt spannte er alle Segel auf, in den Nothhafen dieses Conrectorats einzulaufen. Was ihn zu diesem Schritte bewog, wissen wir nicht, jedenfalls war das Motiv nicht das gewöhnliche der Candidaten seines Schlages, das Verlangen nach einem „eignen Herde", — denn Winckelmann hatte weder damals, noch später jemals ein Bedürfniß nach derjenigen Ergänzung seiner Existenz durch die Ehe, welche viele junge Männer vorzeitig dazu treibt, ihren Nacken unter ein Amtsjoch zu beugen. Die Gründe, welche er selbst angiebt, waren anderer Art: Ein feuriger Trieb zum Lehrberufe und Aussicht auf Vergrößerung seiner literarischen

Hülfsmittel. Einen dritten, der wahrscheinlich am schwersten ins Gewicht fiel, und der in der Aussicht bestand, mit seinem von ihm schwärmerisch geliebten Hadmerslebner Zöglinge Lamprecht, den ihm die Eltern mit nach Seehausen gaben, noch Jahre lang zusammen bleiben zu können, verschweigt er, und auch Herr Justi hat in dem hier eingeschalteten Capitel über Winckelmann's „Freundschaften" und seine echt antike Theorie über die von den Alten als eine „Tugend" (ἀρετή) betrachtete Männerfreundschaft, auf die wir später zurückkommen werden, diesen Grund hervorzuheben vergessen.

III.

Die fünf Jahre (1743—1748) seines „Schulmärtyrerthums", wie er es später nannte, waren die unglücklichsten seines ganzen Lebens. Es war eine Periode, an die er immer nur mit Schaudern zurückdachte, ein geistiges und leibliches Elend der Knechtschaft, dessen bloße Erinnerung ihn später, ja noch in den letzten Jahren seines Lebens mit Empörung und mit Staunen darüber erfüllte, daß er es so lange habe aushalten mögen.

Die Besoldung war über alle Maßen jammervoll. Sie betrug in Allem, auch die Wohnungsentschädigung von vierzig Thalern mit eingerechnet, nur hundert und einige zwanzig Thaler, wofür sein Vorgänger sechsunddreißig Stunden wöchentlich gegeben hatte. Aber dies elende Gehalt war es nicht, was ihn drückte. Er war der Armuth und Entbehrung von jeher gewohnt, und Pensionäre, Privatstunden und gelegentliche Unterstützungen wohlwollender Gönner durch Freitische und dergleichen halfen aus, und gaben dem bedürfnißlosen Manne sogar die Möglichkeit,

kleine Summen für Bücher und Reisen zu ersparen und seinen im Hospitale befindlichen alten Vater zu unterstützen. Das Unheil kam von anderer Seite her. Sein oberster Vorgesetzter, der Kircheninspector Schnackenburg, ein hochmüthiger, herrschsüchtiger Zelot, ward gar bald der geschworene Feind des neuen Conrectors, der nicht, wie dessen Vorgänger, sich herbeiließ, für den geistlichen Herrn zu predigen, zu katechisiren und Leichenreden zu halten, und von dem ihm berichtet ward, daß er während der Predigten gelegentlich den Homer lese. Darüber kam es zu harten Scenen. Er ward als Gottesleugner ausgescholten und mit Absetzung und Landesverweisung bedroht. Dahin kam es nun zwar nicht, wohl aber zu etwas Anderm, das wo möglich noch schlimmer war. Der erzürnte Vorsteher setzte es durch, daß ihm aller Unterricht in den höheren Classen, wo er die alten Sprachen lehrte, genommen und er zu dem niedrigsten Elementarunterricht verdammt wurde. Rührend klingt es, wenn Winckelmann bei der Erinnerung an dieses Elend später aus Rom schreibt: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ Kinder mit grindigen Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dessen sehnlich wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete!“ Der Erneuerer der Kunstwissenschaft, der Mann, zu dem als ihrem Meister Lessing und Goethe mit Ehrfurcht hinaufsahen und dem schon damals ein kundiger Beurtheiler das Zeugniß ausstellte: „daß man ihm in seinem preußischen Vaterlande den seiner ungemeinen Kenntnisse würdigen Lohn nicht habe bieten können“, dieser Mann als Buchstabirlehrer in einem kleinen märkischen Neste, tyrannisirt von einem böswilligen Zeloten, den Philistern der Stadt mit seiner zurückgezogenen Lebensweise, seinen Bücherliebhabereien, seinen einsamen Studien und

seiner Liebe zum Griechischen ein Gegenstand des Gespöttes und der Abneigung — giebt es ein ergreifenderes Bild, als diesen Pegasus mit gebundenen Schwingen im Joche?

Dennoch waren es diese fünf Jahre in Seehausen, in denen er sich, wie sein Biograph ausführt, im Wesentlichen alles das zu erwerben wußte, was er von Einsicht in hellenisches Wesen und hellenische Dichtung besessen hat. Und wie mangelhaft waren die Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen! Konnte er doch für seine Schüler die Texte der griechischen Autoren, die er mit ihnen tractiren wollte, nur dadurch beschaffen, daß er sie für jeden derselben zuvor mit eigner Hand abschrieb! Textausgaben alter, zumal griechischer Autoren waren damals entweder nur spärlich oder gar nicht vorhanden, oder nur für ihm unerschwingliche Preise zu haben. Der Ankauf eines griechischen Autors war für ihn ein Ereigniß; meist mußte er sich begnügen, von einzelnen Bücherfreunden, die er zu Fuße auf weiten Wanderungen aufsuchte, sich ein und das andere Buch, einen Text, einen Commentar, für wenige Wochen, oft nur für einige Tage zu borgen, die er dann darauf verwandte, sich Abschriften oder Auszüge zu machen, dergleichen noch heute in chaotischer Massenhaftigkeit erhalten sind.

Das Studium des Griechischen war damals in Deutschland beinahe ausgestorben. „Griechische Dornen“, „griechische Würmer“, das waren die Titel, mit denen man sogar in guter Gesellschaft die Neigung für und die Beschäftigung mit griechischer Sprache und Literatur verspottete. Aber Winckelmann ließ sich durch nichts abhalten, dem Zuge seines Genius zu folgen, der ihn unaufhörlich zu dieser Quelle der Schönheit lockte. Auch brachte es ihm am Ende keinen Schaden, daß ihm wenig Stoff geboten war, und daß er aus Mangel an Hülfsmitteln sich nicht mit der

Textkritik befassen konnte; denn er ward dadurch getrieben, das Wenige desto vollständiger sich anzueignen, und wenn er keine Lesarten zu vergleichen hatte, so konnte er sich desto ungestörter mit dem Inhalt seiner geliebten Griechen, seines Homer und Sophokles, seines Platon und Xenophon beschäftigen und sich in die Schönheiten ihrer Gedanken und ihrer Sprache vertiefen. Sie waren es, die ihm die langen „Winternächte hold und schön" machten, wenn er Tagüber sich mit seinen Schul- und Privatstunden abgearbeitet hatte. „Wenn er dann um Mitternacht die kleine Studierlampe auslöschte, so gönnte er sich, in seinen Pelzmantel gehüllt, den er auch mit nach Rom nahm und der auf Maron's unglücklichem Portraitbilde verewigt ist, einige Stunden Schlaf auf seinem Armstuhle, der an seinem Arbeitstische in einem Winkel zwischen zwei Bücherrepositorien stand, bis er um vier Uhr die Lampe wieder anzündete, um noch einige Stunden in seinen Alten fortzulesen, ehe die Beschäftigung mit seinen Pensionären und Schülern begann." Es ist ein Bild, würdig von einem Maler ausgeführt zu werden, das sein Biograph hier in wenigen Zeilen vor uns aufrollt. „So war er am Tage, wie alle Sklaven, nur halb er selbst; erst in der Nacht ging ihm das Leben auf, dann lud er die Alten zu sich. Da saß dann der blasse und hagere Mann in der engen, kahlen, eiskalten Mönchszelle hinter dem Petrikirchhof, mit den kleinen dunklen funkelnden Augen über der Adlernase, aus der Tiefe seines Mantels in ein Pergamentbändchen des Plutarch oder Sophokles blickend; inmitten unzugänglicher, schneebedeckter Flächen träumend vom Süden und seinen Meeren und Menschen, während der Nordost an den morschen Fensterrahmen mit den kleinen runden, trüben Scheiben rüttelte und der Mond hinter den düstern massigen

Thürmen von St. Peter und Paul sich dem Westen zuneigte."

Man würde indeß eine falsche Vorstellung von Winckelmann in dieser Periode seines Lebens erhalten, wenn man glaubte, daß diese Beschäftigung mit den Alten ihn ganz hingenommen und ausschließlich beschäftigt hätte. Im Gegentheil weist sein Biograph nach, wie derselbe Mann, den die Geschichte der Literatur unseres Volkes bisher nur kannte als den Schriftsteller und Forscher, dessen Werke alle einem einzigen Gegenstande, der Kunstgeschichte, geweiht waren, und dessen Studien und Interessen sich in der zweiten schöpferischen Periode seines Lebens alle auf diesen einzigen Gegenstand bezogen — wie dieser Mann bis nahe an das vierzigste Jahr seines Lebens noch völlig versenkt war in die unabsehbaren wildverwachsenen Niederungen der Polymathie, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts dem gelehrten Treiben der Deutschen seine Physiognomie gab. Der Biograph sagt mit Recht von ihm: „Wir sehen hier den Excerptor, der ohne Plan und Ziel und ohne sichtbare Reaction des eigenen Denkens und mit eisernem Fleiß und unbegrenztem Wissensdurst in der weitläuftigen gothischen Halle der vier Facultäten und in den labyrinthischen Gängen der Literatur der modernen Gesellschaft umherschweift. Und selbst die Productivität, die er diesem Material gegenüber entwickelt, ist eine ganz gleichartige: er fertigt biographische und Miscellensammlungen, Lexika aus Lexicis, Excerpte aus eignen und fremden Excerpten. Er ist eben noch selbst befangen in der später verspotteten Wissenschaft der Namen und Titel, in dem Wissen von dem Schatten der Schatten. Selbst in der deutschen Verehrung des Kleinen und Mittelmäßigen, des curiosen Plunders jeder Art ist er noch etwas

befangen", und seine Geschäftigkeit in den meisten seiner aus dieser Zeit erhaltenen Auszüge ist „die der Ameise, welche rastlos, was ihr in den Weg kommt, Brauchbares und Unbrauchbares, aufgabelt und fortschleppt". Am eifrigsten betrieb er die Lectüre der neueren Geschichtsschreibung, in welcher de Thou und Hugo Grotius für ihn obenan standen, neben denen die französische Geschichte des Pater Daniel und die englische des Rapin de Thoyras seine Hauptstudien bildeten. Der historische Trieb erscheint schon damals in ihm rege, und die aufbehaltenen Bruchstücke seiner Studien zeigen, „wie sein lebhafter Geist zwischen den Gebieten seines Wissens Verbindungsfäden anzuknüpfen suchte".

Inzwischen ward ihm das Leben in Seehausen immer unerträglicher, und er versuchte alles Mögliche, sich aus seiner drückenden Lage zu befreien. Zwei Jahre lang, von 1746 bis 1748, sehen wir ihn sich bald in Magdeburg, bald in Braunschweig, bald in Salzwedel um eine andere Lehrerstelle bewerben; selbst an eine Habilitation als Docent in Halle dachte er eine Zeitlang, obschon er ebenso wie Lessing, eine Abneigung gegen das damalige deutsche Universitätstreiben hegte. Aber alle seine Anstrengungen, von dem ihm widerwärtigen Orte los- und fortzukommen, waren vergeblich. Da überfiel ihn zum ersten Male das Gefühl der Entmuthigung und Hoffnungslosigkeit. Er hatte sein dreißigstes Jahr bereits hinter sich und fühlte in beständiger fruchtloser Arbeit und Nahrungssorge, unter dem Drucke eines widerwärtigen Amtes, seinen Geist allmälig eintrocknen. „Ich kann aus meiner Sphäre nicht kommen; das Schicksal hat mich zu einem mühsamen Studiren verdammt, ohne die Früchte zu sehen!" so schrieb er einem Freunde. Es war die dunkelste Zeit seines Lebens.

Da plötzlich fiel ein Lichtstrahl in diese hoffnungslose Dunkelheit.

Der Graf Heinrich von Bünau, Staatsmann und Gelehrter zugleich, der, seit er sich von der politischen Bühne zurückgezogen hatte und nur seinem schon früh geplanten Werke der „deutschen Kaiser- und Reichshistorie" lebte, bedurfte für diese Arbeit und für seine große auf seinem Gute Nöthenitz bei Dresden befindliche Bibliothek neben den bereits vorhandenen eines weiteren Gehülfen. Ein zehn Jahre jüngerer Freund Winckelmann's, der diese Stelle ausgeschlagen hatte, machte Winckelmann auf dieselbe aufmerksam. Wie ein Blitzstrahl erleuchtete die instinctive Erkenntniß des gedrückten Schulmärtyrers Seele, daß ihm diese Aussicht den Weg zu seinem langersehnten Ziele eröffnen möchte. Vergebens redeten ihm Freunde und Bekannte ab und stellten ihm vor, daß er eine feste Anstellung mit einer unsicheren, eine öffentliche mit einer Privatstellung vertausche. Er sah heller und weiter als die Rathenden. Ihm war zunächst jede Veränderung recht, welche ihn von seiner Kette befreite und ihn aus der dumpfen Qual seiner Verhältnisse, aus der Herz und Geist bedrückenden Enge der kleinen Stadt erlöste. Hat er doch das Unglück dieses langen gedrückten Lebens in kleinen weltabgelegenen Orten nie ganz verwunden, und er selbst hatte davon ein sehr lebhaftes Bewußtsein. Er nannte es ein Unglück, „daß er nicht an einem größeren Orte geboren sei, wo er Erziehung und Gelegenheit hätte haben können, seiner Neigung zu folgen und sich zu formiren"; und wenn sein Biograph sich über die Schwachheit wundert, daß Winckelmann selbst in Rom und zwanzig Jahre später noch immer nicht seines ehemaligen geistlichen Schultyrannen in Seehausen anders als im Zorne zu gedenken ver-

mochte, daß er sich herabließ, die alten Seehausener Bekannten aufzufordern, nach Rom hinzuschreiben, was in Seehausen über ihn geklatscht wurde, so sehen wir in solchem Behaben nicht sowohl „psychologische Abnormitäten", sondern die nothwendigen Wirkungen eines langen Lebens in kleinen Städten. Kleinstädterei wie Kleinstaaterei wirken beide verkleinernd und verengend selbst auf groß angelegte Naturen. Auch andere Charakterschwächen des späteren Winckelmann: eine gewisse Neigung zu Eitelkeit und Hochmuth, eine scharfe Betonung seiner Ueberlegenheit, die stets besorgt schien, nicht genügend anerkannt zu werden, entsprangen aus derselben Quelle.

IV.

Schon zwölf Jahre früher, als neunzehnjähriger Hallescher Student, hatte Winckelmann einen kurzen Einblick gethan in die Herrlichkeiten Dresdens, in die Wunder dieser „in den Norden vorgeschobenen Colonie des Südens", diesen Abglanz Italiens und seiner Künste. Jetzt sah er sich, als der Graf Bünau seiner Bewerbung willfuhr, wie mit einem Zauberschlage in die unmittelbare Nähe einer langersehnten Welt gerückt, die nun auf Jahre lang ihm gehören sollte. Die Wirkung auf ihn, den alles Neue stets lebhaft ergriff, mußte eine außerordentliche sein. Um so mehr ist es zu beklagen, daß wir über die vier ersten Jahre seines Lebens in Sachsen keine Kunde weder von ihm selbst noch von Andern besitzen. Unsere frühesten Nachrichten beginnen erst mit dem fünften Jahre seines dortigen Aufenthalts, der sieben volle Jahre (1748—1755) währte, und mit dem eine neue Epoche in der Geschichte seines

Lebens, und zugleich die eigene Erkenntniß seiner eigentlichen Bestimmung begann.

Zunächst zwar erscheint Winckelmann's Leben und Wirken in seiner neuen Stellung bei dem Grafen Bünau, auf dem Schlosse zu Nöthenitz in des Grafen Bibliothek, wie es Justi in dem ersten Capitel des zweiten Buchs uns darstellt, fast nur als eine, wenngleich auf größerem Fuße und mit unendlich reicheren literarischen Mitteln unternommene Fortsetzung seiner bisherigen Studien und Beschäftigungen. Allein bei näherem Zusehen finden wir, daß dies Fortgehen im alten Gleise neben ganz neuen, durchaus verschiedenen Interessen nur Folge äußerer Verhältnisse war. Der Biograph vergleicht dasselbe sehr sinnig einem Rade, „das noch eine Zeit lang fortschwingt, nachdem der bewegende Impuls längst aufgehört hat."

Das Rittergut Nöthenitz lag in idyllischer Einsamkeit eine Stunde von Dresden entfernt. Hier arbeitete Winckelmann mit seinen beiden bibliothekarischen Collegen, Franke und Dressel, umgeben von den Schätzen einer der reichsten Privatbibliotheken Deutschlands, zu welcher oft Bücherfreunde aller Nationen von dem nahen Dresden aus als Besucher herüberkamen, sechs Jahre lang für die gelehrten Zwecke ihres Besitzers in hartem Frohndienste, als Gehülfe an dessen Reichshistorie und an der Herstellung eines wissenschaftlichen Musterkatalogs, mit einer Anstrengung, von der er später klagte, daß er „darüber alle grauen Haare bekommen, die er habe". Und von all diesem mühsamen Fleiße sollte der Wissenschaft und der Welt nichts zu Gute kommen! Denn gerade diejenigen Theile des Bünau'schen Werkes, sowie des Katalogs, an denen er mit gearbeitet hat, sind ungedruckt geblieben, und die letzteren sogar verloren gegangen. Doch waren diese Arbeiten wenigstens für

ihn selbst keine verlorenen; denn er schulte sich an ihnen, unter der Leitung eines der ersten damaligen Historiker, in der Handhabung historischer Kritik und Darstellung. Ueberhaupt war es vorzugsweise die Geschichte, welcher er hier von Neuem, wie er schon in Halle und Seehausen gethan, seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, und zwar nicht die Geschichte im Sinne und Stile der alten staatsrechtlichen „Reichshistorie" seines Patrons, sondern die neuere europäische Staatengeschichte im Lichte des Völkerrechts, der Politik und der Philosophie, unter der Führung der Naturrechtslehrer und Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts. Der mühsame und scharfsinnige Fleiß des Biographen hat aus dem handschriftlichen Collectaneennachlasse Winckelmann's nachgewiesen, wie derselbe sich jetzt, wo ihm zum ersten Male die Schätze einer vortrefflichen Bibliothek und die literarischen Novitäten aller Culturnationen zu Gebote standen, mit vollen Segeln auf das hohe Meer dieses geistigen Reichthums hinauswagte, und wie ihm dabei neue ungeahnte Blicke in die Geschichte, eine Fülle von wichtigen und fruchtbaren Gesichtspunkten aufgingen. Der hierhergehörige Abschnitt des Justi'schen Werkes ist ein Meisterstück innerer Entwickelungsgeschichte seines Helden. Wir verfolgen in demselben Schritt für Schritt den Einfluß, welchen die literarischen Größen der neueren Literatur auf das Werden des Winckelmann geübt haben, welchen wir bisher nur als einen fertigen kannten. Wir sehen, wie ihm im Gebiete der Geschichtsanschauung durch Bolingbroke, Voltaire und Montesquieu eine neue Welt aufgeht, und wie namentlich der zuletzt genannte in ihm nicht nur den zündenden Funken des Grundgedankens seiner eigenen späteren Geschichtsdarstellung der alten Kunst erweckt, sondern ihn auch schon jetzt zu einem eigenen literarischen Unternehmen historischer

Darstellung — dem ersten seines Lebens — anregt. Wir lernen die politischen Schriftsteller, wie Thomas Gordon, Saint Evremond, Boulainvilliers kennen, an denen Winckelmann's tiefgewurzelte Freiheitsliebe und seine durch die eigenen Lebenserfahrungen bestärkte Abneigung gegen den politischen Despotismus der Zeit sich nährten. Wir treten ein in den Kreis jener Geister der modernen Literatur des Auslandes, aus deren gründlichem Studium er selbst das moderne Bildungselement seiner Entwicklung und die Grundsätze seiner Weltanschauung und Lebenskunst sich gewann; und wir gewahren, daß es vorzugsweise das Antike in diesem Modernen, das Wiederaufleben antiker Gedanken, Anschauungen und Grundsätze bei den Trägern der modernen Cultur, sowie deren Stellung zu ihrem Publikum war, was auf ihn den größten, nachhaltigsten Eindruck machte. Der Mann, den wir bisher nur „als den spätgeborenen Geistesverwandten der Tage des Phidias und Plato" zu betrachten gewohnt waren, erscheint hier vor uns als der echte Sohn seiner Zeit, jenes aufstrebenden achtzehnten Jahrhunderts, in welchem der menschliche Geist — wie Condorcet 1788 sagte — „unruhig geworden in seinen Ketten, alle gelockert, einige zerrissen hat, wo alle Meinungen geprüft, alle Irrthümer angefochten, alles alte Herkommen der Discussion unterworfen wurde, und wo alle Geister einen ungeahnten Zug zur Freiheit nahmen".

Wenn Montaigne vorzugsweise als Winckelmann's Lehrer und Vorbild in der Lebenskunst erscheint, so darf Shaftesbury dagegen als derjenige gelten, welcher in ihm den Gedanken anregte, „den Unterricht des Schönen zur Aufgabe eines wissenschaftlich schriftstellerischen Lebens zu machen". Und diese Aufgabe mußte Winckelmann's Geist um so mehr reizen, als gerade

derjenige Theil derselben, dem wir ihn später sich ganz hingeben sehen: die Betrachtung der plastischen Kunst, zumal der Kunst des Alterthums, in der damaligen modernen Literatur noch durch keinen Mann von philosophischem und historischem Geiste, sondern nur durch untergeordnete Fachschriftsteller vertreten war. „Hier war noch ein Platz übrig, zu einer Zeit, wo man beständig hörte, daß alle Plätze besetzt seien." Es war der Platz, den einzunehmen zugleich als die langersehnte Erfüllung alles dessen gelten konnte, was der begeisterte Verehrer der Griechen als instinctive Sehnsucht so lange Jahre hindurch in sich getragen hatte; und ein günstiges Schicksal hatte ihn mit seiner Versetzung nach Dresden gerade an den einzigen Ort Deutschlands geführt, wo ihm die Möglichkeit gegeben war, sich dazu vorbereiten zu können, während er bis dahin sein Wissen und Erkennen nur aus Büchern, aus Worten und Begriffen geschöpft hatte.

Zuvor jedoch müssen wir noch an der Hand seines Biographen einen Blick werfen auf Winckelmann's Verhältniß zur Poesie und poetischen Literatur der neueren Zeit. Im Gegensatze zu Goethe's Behauptung: daß man bei Winckelmann nicht nur keine eigentliche Neigung zur Poesie, sondern hier und da einige Abneigung finde, weist Justi nach, daß sich jene Abneigung höchstens auf die französischen Dichter erstreckt haben möge, gegen deren „höfischen Ton und Galanterie" er einen Widerwillen hegte. Den damaligen deutschen Anfängen hat er, etwa Haller ausgenommen, allerdings ebensowenig als den Gottsched-Bodmer'schen Streitigkeiten irgendwelche Aufmerksamkeit zugewendet, und Lessing's classische Werke blieben ihm unbekannt, weil ihr Erscheinen in eine Zeit fiel, wo er bereits vom Vaterlande und dem deutschen Büchermarkte fern in Rom

lebte. Dagegen fand Justi zahlreiche, von Winckelmann's eigner Hand sauber und sorgsam geschriebene Auszüge aus den englischen Dichtern der Restauration und der Zeit der Königin Anna, aus Milton, Butler, Pope, Waller, Cowley, Rochester, Otway, Roscommon, Mulgrave, Congreve, Addison und Thomson, sowie umfangreiche Sammlungen von Blüthenstellen aus italienischen Dichtern aller Zeiten. Shakespeare dagegen hat er vermuthlich nie selbst in Händen gehabt, obschon er in diesem einen alle überragenden Dichtergeist geahnt zu haben scheint, weshalb er sich denn auch alles sorgsam aufzeichnete, was er bei andern über ihn gesagt oder aus ihm mitgetheilt fand. Als ein Hauptgesichtspunkt, unter welchem er die Dichter las, tritt allerdings die Rücksicht auf „das bildliche Element in der poetischen Sprache hervor", wofür er, der selbst so gern seine Hauptsätze mit den aufgesetzten Lichtern lebhafter und treffender Vergleiche hervorzuheben liebte, sich eigene Sammlungen anlegte; und einige Belesenheit in diesen Literaturkreisen zeigt uns, wie sein Biograph ausführt, „daß eine Anzahl seiner berühmtesten Bilder beinahe Plagiate sind". Er nahm eben seinen Bedarf, wo er ihn fand. Allein wenn auch hier ein prosaischer Nebenzweck obwaltet, so war dies doch sicher nicht der Fall bei den zahlreichen Auszügen aus dem Gebiete derjenigen Poesie, welche die Leidenschaft der Liebe in allen ihren Phasen und Gestalten feiert, — Auszüge, in denen wir neben den höchsten und idealsten Regionen dieser Leidenschaft, wie sie Petrarca, Tasso, Michel-Angelo und andere schildern, auch die anmuthige Sinnlichkeit des Südens, ja sogar die faunische Zügellosigkeit alter und neuer Poeten vertreten finden.

dächtniß zurückzurufen, mit besserem Fuge widmen, als dem deutschen Nationalvereine und seinen Gründern, die sich laut bekennen als „Nachfolger und Jünger dieses Fichte'schen Geistes".

Fichte hat es ausgesprochen, daß die Deutschen berufen sind, ein Deutschland, das jetzt nur noch als eine Forderung vorhanden ist, ein einheitliches Reich deutscher Nation, einen „innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staat" darzustellen, gegründet auf Freiheit und Rechtsgleichheit aller seiner Bürger.

Er hat es ausgesprochen: daß für diesen letzten großen Zweck die Deutschen „in den einzelnen Staaten, in die sie dermalen zerfallen sind", sich vor- und auszubilden haben, daß aber schließlich diese einzelnen Staaten „als bloßes Mittel zu höherem Zwecke wegfallen müssen".

Er hat es endlich mit seherischem Geiste ausgesprochen, daß unter diesen Staaten es der Preußische ist, dem von der Geschichte die Aufgabe gestellt und die Pflicht auferlegt sei, diese Umbildung Deutschlands zu einem einigen Reiche deutscher Nation herbeizuführen. Hier seine Worte über Preußens Beruf und Zukunft:

> „Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es, fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reiche. Nur so kann es fortexistiren. Sonst geht es zu Grunde!"

I.

Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae!
Horat.

Wer war Fichte?

Schlimm genug, wenn manche Leser dieser Blätter so fragen und manche Deutsche sich verwundern sollten, wie man dazu komme, den hundertjährigen Geburtstag eines Mannes, von dem sie kaum des Namens sich erinnern, als einen deutschen Feier- und Ehrentag aus der Masse der gleichgültig dahinfließenden Tage hervorzuheben!

Und doch ist es so. Die Menschen vergessen schnell, und wir Deutsche nicht am wenigsten. Da ist es denn gut und heilsam, wenn eine äußere Veranlassung, wie diese Säcularfeier des 19. Mai des Jahres 1762 das Gedächtniß auffrischt, und Gelegenheit giebt, uns zu erinnern, was Deutschland an dem Manne gehabt hat, und heute noch hat, der an diesem Tage vor hundert Jahren in der niedern Hütte eines kleinen sächsischen Dorfes unserm Volke geboren ward.

Wer von diesem Manne nichts weiter weiß, als daß er ein Philosoph war, der ein wunderbar kühnes System der Wissenschaft des Gedankens aufgestellt und dasselbe an zwei deutschen Universitäten als berühmter Professor gelehrt hat, der weiß nichts von demjenigen, um dessentwillen Fichte in den Herzen der Besten seines Volkes lebt und zu leben verdient, nichts von dem, was diesen Mann würdig macht, von seiner ganzen Nation unter ihre Zierden gestellt und im dankbaren Gedächt-

nisse als Muster und Vorbild verehrt zu werden, nichts endlich von demjenigen, um dessentwillen dieser Aufsatz geschrieben ist, von der wahren und eigentlichen Größe des Mannes und Bürgers. Diese Größe ist die sittliche Erhabenheit und Stärke seines Charakters.

Fichte war ein „Charakter" im höchsten Sinne des Wortes. Man kann sagen: er war der verkörperte Charakter. In dieser Eigenschaft war er unter allen großen Geistern unseres Volks fast der alleinige Erbe Lessings. Der Charakter ist das Freimachende; er giebt dem Menschen die innerliche Freiheit, die sein Leben und Handeln der Willkür entzieht, indem er beides unter das Gesetz des Müssens, unter die zwingende Nothwendigkeit des erkannten Guten stellt. Lessings Wort: „ich danke dem Schöpfer, das ich muß, das Beste muß!" ist der Wahlspruch des Charakters. Die Erhabenheit des Charakters auf der vollen Höhe seiner Ausbildung in jenem „Strome der Welt", dessen wirbelnde Fluth die Schwachen unwiderstehlich mit sich fortreißt, bezeichnet das unsterbliche Wort des alten römischen Dichters von dem „festen und gerechten Manne", das als Motto an der Spitze dieses Aufsatzes steht:

> Bräch' über ihm der Weltenbau zusammen,
> Ein unerschrocknes Herz wird er begraben!

Ein solcher Mann, ein solcher Charakter war Fichte. Er hat einen Weltumsturz erlebt, und sein Herz ist unerschrocken, ist muthig und hoffnungsreich geblieben, als alles um ihn her verzagte. Er hat sich nicht gebeugt vor dem gewaltigen Dämon der Zerstörung, als alle Welt vor dem Gewaltigen im Staube kroch. Und als die Heereskraft des Vaterlandes gebrochen war, als Deutschlands letzter Hort, das Preußen des großen Friedrich,

niedergeworfen dalag: da hat Er den Kampf aufgenommen gegen den Unterdrücker des Vaterlandes, gegen den großen Verräther der Freiheit, Er, ein einzelner Mann; und sein Wort und sein Muth haben inmitten der sternenlosen Nacht der Knechtschaft in tausend und abertausend Herzen wieder das Licht der Hoffnung entzündet auf den endlichen Sieg der Freiheit. Als aber endlich die Zeit erfüllet und die Stunde gekommen war, — da hat Er auf's Neue gezeigt, was des Wortes Kraft, getragen von einem großen Charakter, vermag, Er, der Heerredner, der Kriegsapostel des großen Befreiungskampfes, der die Scheide wegwerfen hieß von dem gezogenen Schwerte, und in dem drangvollsten Augenblicke seiner Nation zurief: „Ein frisches Herz und keinen Frieden vor dem vollen Siege!" Er, der dem deutsche Volke mit voller Klarheit die Ziele gezeigt hat, die wahren Endziele seines Kampfes, die echten Preise seiner ungeheuren Opfer, — Preise, die leider! noch heute nicht gewonnen sind, die wir aber sicherlich gewinnen werden, wenn wir selbst, und nach uns unsere Söhne es uns zum Ziele setzen, dem erhabenen Charakter eines Fichte nachzustreben und nachzuhandeln.

Also nicht Fichte der Philosoph ist es, mit dem sich die nachfolgenden Blätter beschäftigen sollen. Die Erinnerung an die Verdienste eines der tiefsten Denker aller Zeiten bleibe billig den Philosophen überlassen. Fichte, der freie deutsche Mann, der erhabene, thatkräftige, unbeugsame Charakter, der deutsche Patriot, der Vorkämpfer für Deutschlands Ehre, Freiheit und Selbstständigkeit — Fichte, der „Demokrat", wie ihn schon seine Zeitgenossen nannten, der ist es, dessen Bild wir an seinem hundertjährigen Geburtstage unserm Volke auffrischen wollen.

Johann Gottlieb Fichte, geboren den 19. Mai 1762 in dem Dorfe Rammenau, wenige Stunden von Camenz, dem Geburtsorte Lessings, ist wie dieser und fast alle unsere großen Geisteshelden, ein Kind des Volks. Wie bei Arndt und Immermann nennt die Familientradition als Stammherrn seines Geschlechts und Namens einen Schwedenwachtmeister des dreißigjährigen Krieges, der in Deutschland zurückgeblieben und seßhaft geworden. Von ihm stammte der kindergesegnete Dorfweber Christian Fichte, der Vater Johann Gottliebs. Ein uralter Großoheim der Mutter, der bei der Familie und im Dorfe das Ansehen eines Propheten genoß, weissagte in knieendem Gebete an der Wiege des Täuflings: dies Kind werde dereinst der Stolz und die Freude des Namens werden. Wenige Stunden darauf starb der Greis, und dieser Umstand erhöhte den Glauben an seine Prophezeiung, obschon sich vor der Hand nur wenig Aussicht zur Erfüllung derselben zeigte. Ein Gutes aber hatte sie dennoch: der Vater ließ den stillen, sanften, träumerischen Knaben, der früh sich abzusondern und in die Ferne starrend in der Natureinsamkeit zu weilen liebte, mehr als seine andern Kinder gewähren, und statt ihn in die Dorfschule zu schicken, lehrte er selbst ihn in den Stunden, in welchen das Handwerk ruhte, das Wenige, was er selber wußte. Das höchste Ziel im Sinne des Vaters war, seinen Sohn dereinst auf der Kanzel zu sehen, und sobald derselbe lesen konnte, mußte er denn auch das Amt übernehmen, im Vaterhause den Morgen- und Abendsegen vorzulesen. Scharfe Fassungskraft und bewunderungswürdiges Gedächtniß zeigten sich früh. Mit sieben bis acht Jahren war er im Stande, die gehörten Predigten des Dorfpfarrers in allen ihren Hauptwendungen treu wiederzugeben. Der Geistliche nahm sich des fähigen Knaben an; durch

seine Vermittelung geschah es, daß ein frommer Edelmann, ein Baron von Miltitz, den neunjährigen Knaben zu sich zu nehmen und erziehen zu lassen beschloß. Die Eltern willigten ein, und so ward der junge Fichte, nachdem er zuvor die Stadtschule zu Meißen besucht hatte, in die Fürstenschule zu Schulpforte aufgenommen.

Aus seiner im Vaterhause verlebten Jugend ist ein Zug aufbehalten, der als bedeutungsvoll für die spätere Charakterentwickelung des Mannes gelten darf. Der Vater hatte ihm einst zur Belohnung seines Fleißes, die Volkshistorie vom „hörnernen Siegfried“ aus der Stadt mitgebracht. Dies Buch, — das erste, welches er außer Bibel und Katechismus in die Hände bekam, — fesselte all' seine Aufmerksamkeit dergestalt, daß er in allen andern Lectionen des Vaters saumselig und nachlässig wurde. Da faßte er den für einen kaum achtjährigen Knaben in der That wunderbaren Entschluß: das Buch von sich zu thun. Er warf es in den Dorfbach. Als er aber das geliebte Buch langsam untersinken sah, verließ ihn die Kraft der Selbstüberwindung und er brach in bittere Thränen aus. So fand ihn der Vater, dem er in seinem Schmerze nur die That, nicht das Motiv derselben anzugeben vermochte, und der ihn deshalb natürlich derb abstrafte. Als der Vater ihm aber später den Verlust durch ein anderes ähnliches Buch ersetzen wollte, bat ihn der Knabe, das neue Buch, weil er von demselben ähnliche Versuchung befürchtete, lieber seinen Geschwistern zu schenken.

Die Selbstüberwindung und das strenge Pflichtgefühl des Mannes erscheinen in diesem Verhalten des Kindes vorgebildet, und wie bei dem Knaben, so wurde auch in dem späteren Schicksal Fichte's gerade dasjenige, was er aus innerster

Pflichtüberzeugung gethan, von den Menschen wegen mangelnder Kenntniß der Motive am meisten verkannt und mißdeutet und bereitete ihm die herbsten Bitternisse seines Lebens.

Dreizehnjährig trat Fichte in die Schulpforte ein. Schon hier begann sein Kampf mit dem Leben. Das Alleinstehen, die Entfernung von der Familie, das klösterlich Düstere des Hauses drückten ihm fast das Herz ab. Die Tyrannei des Pennalismus, die der scheue stille Knabe in unzähligen Mißhandlungen zu erdulden hatte, brachte ihn zu dem verzweifelten Entschlusse, sich derselben durch Flucht zu entziehen. In der Art, wie er sich dabei benahm, sehen wir wieder den ganzen späteren Fichte. Er kündigte seinem „Obergesellen", seinem Hauptpeiniger, an, daß er davongehen werde, wenn derselbe fortfahre, ihn zu tyrannisiren. Die Antwort kann man sich denken. Fichte ging wirklich davon, aber noch ehe er eine Meile weit gekommen war, bewog ihn der Gedanke an seine Eltern zu freiwilliger Rückkehr und zum Bekenntniß seines Vorsatzes gegen den Rector, der sich in Folge desselben, seiner persönlich annahm und ihn zunächst von seinem Peiniger befreite.

Im Ganzen erinnerte sich Fichte später nicht gern an die Schulpforte. Vor allem empfand Er, dessen Grundzug strengste Wahrhaftigkeit war, es als Mann noch schmerzlich, daß ihn die Art und das Wesen des dortigen Jugendlebens und Treibens, trotz seines Widerstrebens, oft zum Eingehen auf Täuschung und Unwahrheit gezwungen habe. Die Anstalt hielt streng auf das, was man „klassische Bildung" nannte, und die Lehrer, zumal die älteren, suchten ihre Zöglinge ängstlich vor jedem Windzuge des modernen Geistes zu bewahren, der gerade damals in der letzten Halbscheid der siebziger Jahre durch Deutschland zu wehen begann. Wieland, Lessing, Goethe

waren streng verbotene Früchte; ebenso alles, was Aufklärerisches von Berlin ausging. Selbst Klopstock und Gellert waren nicht ganz von diesem Verbote ausgenommen. Aber der Geist läßt sich eben nicht bannen! er bahnte sich seinen Weg durch die klösterlich verschlossenen Mauern in die feste Burg des lateinischen Zopfthums, denn im Innern der Schule selbst lebte ein Verräther. Es war einer der jüngeren Lehrer, der seinem Lieblingsschüler Fichte die ersten Blätter von Lessing mittheilte, und zwar die Streitschriften wieder Götze, die man bogenweise, wie sie erschienen, einschmuggelte. Fichte las sie, bis er sie auswendig wußte. Es waren Blitze, die sein Innerstes entzündeten. Der Trieb nach unbedingter Freiheit des Forschens ward in ihm geweckt, um nie wieder zu erlöschen. Lessing ward und blieb lange sein Vorbild. Ihn von Angesicht zu sehen, ward der heißeste Wunsch seines Herzens, und er zählte die Tage, an deren Ende es ihm vergönnt sein würde, zu dem hochverehrten Meister zu pilgern. Dies Glück ward ihm jedoch nicht vergönnt. Als der Augenblick gekommen war, in welchem Fichte seinen Entschluß ausführen wollte, starb Lessing, — genau in demselben Alter, das auch der ihm geistesverwandte Fichte nicht überschreiten sollte*).

II.

Von Fichte's Universitätsleben wissen wir wenig mehr, als daß es ein fortgesetzter Kampf mit Noth und Entbehrung gewesen ist. Das alte Wort des römischen Dichters:

*) Lessing starb (1781 den 15. Februar) 52 Jahre alt; Fichte war, als er starb, der Vollendung des zweiundfünfzigsten Jahres nahe.

Schwer nur ringt sich empor das Talent, dem schon an der Wiege Armuth hemmte den Weg!

bewährte sich auch an ihm. Sein Wohlthäter starb, die kärgliche Unterstützung stockte und blieb endlich ganz aus; vom Hause der Eltern, wo noch sieben jüngere Geschwister lebten, konnte kein Ersatz kommen, selbst wenn Fichte sich hätte entschließen können, den Vater um Hülfe anzugehen. Mit schlechtbezahltem Unterrichtgeben und mit Correcturarbeit fristete er sich in Jena ein paar Jahre lang hungernd und darbend hin; doch konnte er trotzalledem die erwählte Brodwissenschaft, die Theologie, nicht zu Ende studiren. In einer rührenden Bittschrift, die er sieben Jahre später (1787) an den damaligen Chef des Sächsischen Consistoriums, einen Herrn von Burgsdorf, richtete, sehen wir ihn, nachdem er sich bereits mehrere Jahre mit Hauslehrerei ernährt hatte, um die Mittel bitten, seine theologischen Studien ordnungsmäßig beenden zu können. Was er erbat war nichts als — ein Stipendium für ein halbes oder Vierteljahr! Eine solche kleine Unterstützung, schrieb er, werde hinreichen bei seinem Fleiße, das ohne seine Schuld Versäumte binnen hier und Ostern nachzuholen und ein Examen mit Ehren bestehen zu können. Es war die erste Bitte, die er in sieben Jahren that, wie jenes Gesuch selbst das einzige Actenstück ist, welches wir über diese sieben Jahre von ihm besitzen. Um so wichtiger ist es für uns zur Kenntniß seines Charakters. „In meinen akademischen Jahren — heißt es darin, drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als — ich wage mich Ew. Hochgeboren mit allen meinen Fehlern zu zeigen — ich mich dessen bitterlich schämte." Er beruft sich mit Bescheidenheit auf die Zeugnisse seines Fleißes und sittlichen Wohlverhaltens, und sagt

von seinen Studien nur: „von dem Einflusse, den die klassischen Studien auf die ganze Wendung des Geistes haben, ist mir vielleicht Etwas übrig geblieben; das eigentliche gelehrte Studium derselben habe ich aber nicht fortsetzen können, weil ich den größten Theil meiner Zeit anderen Geschäften schuldig war, und einen gänzlichen Mangel an eigenen Büchern hatte. Doch habe ich seit der Zeit viel französische und deutsche Schriften gelesen, meinen Stil sorgfältig geübt, und mir durch Umgang die Leichtigkeit meine Gedanken zu entwickeln und diejenige Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben gesucht, deren gänzlicher Mangel ein Unglück über meine ersten (akademischen) Jahre verbreitete, dessen traurige Folgen wohl nie ganz aufhören werden." Er erklärt, daß er „über die meisten Gegenstände der Theologie gedacht und gearbeitet", gesteht aber, daß er „in einzelnen historischen Zweigen und im Hebräischen Lücken habe". Ein einziges sorgenfreies Halbjahr jedoch werde hinreichen, dieselben auszufüllen. Er habe nie einen Freitisch, nie ein Stipendium, nie eine staatliche Unterstützung irgend einer Art genossen, obschon, setzt er hinzu, „meine Armuth klar zu erweisen ist". Er legt seinem Gesuche eine Predigt bei, mit dem rührenden Zusatze: „Wenn Ew. Hochgeboren so gnädig gewesen sind, bis hierher zu lesen, so wage ich es, Sie zu bitten, beifolgende Predigt durchzusehen. Die Predigt selbst halte ich nur für sehr mittelmäßig, aber ich kann sie vor der Hand nicht besser machen. Ich habe es durch einige Uebungen darin nicht weiter gebracht, als zu sehen, was und wie viel mir noch fehlt und wie viel zu einer guten Predigt gehört, — das Ziel dunkel schimmern zu sehen, dessen Erreichung meine Kräfte oder meine Lage mir wohl nie erlauben werden." Ueberdies, fügt er sehr bezeichnend für seine tiefe Einsicht in das

Wesen öffentlicher Rede hinzu, sei diese Predigt nicht wirklich gehalten worden, und es fehle ihr daher ein gewisses Leben, das er ihr erst nach gehaltenem Vortrage geben könne.

Es werden unter den zahlreichen Suppliken theologischer „Candidaten" sicherlich wenige von dieser Bildung, diesem Geistesadel und dieser rührenden Bescheidenheit bei einem Hochwürdigen Sächsischen Consistorio jener Zeit eingelaufen sein! Und dennoch — blieb sie unberücksichtigt!

Sieben lange Jahre des Kampfes waren verflossen. Sie hatten Fichte's Charakter gestählt, und den Jüngling zum Mann geschmiedet; denn die Nothwendigkeit, der Welt um sich her Alles abzuringen, bringt starke Naturen zum Vollbewußtsein ihrer Kraft. Aber auch die stärkste Tragkraft hat ihr Maß, und Fichte war der Grenze desselben nahe. Alle Aussichten, auf die er gehofft, hatten sich als trügerisch erwiesen, und der Ausweg, den so Viele unter ähnlichen Verhältnissen einschlugen: Schriftstellerei und Journalistik zu treiben, widerstand dem eigenartigen Geiste, der es für schmählich hielt, lehrend aufzutreten, ehe er selbst gründlich gelernt habe. Freunden und Gönnern seine gänzliche Hülflosigkeit zu entdecken, enthinderte ihn jenes stolze Ehrgefühl, das sich an unverdientem Unglück bei starken Naturen steigert. Lieber das Leben von sich werfen, das ihn zurückstieß, — das war der düstere Gedanke, der sich am Vorabende seines sechsundzwanzigsten Geburtstags der Seele des Verlassenen bemächtigte! Da, im letzten, entscheidenden Augenblicke, kam unerwartete Hülfe. In demselben Momente, wo er, fest entschlossen seine Ehre vor Selbsterniedrigung zu wahren, „seinen letzten Geburtstag zu erleben glaubte", brachte ihm sein Freund Christian Felix Weiße, einen Antrag zu einer Stelle als Erzieher in einer Züricher Bürgerfamilie.

Jetzt erst, im Innersten erschüttert, offenbart er dem wohlwollenden Gönner das ganze Elend seiner Lage und den Abgrund, an dessen Rande er gestanden! Weiße half mit Rath und That, und von ihm unterstützt trat er drei Monate später die Reise nach Zürich, seine erste Reise außerhalb der sächsischen Heimath, an. Zu Fuße natürlich! denn nur zu einer solchen Fußreise reichten die spärlichen Mittel.

Mit dieser Reise beginnt sein Wanderleben, das er von da ab eigentlich bis zu seinem Tode geführt hat.

In der Schweiz blieb Fichte etwa zwei Jahre, an deren Ende er seine Hauslehrerstelle aufgab. Wie so viele Erzieher machte auch er die Erfahrung, daß in den meisten Fällen eigentlich die Erziehung der Kinder mit der Erziehung der Eltern beginnen müßte, und daß der Goethe'sche Spruch:

„Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern selbst erzogen wären!"

eine Wahrheit sei. Doch ward der Züricher Aufenthalt wichtig für seine Zukunft. Er lernte bedeutende Menschen, Lavater, Hottinger, Pestalozzi und andere kennen, und fand in dem Hause eines wohlhabenden und gebildeten Kaufherrn, Namens Rahn, an dessen Tochter das Weib seines Herzens. Rahn war ein intimer Freund Klopstocks, den er als junger Mann in der großartigsten Weise unterstützt und dessen Schwester er geheiratet hatte. Eine Existenz, wie die Klopstocks, welche Muße zu wissenschaftlichen Studien mit der Möglichkeit thätigen Wirkens nach Außen verbände, gewährt durch irgend einen fürstlichen Mäcen, dem er als Lector und Reisebegleiter dienen wollte, schien für Fichte wünschenswerth und mit Hülfe eines Lavater und vor Allen Klopstocks selbst, nicht allzuschwer

erreichbar. Auch Weimar und Goethe lockten ihn, vor Allem aber beseelte ihn der Drang, eine Stellung zu finden, in welcher er handelnd wirken könne. Jedenfalls wollte er die Geliebte nicht eher heimführen, bis er sich eine Stellung errungen oder einen Namen gemacht hätte. Voll von Hoffnungen und Aussichten trat er im Frühlinge 1790 die Rückreise nach Deutschland an. Sie scheiterten alle.

In Weimar, wohin ihn Lavater warm empfohlen, fand er Herder krank und nicht zu sprechen, Goethe nach Venedig verreist. Die Empfehlungen an die Mäcene nach Darmstadt und Kopenhagen blieben ohne Erfolg, und bald sah er sich in Leipzig wieder in der alten Noth und Verlassenheit, angewiesen auf Unterrichtgeben und literarische Handarbeit. Zu wissenschaftlichen Versuchen fand er keinen Verleger; eben so wenig für eine Monatsschrift, eine Art literarischer Revue, deren Plan sich noch erhalten hat, und mit der er eine weitgreifende Wirksamkeit auf das große lesende Publikum durch Warnung vor schlechter und Empfehlung guter Lectüre zu üben gedachte. Man wollte nur Belletristisches bezahlen, und die Noth trieb ihn ein Trauerspiel zu beginnen und Novellen zu versuchen! Es müßte interessant sein, diese belletristischen Anfänge und Versuche des großen Philosophen zu kennen. Seine Bedrängniß stieg inzwischen immer höher, alle Aussichten, die sich ihm boten, erschienen nur um wieder zu verschwinden. Er war bereit nach Wien, nach Rußland, ja nach Spanien zu gehen, selbst ein Predigtamt zu übernehmen. Nichts von dem Allen schlug ihm ein, und er konnte bald der Geliebten schreiben: „ich habe fast Alles verloren, außer den Muth!"

Die Quelle, aus welcher er die Stärkung dieses seines tapferen Muthes trank, ward ihm das Studium der Kantischen

Philosophie, in das er sich während dieses Leidensjahres ganz zu versenken begann. Hier fand er den Schwerpunkt seines Wesens, und damit den festen Halt seines Lebens, den er bisher entbehrt hatte. Es ward ihm klar, daß die Philosophie der eigentliche Beruf seines Lebens sei. Er arbeitete seine Schrift über Kant's Kritik der Urtheilskraft aus, mit der er den Zusammenhang des ganzen Systems darstellen wollte. Aber auch diese Schrift blieb ungedruckt, sei es daß er keinen Verleger fand, oder daß er sich nicht entschließen konnte, ein Werk, das ihn selbst noch nicht völlig befriedigte, zu veröffentlichen. Einen Aufsatz über Klopstocks Messias wiesen die beiden damals bedeutendsten Journale zurück, weil er dem Sänger der Messiade zu nahe zu treten schien. Fichte ließ sich nichts anfechten. Er hungerte — aber er war glücklich in dem Studium einer Philosophie, in der er, wie er einem Freunde schrieb, das Gegenmittel wider alles Unglück, und Freude genug fand. „Da ich das Außer mir nicht ändern konnte", fügt er hinzu, so beschloß ich, „das In mir zu ändern."

Daneben las er fleißig die Alten, studirte Rousseau und Montaigne und vertiefte sich in Lessing und Goethe. Von den Werken des letzteren schrieb er damals (1790): „ich lese sie wieder und wieder, und kann sie nicht genug lesen". Bei derselben Gelegenheit fällt er ein sehr bedeutungsvolles Urtheil über unsere Literatur. Ihr „goldenes Zeitalter", das man damals bereits erreicht glaubte, sei, meinte er, „erst im Werden"; aber es werde dauerhaft sein und vielleicht die glänzendsten Epochen aller andern Völker übertreffen. Was Lessing in den Literaturbriefen und in der Dramaturgie ausgestreut, fange jetzt erst an, Früchte zu tragen. Goethe's Iphigenie erschien ihm dafür als der stärkste Beweis. Von Schiller spricht er das

prophetische Wort: „der, welcher im zwanzigsten Jahre die Räuber schrieb, werde über kurz oder lang denselben Weg betreten und im vierzigsten unser Sophokles sein". Auch die Uebersetzungen des Homer und Virgil von Voß und die Uebertragung des Sophokles von Stollberg begrüßt er mit Freuden als Befreier „von der Nachahmung der Franzosen, denen wir noch länger huldigen, als wir Wort haben wollen".

In Leipzig konnte er sich indessen nicht länger halten, und eben war er im Begriff, den Vorschlag des Vaters seiner Braut anzunehmen, und nach Zürich zurückzukehren, um sich zu verheiraten, und in der Muße, welche der wohlbegüterte Schwiegervater ihm bieten konnte, seine schriftstellerischen Pläne auszuführen, als auf's Neue das Unglück dazwischen trat. Der Bankerott eines großen Handelshauses entriß dem Vater seiner Braut fast sein ganzes Vermögen und häufte auf Fichte, neben der Noth um die eigene Existenz, auch noch den Kummer und die Sorge um das Schicksal der ihm liebsten Menschen. Neunundzwanzig Jahre alt, war er noch immer nur ein alter Candidatus Theologiä, gezwungen, sich um's Brot durch's Leben zu hofmeistern, und mußte es als ein Glück ansehen, daß ihm gerade jetzt eine Hofmeisterstelle in einem gräflichen Hause zu Warschau angeboten wurde. Theils zu Fuß, theils rückkehrende Frachtwagen benutzend, pilgerte er dorthin. Unterwegs sah er auf einige Stunden seinen Vater wieder, den er über Alles liebte. „Der gute, brave, herzliche Vater!" ruft er in einem Briefe an seine Braut aus, „mache mich, Gott, zu einem so guten, ehrlichen, rechtschaffenen Manne, und nimm mir alle Weisheit, und ich habe immer gewonnen!" Das ist ein Ausruf, durch den wir in Fichte's innerstes Herz schauen. Es ist darin dieselbe Gesinnung, die sich in den späteren Worten des

großen Philosophen offenbart: „was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist!"

Aber noch hatte sich sein Mißgeschick nicht erschöpft. In Warschau angekommen löste sich das neue Verhältniß, von dem er einige sorgenfreie Jahre erwartet, fast ehe es begonnen hatte. Mit Mühe und Noth erzwang er von der stolzen Gräfin, der seine französische Aussprache und seine selbstbewußte Haltung gleich wenig gefielen, einen Theil der ihm zugesagten schmalen Entschädigungssumme, der eben hinreichte, ihm auf zwei Monate knappen Unterhalt zu gewähren. Er beschloß dieselbe dazu anzuwenden, den von ihm hochverehrten Königsberger Weisen Immanuel Kant von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und zugleich zu versuchen, ob es ihm vielleicht durch dessen Förderung gelänge, sich in Königsberg eine Stätte zu bereiten.

Neue Enttäuschung. Der große Königsberger Philosoph nahm ihn bei dem ersten Besuche sehr kühl auf. Wie sollte er sich auch für einen fast dreißigjährigen vagabundirenden Candidaten der Theologie, dergleichen ihn oft genug in seiner Arbeit stören mochten, interessiren, für einen namenlosen Menschen, der mit neunundzwanzig Jahren noch nichts Gedrucktes als Zeugniß seiner Fähigkeiten aufweisen konnte, und der ihm schüchtern eine Bewunderung entgegentrug, an die der Greis mehr als gewöhnt war? Und doch wollte und mußte Fichte ihm zeigen, daß er kein gewöhnlicher Aufdringling sei.

Er setzt sich hin und schreibt in vier Tagen in dem öden Dachstübchen des Gasthauses seine „Kritik aller Offenbarungen", und schickt sie dem verehrten Meister. Drei Tage später geht er selbst hin, wird sehr auszeichnend aufgenommen, seine Schrift sehr gelobt, er selbst zu Tische geladen. Weiteres aber

erfolgt nicht. Er macht sich daran, seine Schrift neu zu bearbeiten, Kant empfiehlt einen Verleger; der Verleger ist abwesend, ein zweiter, an den er sich wendet, lehnt ab. Sein Geld geht auf die Neige. Allein in der fremden Stadt, ohne Bekannte und Freunde, hundert Meilen von der Heimath, sieht er nur noch auf acht Tage Subsistenzmittel vor sich! Er kann nicht mehr arbeiten, weil ihm die Angst um seine Noth, von der Niemand etwas ahnt, keine Ruhe läßt. Endlich gewinnt er es über sich, sein Lage brieflich Kant zu entdecken. Der Brief, in welchem er es that, ist erhalten, er ist ein Meisterstück rührender Beredsamkeit und edelster Gesinnung. Er bittet um ein Darlehn des Reisegeldes zur Rückkehr in die Heimath, wo er wenigstens in seinem Vaterhause eine Stätte finden könne, um seine schriftstellerischen Pläne auszuführen, ohne zu verhungern. Kant, vielleicht selbst bedrängt, schlägt ihm seine Bitte ab, und so schien wieder einmal jede Hülfe abgeschnitten, und zum ersten Male verließ ihn auf einen Augenblick sein starker Muth. Die letzten Worte seines Königsberger Tagebuchs — das er für seine Braut führte, die zweihundert Meilen weit von ihm entfernt am Siechbette des durch jenen Schicksalsschlag auf den Tod erkrankten Vaters saß — sind erschütternd: „heute wollte ich arbeiten und thue nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heut über acht Tage um mich stehen? Da ist mein Geld rein aufgezehrt!“ —

III.

Und wieder einmal war in dem Momente der größten Noth die Hülfe am nächsten. Sie kam, als er eben jene Zeilen niedergeschrieben hatte. Der Weise von Königsberg hatte seiner nicht vergessen. Eine Hauslehrerstelle in der Familie des Grafen Krokow auf einem Edelsitze bei Danzig, durch Kants Empfehlung vermittelt, bot ihm ein Asyl, in welchem er zum Erstenmale unter den angenehmsten Verhältnissen fast zwei Jahre lang vom Sommer 1791 bis zum Frühlinge 1793 verweilte.

Der Graf und besonders die Gräfin waren fein gebildete Menschen, die den von Kant Empfohlenen als einen Freund behandelten. Hier in der besten Gesellschaft geistvoller Personen lebend, mit Kant in fortdauerndem brieflichen Verkehre, gefördert durch erweiterten Einblick in Welt- und Menschenverhältnisse, gehoben durch unerwarteten literarischen Erfolg, entfaltete sein Geist zum Erstenmale frei die Kraft seiner Schwingen. Seine Schrift über die „Kritik aller Offenbarung“, welche im Jahre 1792 erschien, machte ihn mit einem Schlage in der deutschen literarischen Welt zu einem berühmten Manne. Ein Zufall kam ihm dabei zu Hülfe: sein Name war durch irgend ein Versehen nicht auf dem Titel genannt worden. Das gab Veranlassung, daß die gewichtigsten Journale Deutschlands keinen geringeren als den großen Königsberger Philosophen, als Kant selbst, für den Verfasser des gediegenen Werkes erklärten, dessen Lob jetzt die Kritiker mit Ueberschwänglichkeit der Welt verkündeten. Wie erstaunten sie, als Kant bald darauf die öffentliche Erklärung abgab: „daß er an dieser Schrift

nicht den mindesten Antheil habe, daß er es daher für Pflicht halte, die Ehre derselben dem, welchem sie gebühre, ungeschmälert zu lassen," und daß der von ihnen so hoch Erhobene ein simpler Hauslehrer und Candidat der Theologie, „ein Herr Fichte" sei, von dessen Existenz die Herren Professoren der Philosophie, welche seine Erstlingsschrift für ein Werk des weltberühmten Meisters gehalten, bisher nichts gewußt hatten.

Kaum eins der späteren Werke Fichte's übte eine gleich weitgreifende Wirkung. Man disputirte öffentlich zu Jena über die Schrift, man schrieb Streitschriften für und wieder; schon im nächsten Jahre erschien eine zweite verbesserte Ausgabe, und der Name des Verfassers ward in allen literarischen Zeitschriften genannt und durch ganz Deutschland, ja über dessen Grenzen hinaus bekannt.

Ein solcher Erfolg stärkte Fichte's Selbstgefühl und hob seinen Muth. Eine Laufbahn voll Ehre und Unabhängigkeit, voll Wirksamkeit auf sein Zeitalter, eröffnete sich ihm. „Ich habe große, glühende Projecte," schrieb er seiner Braut, doch nicht für mich. Mein Ehrgeiz (Stolz wäre richtiger) ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz für die Ewigkeit hinaus für die Menschheit Folgen zu knüpfen; ob ich's that, braucht Keiner zu wissen, wenn es es nur geschieht!"

Kein Unglück, sagt das Sprichwort, kommt allein, aber auch kein Glück. Fichte's Lebenslage schien mit diesem einen Erfolge wie umgewandelt. In einem halben Jahre sah er sich mit Anträgen und vortheilhaften Anerbietungen von verschiedenen Seiten aufgesucht. Er zog es vor, für's Erste unabhängig zu bleiben. „Ich will für jetzt nichts sein als Fichte", schrieb er seiner Braut, „nicht einmal Magister bin ich! Ich

werde vielleicht nach einigen Jahren ein Amt wünschen, und hoffe, es wird mir nicht entgehen. Bis dahin kann ich durch meine Feder haben, was ich haben muß." Inzwischen hatten sich auch die Umstände des Vaters seiner Braut wieder so weit gebessert, daß seiner Verbindung mit der Geliebten jetzt nichts mehr im Wege stand. Er kehrte also im Jahre 1793 nach der Schweiz zurück, wo er am 22. October seine Johanna Maria heim führte.

Die beiden Jahre, welche er jetzt in Zürich verlebte, gehören zu den glücklichsten seines Lebens. In den erwünschtesten äußeren Verhältnissen, sorgenfrei, an der Seite einer trefflichen Gattin, im Hause eines Schwiegervaters, der trotz seines vorgerückten Alters mit jugendlicher Frische Theil nahm an allen Erscheinungen und Bestrebungen einer im Innersten erregten Zeit, Fichte selbst in der Blüthe des jugendlichen Mannesalters, gehoben durch unerwarteten Ruhm, begeistert durch die Aussicht auf neue Erfolge, gefestigt in der Gewißheit über seinen Lebensberuf, dazu der Verkehr mit geistreichen Freunden, wie Lavater, Fernow, Baggesen, Pestalozzi, das Leben in schönster Natur, und in einem, gegen Deutschland gehalten, freien Lande, — das Alles konnte nicht verfehlen, ihn zu lebendigster Entfaltung seiner Kräfte anzuregen. Er hielt Vorlesungen über die Kantische Philosophie, in denen er vor einer erlesenen Zuhörerschaft der bedeutendsten Männer sein System entwickelte. Er vollendete sein schon im Hause des Grafen Krokow begonnenes treffliches Werk über die französische Revolution, mit welchem er „die Urtheile des Publikums" über diese gewaltige Erscheinung zu berichtigen unternahm. Er forderte in einer andern Schrift von den Fürsten Europa's die von ihnen unterdrückte „Denkfreiheit" zurück. Schon damals erhielt er von

den Dunkelmännern jener Tage den denuncirenden Beinamen des „Demokraten", der ihm später theuer zu stehen kommen sollte. Und doch bestand sein Demokratismus nur darin, daß er allerdings, wie er einmal sagt, „lieber gar nicht sein möchte, als der Willkür unterworfen sein und nicht dem Gesetze".

Es ist die unsterbliche Ehre des Mannes, daß er von dieser Gesinnung niemals aus irgend einer Rücksicht auf persönliche Gefahr und Schädigung um eines Haares Breite abgewichen, daß er ihr überall treu geblieben ist bis zum letzten Athemzuge seines mühevollen Kämpferlebens.

Wohl war es daher, in der damaligen Zeit und unter solchen Umständen, wie Goethe sich ausdrückt, ein „kühnes, ja verwegenes Unternehmen", daß Karl August von Weimar, rastlos bemüht, den Flor seiner Universität Jena zu heben, den bereits als „Demokraten" verschrieenen freien Denker an die Stelle Reinhold's auf den philosophischen Lehrstuhl Jena's berief. Aber es war eine Kühnheit, wie sie einem Herzoge des Geistes geziemte. Fichte, überrascht und erfreut durch einen so ehrenvollen Ruf, bat doch in seiner Gewissenhaftigkeit anfangs um ein Jahr Aufschub, weil er mit seinem Systeme noch nicht völlig im Reinen sei. Doch gab er zuletzt dem wiederholten Andringen, sofort seine Wirksamkeit zu beginnen, nach, zumal da auch Goethe sich lebhaft für sein Kommen interessirte. Auf seiner Reise durch Deutschland besuchte er Schiller, der damals gleichfalls als Professor in Jena angestellt, zum Besuche seiner schwäbischen Heimat in Tübingen weilte, und fand bei demselben die herzlichste Aufnahme.

In Weimar und Jena angelangt, ward Fichte von allen Seiten auf's Beste empfangen, und bald erkannte man dort, daß man sich zu der Gewinnung des trefflichen Mannes für

die Universität Glück zu wünschen hatte. Der Eindruck seiner Vorlesungen auf die Studenten war gleich bei seinem ersten Auftreten ein außerordentlicher, und nur Schillers erstes Auftreten hatte fünf Jahre früher ein ähnliches Schauspiel allgemeiner Begeisterung geboten. Das größte Auditorium konnte die Zahl seiner Zuhörer nicht fassen. Er selbst war in der heitersten hoffnungsreichsten Stimmung. Im Besitze vollkommener Lehrfreiheit, geachtet und ausgezeichnet von seinem Fürsten und von den bedeutendsten Geistern Deutschlands, voll Zuversicht auf eine folgenreiche Wirksamkeit an einer Bildungsanstalt von Europäischem Rufe, die damals in höchster Blüthe stand, im Bewußtsein der edelsten Ziele und Zwecke, getragen von dem Beifall und der Liebe einer begeisterten Jugend, schien ihm nichts zu seinem Glücke zu fehlen. Es war ihm tiefer Ernst, durch seine Philosophie auf die Welt zu wirken, das Denken und die Wissenschaft zu einer Vorschule des Handelns und der That zu machen; und es gelang ihm gleich anfangs bei der studirenden Jugend in einem bis dahin auf deutschen Universitäten kaum erhörten Grade. Aber eben in diesem großen und bedeutenden Erfolge lag der erste Keim des Anstoßes, der sein Verhältniß als Universitäts-Lehrer in Jena trüben und zuletzt zerstören sollte.

IV.

Wir haben noch in den Briefen eines jüngeren Zeit- und Lebensgenossen Fichte's eine Schilderung des Eindrucks, den seine Lehre und sein Auftreten als Charakter auf die studirende Jugend machte. „Grundzug von Fichte's Charakter",

heißt es in dieser Schilderung, sei „höchste Ehrlichkeit." In seinen Schriften wie in seinen Vorträgen habe sein Trefflichstes immer den Charakter der Größe und Stärke. „Auch spricht er nicht schön, aber alle seine Worte haben Gewicht und Schwere. Sein Geist ist ein unruhiger Geist, er dürstet nach Gelegenheit, viel in der Welt zu handeln. Sein Vortrag rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Er rührt nicht, aber er erhebt die Seele. Sein Auge ist strafend, sein Gang trotzig." Und weiter heißt es von seiner Philosophie: „Fichte will durch seine Philosophie den Geist des Zeitalters leiten; er kennt dessen schwache Seiten, und darum faßt er ihn von der Seite der Politik. Seine Phantasie ist nicht blühend, aber energisch und mächtig. Seine Bilder sind nicht reizend, aber sie sind kühn und groß. Er dringt in die innersten Tiefen seines Gegenstandes ein und schaltet im Reiche der Begriffe mit einer Ueberlegenheit, welche verräth, daß er in diesem unsichtbaren Lande nicht nur wohnt, sondern herrscht."

Das Erhabene dieser Herrschernatur und die absolute Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit seines Charakters waren es vor Allem, was die Jugend zu ihm hinzog. In Jena herrschte damals unter den Studenten das sogenannte Ordenswesen mit all' der Rohheit und Verwilderung, welche die Studentenverbindungen ähnlicher Art stets begleiteten. Diese von keiner höheren Idee getragenen, lediglich auf „commentmäßiges Leben" gestellten Verbindungen, welche Stadt und Universität terrorisirten und die Sittlichkeit untergruben, bestanden allen Gesetzen und Verboten zum Trotz, da die Schwäche der Behörden heimlich duldete, was man öffentlich als strafbar anerkannte. Gelegentliche Verfolgungen hatten nur dazu gedient, das Uebel

zu verstärken. Fichte entschloß sich, dasselbe an seiner Wurzel anzugreifen. Er wandte sich an den freien Willen und die vernünftige Einsicht der Jugend selbst, und nicht vergebens. In eigenen öffentlichen Vorlesungen sprach er sich aus gegen das Duellunwesen und die Unsittlichkeit aller geheimen Verbindungen, und forderte seine Zuhörer auf, ihn, wenn sie könnten, zu widerlegen. Und so gewaltig war die Macht seines Wortes, daß ihm, dem einzelnen Manne, gelang, was allen Anstrengungen der Behörden mißlungen war. Sämmtliche damals in Jena bestehenden drei Orden erklärten ihm durch Abgeordnete, daß sie bereit seien, ihre Verbindungen aufzugeben. Sie lieferten ihm sogar ihre Statuten und Ordensbücher aus, und baten ihn, ihren Entsagungseid anzunehmen. Fichte, der keinen Anstoß bei den Behörden geben wollte, verwies sie an die gesetzliche Autorität; und diese — brachte es, — statt rasch die gute Stimmung einer lebhaft erregten Jugend zu benutzen, — im Wege des schleppenden Geschäftsgangs und durch ungeschickte und zweideutige Maßnahmen dahin, daß die so glücklich eingeleitete wichtige Reform des akademischen Lebens scheiterte! Einer der drei Orden trat zurück, und Fichte selbst wurde jetzt Gegenstand des Hasses und der Verfolgung*) der Mitglieder desselben, gegen deren brutale Rohheit er vergebens den Schutz der Behörden anrief. Er sollte lernen, was es heiße, allein und unaufgefordert in Deutschland alte Uebel anzugreifen! Seine Schrift über diese Vorfälle bildet einen wichtigen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte jener Zeit, und die in derselben aufgedeckten Schäden des deutschen Universitäts-

*) Vgl. Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von Rich. und Rob. Keil S. 291—295.

lebens sind zum Theil heute noch hier und da nicht ganz verschwunden.

Im Laufe desselben Jahres hatte er noch eine andere widerwärtige Erfahrung zu machen. Er hatte jene öffentlichen Vorlesungen*), durch welche er einen „Verein zur Beförderung der Moralität unter den Studirenden" zu begründen dachte, und zu denen sich alles drängte, was Jena an gebildeter und strebsamer Jugend in sich schloß, auf den Sonntag verlegt, um sämmtlichen Studirenden die Möglichkeit zu geben, sich an denselben zu betheiligen.

„Doch Pfaffen wußten sich zu rühren
Die Alles breit in's Schlechte führen!"

Sie denuncirten ihn in Zeitschriften und in einer Eingabe, als schuldig „eines förmlichen Angriffs auf den christlichen Gottesdienst", und die Weimarische Regierung war schwach genug, die Sonntagsvorlesungen als etwas „Ungewöhnliches", zu verbieten, obschon sie dabei zugleich erklärte, daß die Anklage selbst durchaus unbegründet sei!

Dies Alles waren jedoch nur Vorspiele des Hauptangriffs, den die Partei der reactionären Dunkelmänner gegen Fichte und seine Wirksamkeit beschlossen hatte. In ihren Augen galt der freie und muthige Forscher der Wahrheit, der edelstolze auf sich beruhende Charakter, der auch die Jugend seines Volks zu gleicher sittlicher Tüchtigkeit hinzuführen als seine Lebensaufgabe ansah, ohne Weiteres für einen „Demagogen" und „Jakobiner". Die Gelegenheit zum Angriffe fand sich bald. Ein Aufsatz eines jüngeren Freundes, den Fichte in dem von ihm gegrün-

*) Es waren die berühmten „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten".

deten philosophischen Journale aufgenommen hatte, bewog das Kursächsische Consistorium, nicht nur die Zeitschrift zu confisciren, sondern auch bei der Weimarschen Regierung auf ernstliche Bestrafung Fichte's anzutragen, der geradezu des „Atheismus" angeklagt und beschuldigt wurde, „nicht nur die christliche, sondern auch die natürliche Religion angegriffen zu haben". Dies geschah 1798. Natürlich war der Atheismus, wie Fichte einem Freunde schrieb, nur ein Vorwand. „Sie verfolgen in mir den freien Denker, der anfängt sich verständlich zu machen; sie verfolgen den Demokraten! Es erschreckt sie wie ein Gespenst die Selbstständigkeit, die, wie sie dunkel ahnen, meine Philosophie weckt." — —

Weimar, d. h. Karl August und Goethe geriethen in große Verlegenheit. Innerlich überzeugt von dem völligen Ungrunde, ja dem Unsinn einer solchen pfäffischen Anklage, sahen sie andrerseits die Universität, ihr Schooßkind, von Kursachsen mit einem Verbote des Besuchs bedroht. Goethe's Darstellung in seinen biographischen Heften*) giebt ein Bild der Lage, in welcher man sich befand. Auf der einen Seite „eine der tüchtigsten Persönlichkeiten die man je gesehen, und an deren Gesinnungen in höherem Betrachte nichts auszusetzen war"; auf der anderen Unannehmlichkeiten mit den anklagenden verschiedenen Sächsischen Höfen, welche einen Mann „nachdrücklich bestraft" wissen wollten, der doch selbst nach Goethe's Ansicht weiter nichts verbrochen hatte, als daß er „sich über Gott und göttliche Dinge, über die man besser (!) ein tiefes Stillschweigen bewahre, in einer Weise auszusprechen gewagt, welche den hergebrachten (!) Ausdrücken über solche Geheimnisse zu

*) Siehe Goethe's Werke. Bd. XXXI.

widersprechen schien!“ Weder Goethe noch sein Karl August benahmen sich aber in dieser Sache ihrer selbst würdig. Fichte wollte einen reinen Rechtsspruch auf Schuldig oder Unschuldig, und in diesem Sinne führte er seine Vertheidigung. Sie wollten vertuschen, vermitteln, den ungerecht Verklagten schonen und doch die pfäffischen Ankläger zufrieden stellen, und kamen schließlich auf den Ausweg, den Philosophen, — dem sie innerlich Recht gaben — öffentlich mit einem Verweise zu bestrafen. Und als Fichte im Gefühle seiner Würde und seines Rechts, im Voraus erklärte, daß er in solchem Falle nicht öffentlicher Lehrer bleiben könne, da — gab man ihm seine Entlassung.

Damit sah Fichte sich auf's Neue amt- und brotlos. Aber nie bereute Fichte den gethanen Schritt, und selbst später in bedrängter Lage erklärte er, „daß er in gleichem Falle stets dasselbe thun würde“. In Jena konnte er nicht bleiben. Seine Collegen, die ihm anfangs versprochen hatten, sein Schicksal zu theilen, ließen ihn natürlich im Stiche. Ein Asyl, das er in Rudolstadt suchte, ward ihm auf Betrieb der Weimarischen Regierung abgeschlagen. Er fürchtete heimatlos zu werden, Rousseau's Beispiel fiel ihm ein. Da entschloß er sich, mit Zurücklassung seiner Familie, nach Berlin zu gehen, und zu versuchen, ob man ihm vergönnen würde, dort unangefochten zu leben.

Es gereicht dem dritten Friedrich Wilhelm zu unvergeßlicher Ehre, daß er das Vertrauen des Philosophen nicht täuschte. Seine Entscheidung nach erhaltenem Vortrage lautete: „Ist Fichte ein ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten

begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts.“

So wurde Fichte ein Preuße, und er hat dem Preußischen Staate die empfangene Wohlthat reichlich und überreichlich vergolten!

In der That, Fichte war nicht für einen kleinen Staat und für das Leben in einem kleinen Orte gemacht. Es ward ihm freier zu Sinne und er athmete auf, als er aus der quetschenden Enge der kleinen Jenaer Verhältnisse nach Berlin kam. Klima und Menschen sagten ihm zu, und für seine Zukunft vertraute er seiner Kraft. Wir sehen ihn in den Briefen, die er in dieser Zeit an seine Gattin schrieb, voll freudigen Muthes und selbstbewußter Zuversicht, das Geschwätz der Menschen und die Verläumdungen der Mißwollenden gering achtend, im festen Vertrauen, daß er das Alles durch sein Thun besiegen werde. „Sie werden es müde werden“, schrieb er heiter der verzagten Frau, — „und ich wette mit dir: in zehn Jahren bin ich ein im ganzen deutschen Publikum durchgängig geschätzter und verehrter Mann!“ — Er irrte sich; doch nur in der Zeit. Denn seine Prophezeiung sollte schon früher in Erfüllung gehen!

Seine Gesinnung war stets eine tiefreligiöse gewesen, und diese Gesinnung befestigte und vertiefte sich innerlich nur noch mehr durch sein äußerliches Mißgeschick. Ja er mochte eben deshalb die erlittene Gewaltthätigkeit und Mißhandlung kaum ungeschehen wünschen, wie er denn auch das gegen ihn in Weimar beobachtete Verfahren nach kurzer Zeit schon mit unparteilicher Milde beurtheilte.

für das Desert und den Champagner reservirt hatte. Lamennais liebt die Freuden einer guten Tafel in kleinerem Kreise vertrauter Bekannten, und was man uns auch von seiner heitern Liebenswürdigkeit bei solchen Anlässen erzählt, wir fanden es übertroffen durch seine herzliche joviale Laune, die den fast Siebzigjährigen bei einer gewissen väterlichen Gehaltenheit, doppelt wohl ließ. Man konnte weder sagen, daß er besonders witzig sei, noch daß er besondere Dinge spreche, aber sein Auge und sein Geist leuchteten wie milder Sternenschein über Alle und über Jedes, und diesmal trat jene Aehnlichkeit mit Börne, welche mir in seiner Haltung bei dem ersten Begegnen so überraschend gewesen war, vor seiner gemüthlichen, unbefangenen Heiterkeit ganz zurück. Er war im schwarzen Ueberrock, und sah nun erst recht wie ein Weltgeistlicher aus. Unsere Wirthe und die anwesenden Gäste, unter denen sich auch der Marquis de Flotte befand, sahen mit liebender Verehrung zu ihm empor, und als er vor den Anderen aufbrach und nach Hause fuhr, war es nicht sein Geist, sondern „seine unzerstörbare Güte", welche Alle rühmten.

Lamennais ist ein Bretagner, geboren den 19. Juni 1782 zu St. Malo, wo sein Vater, ein wohlhabender Handelsherr, ihn ursprünglich zu dem eigenen Geschäft bestimmte. Nach einer leidenschaftlich verlebten Jugend, die zwischen Lebensgenuß und eifrigen aber ungeregelten Studien getheilt, ganz besonders durch Rousseau'sche Einflüsse bestimmt wurde, wählte er zusammen mit einem jüngeren Bruder den geistlichen Stand, in welchem er jedoch erst 1817 die Priesterweihe erhielt. Seit 1811 war er Lehrer der Mathematik im Seminar seiner Vaterstadt. Familientradition und religiöse Richtung ließen ihn nach dem Sturze Napoleons als eifrigen Anhänger der Restauration auftreten. Die hundert Tage nöthigten ihn, nach England auszuwandern. Nach der Rückkehr der Bourbons begann er eine eifrige journalistische Thätigkeit im Verein mit den royalistischen Schriftstellern, welche die Pläne und Absichten der Restauration in dem „Conservateur", den er mitbegründen half, so wie im „Defenseur" und im „Drapeau blanc" verfochten. Wie weit er hier ging, beweist wohl am besten der Umstand, daß selbst seine vom Gouvernement so hoch geschätzte Loyalität ihn nicht vor einer Anklage und Verurtheilung wegen der Maßlosigkeit seiner Angriffe gegen die Universität schützen konnte. Dem eifrigen Verfechter von Altar und Thron bot Papst Leo XII., derselbe Papst, welcher die Inquisitionsgefängnisse wieder aufrichtete, das Gebet um Ausrottung der Ketzerei anordnete und die Bibelgesellschaften und die Freimaurerei in seiner Antrittsbulle verdammte — sogar den Cardinalshut an. Lamennais schlug ihn aus, wie er schon früher das ihm vom Minister Decazes bestimmte Bisthum zurückgewiesen hatte. In dieser Zeit, wo Lamennais als fanatischer Reactionär im romantischen Gewande zu den Hauptverfechtern der Restauration zählte, war er wiederholt Gegenstand der Angriffe ihres kühnsten und hochsinnigsten Bekämpfers. „Der Abbé de Lamennais", schrieb der kaustische Paul Louis Courier von ihm im Jahre 1819, „ist der Conservator aller Ruinen, aller Feudalschlösser und verlassener Burgthürme, alles dessen, was dem Einsturz und der Verwesung verfallen ist. Man baue eine Fabrik mit dem verödeten Trümmerwerk solcher alter Eulennester, so schreit er: da sieht man den zerstörerischen Geist der Revolution. Was für einen Lärm würde er erst am Schöpfungstage gemacht haben! Er würde sicher gerufen haben: **mon Dieu! conservons le chaos!**" Wie Courier's scharfer Blick hier früher als

zwei helle Sterne ging dies seltenste Freundespaar, das der Genius geweiht, an dem deutschen Himmel auf. Der achtzehnjährige Fürst, aus streng umschränkten Verhältnissen und mangelhafter Vorbereitung zur schrankenlosesten Freiheit der Selbstbestimmung gelangt, fand in Goethe den leitenden Gehülfen an dem Werke der Selbsterziehung, die er zu machen hatte, um zu werden, was seinem dunklen Drange vorschwebte: ein Fürst und Mensch im edelsten Sinne des Worts. Daß er es wurde, ist Goethe's unsterbliches Verdienst, der ihn durch allen Sturm und Drang der Jugend und durch alle Verirrungen einer Zeit voll wilder Werdelust, die der Dichter des Werther selbst mit heraufbeschworen hatte, zur Klarheit und zum Maaße hindurch zu führen wußte. Es war ein schweres Geschäft, aber die ausharrende Liebe des Freundes machte es möglich, und der unverwüstliche Adel einer Natur wie die Karl August's kam ihm erleichternd entgegen. Dalberg, der den jungen Fürsten wenige Tage nach seiner Thronbesteigung sah, charakterisirte ihn in einem Briefe an den Grafen Goertz (Denkwürdigk. 1, S. 21) mit den Worten: „Verstand, Charakter, Offenheit und Treuherzigkeit, eine Fürstenseele, wie ich sie nie sah". Die Briefe der Zeitgenossen Wieland und Merck, sowie Goethe's eigne Briefe an Frau v. Stein und vor Allem sein herrliches Gedicht „Ilmenau", in welchem er schon acht Jahre später dem fürstlichen Freunde an dessen Geburtstage die bereits mehrere Jahre hinter beiden liegende stürmische Epoche des Werdens als eine historisch abgeschlossene im Spiegel der Dichtung zeigen konnte, geben reichliches Zeugniß über Goethe's Erziehungswerk, sowie über die Hülfe, welche ihm sein fürstlicher Freund und Zögling selbst bei demselben entgegenbrachte. Mehr als funfzig Jahre später äußerte sich Goethe über diese Erstlingszeit Karl

August's gegen seinen treuen Eckermann folgendermaßen: „Er war damals noch sehr jung, und wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gährung. Er wußte mit seinen Kräften nicht wo hinaus, und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken Gräben und durch Flüsse, Berg auf Berg ein sich tagelang abarbeiten und dann Nachts unter freiem Himmel campiren, das war nach seinem Sinn. Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm Nichts, aber hätte er sich eins erringen, erjagen, erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen. Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam; aber schon damals zeigten seine Keime und Knospen, was einst der Baum sein würde. Er schloß sich bald auf das Innigste an mich an, und nahm an Allem, was ich trieb, gründlichen Antheil. Daß ich fast zehn Jahr älter war als er, kam unserm Verhältniß zu Gute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein, und es war nicht selten, daß wir neben einander auf meinem Sopha einschliefen. Funfzig Jahre lang haben wir es mit einander fortgetrieben, und es wäre kein Wunder, wenn wir es endlich zu Etwas gebracht hätten."

Und sie haben es zu Etwas gebracht, in diesem Freundschafts- und Strebensbunde des Fürsten und des Dichters, des Herrschers und des Weisen, der seines Gleichen nicht hat in der Culturgeschichte unseres Volks. Sie haben Weimar erschaffen; haben das dunkle Landstädtchen verwandelt in eine strahlende Sonne der Cultur und Wissenschaft, der Poesie und Schönheit, in die Hauptstadt des deutschen Geistes, der deutschen Bildung, Literatur und Humanität, in die geweihte Stätte der Erinnerung an alles Große Schöne Edle und

Menschlich-Freie, was uns Trost gegeben hat und giebt, und erhebend hinabgeleuchtet hat und hinableuchtet in unsere Leidens- und Prüfungszeiten, wie die hellen Sterne vom dunkelbewölkten Himmel der Nacht. Sie haben vor Allem sich selbst emporgebildet zu freien und ganzen, schönen Menschen und uns ein Vorbild gegeben, dem wir nachstreben sollen, auch auf Wegen und Bereichen, die ihnen noch verschlossen waren.

Und Karl August! — Gewiß ist's, daß Weimar und Deutschland ihn nicht hätten ohne Goethe. Aber eben so gewiß, daß Deutschland auch seinen Goethe nicht hätte ohne Karl August, der ihm „August und Mäcen" war und blieb, bis an's Ende seines Lebens. Was sein Erbland dem Regenten verdankt, bezeugt die herzliche Liebe, die noch heute bis zur letzten Hütte das Andenken dieses wahrhaften Landesvaters feiernd erhebt. Was ihm Deutschland verdankt, knüpft sich an die Namen, die jedes Deutschen Stolz sind, an die Namen Wieland und Herder, Goethe und Schiller, knüpft sich an das edelste Gut geistiger Einheit im Geiste jener freien, menschlichen Bildung, deren Banner er, als ein echter Herzog, ohne Wanken emporgehalten hat ein halbes Jahrhundert lang. Goethe selbst gestand, daß er sich bei dem Ueberblick des thatenreichen Lebens, in der vom Kanzler von Müller bald nach dem Tode des Fürsten niedergeschriebenen übersichtlichen Darstellung desselben, „wie von einem geistigen Schwindel ergriffen fühle" über die Fülle dessen, was Karl August Alles geleistet.

Lassen wir noch weiter den greisen Dichter sich aussprechen über das Wesen und die Natur seines Fürsten, „den doch im Grunde Niemand so durch und durch gekannt hat wie er selber". Zunächst über die Gründlichkeit seiner Bildung und den

umfassenden Reichthum seines Wissens, die selbst einen Humboldt in Erstaunen setzten. „Nur ein lumpiges Jahrhundert länger", ruft Goethe einmal bei Eckermann nach der Klage über den Tod des Großherzogs aus, „nur ein Jahrhundert länger, und wie würde er, an so hoher Stelle, seine Zeit vorwärts gebracht haben"! — „Sie sehen", fährt er mit Bezug auf einen später zu erwähnenden Brief Humboldts über den Großherzog fort, „wie sein außerordentlicher Geist auch das ganze Reich der Natur umfaßte. Physik, Astronomie, Geognosie, Meteorologie, Pflanzen- und Thierformen der Urwelt und was sonst dazu gehört. Er hatte für Alles Sinn und Interesse. Eine so gründliche Bildung wie er sie besaß ist sehr selten bei fürstlichen Personen. Es giebt zwar Viele, die fähig sind, über Alles sehr geschickt mitzureden; aber sie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Freilich ist es kein Wunder, wenn man die entsetzlichen Zerstreuungen und Zerstückelungen bedenkt, die das Hofleben mit sich führt, und denen ein junger Fürst ausgesetzt ist. Dabei kann sich nichts setzen und nichts Wurzel schlagen, und es gehört der Fond einer gewaltigen Natur dazu, um bei solchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen. Karl August war aber freilich ein geborener großer Mensch, womit Alles gesagt und Alles gethan ist."

Aber nicht nur im Gebiete der wissenschaftlichen theoretischen, sondern auch im Felde der praktischen Thätigkeit als Regent bezeugt Goethe die Größe seines fürstlichen Freundes. „Er war ein Mensch aus dem Ganzen, und es kam bei ihm Alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, so war das Einzelne gut, er mochte thun und treiben, was er wollte. Dabei kamen ihm zur Führung des

Regiments besonders drei Dinge zu Statten. Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann aber hatte er noch etwas, das ebensoviel war, wo nicht mehr. Er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte von ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes, und ganz zuletzt erst ein wenig an sich selber. Edlen Menschen entgegen zu kommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer offen und bereit. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe; und wer geliebt ist, hat leicht zu regieren."

„Und drittens: Er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, bessere, in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürstliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienst zurücksetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er sah überall selber, und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis. Dabei war er schweigsamer Natur und seinen Worten folgte die Handlung." Daneben hebt Goethe das rastlos Fortschreitende seiner Natur hervor: „Er war groß in seiner Theilnahme und seinem Interesse für Alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach schlagen, in welches es wollte. Er war immer vorschreitend, und was in der Zeit irgend an guten und neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen. Wenn etwas mißlang, so war davon nicht weiter die Rede. Ich dachte oft,

wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entschuldigen wollte, allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise und ging immer sogleich wieder auf etwas Neues los. Es war dies eine eigne Größe seines Wesens und zwar nicht durch Bildung gewonnen sondern angeboren." Deshalb nennt Goethe ihn ein andermal „eine dämonische Natur voll unbegrenzter Thatkraft, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein gewesen wäre, eine dämonische Natur, dergleichen die Griechen unter die Halbgötter rechneten". Dies Dämonische seines Wesens zeigte sich nach Goethe's Zeugniß auch in der Herrschaft, welche er über die Menschen übte, die in seine Nähe kamen, und Goethe vergleicht ihn darin mit Friedrich dem Großen. „Niemand konnte ihm widerstehen. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles was ich auf seinen Rath unternahm, glückte mir; so daß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichten, ihn nur zu fragen brauchte, was zu thun sei, wo er es dann instinctmäßig aussprach, und ich immer im Voraus eines guten Erfolges gewiß sein konnte."

Was Karl August selbst einmal als Dreiundzwanzigjähriger in einem Briefe an Knebel über den trefflichen Fürsten Franz von Dessau, sein Vorbild in so vielen Dingen, äußert: „Ich habe nie Jemanden gesehen, der durch seine bloße Existenz mehr Wohlwollen, Treuherzigkeit und Menschenliebe allen denen, so um ihn sind, mittheilt, als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser mit ihm!" — das konnte mit gleichem Rechte von ihm selbst gelten. Productivität ohne alle und jede egoistische Tendenz ist es, was Goethe bei einer andern

Adolf Stahr,

Kleine Schriften.

東京大學圖書
0004316618
東京大学総合図書館

Alle gesetzlichen Rechte vorbehalten.

E100
54

Kleine Schriften

zur Litteratur und Kunst

von

Adolf Stahr.

Zweiter Band:

Biographisches und Kritisches.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)
1872.

Polen alle seine Produktionen zusteuerten. Hiermit sei, bekannte Immermann selbst mündlich gegen mich, zum erstenmale etwas ausgesprochen, was in der That den innersten Kern seines Wesens treffe.

Dieser Dualismus nun, an dessen Ueberwindung und Versöhnung der Dichter ein ganzes Leben lang zu ringen hatte, ward vorzugsweise durch Immermann's Jugenderziehung zu der ganzen Schärfe und Tiefe des Gegensatzes aufgeklüftet.

Die entschiedene dichterische Anlage des Sohnes begegnete einem Vater und Erzieher, nach dessen Ansichten die schöne Litteratur in die Kategorie des Ueberflüssigen gehörte und daher, als dem Nützlichen schädlich, in seinem Hause streng verpönt war. Die bei Immermann, wie bei allen talentvollen Kindern früh entbrannte Lesewuth, mit der die Phantasie des Knaben namentlich in dem Genusse der Dichter schwelgte, erfuhr von dem Vater weniger eine Leitung als vielmehr eine strenge Unterdrückung, die denn nothwendig zur Heimlichkeit des Genusses führte. Daß der Vater dabei in „allerstrengster Weise" verfuhr, bezeugt wohl schon die harte Strafe, welche der unschuldigen Lectüre des Polyeuct von Corneille in einer alten Wiener Uebersetzungsschwarte zu Theil ward*). Dem unwiderstehlichen Drange des Knaben nach allem Dunklen, Geheimnißvollen, Umhüllten, dem Zuge einer Phantasie, die in dem Kleinsten und Unscheinbarsten das Größte und Bedeutendste ahnend zu erspüren trachtete, begegnete die kalte, trockne, scharfe und dabei doch imponirende Verstandesrichtung eines Vaters, der als ächter Sohn seiner Zeit die „Aufklärung" als das Höchste erachtete, und dem jene Seite seines Wesens in irgend einem Zuge zu vertrauen für den Knaben die unmög-

*) Memorabilien I. S. 171. ff.

lichste aller Unmöglichkeiten, ja nahezu ein Frevel erschien. „Der Athem der Friedericianischen Aufklärung," sagt Immermann selbst in den Memorabilien*), „umwehte uns von allen Seiten, und des Offenbarungsglaubens kam uns gar wenig zu." Aber wie tief er diesen Mangel in seiner Jugenderziehung empfand, hat er in dem Romane „die Papierfenster eines Eremiten" ausgesprochen, aus welchem besonders folgende Stelle aus den Briefen Friedrichs, in dessen Schicksal der Dichter gar Vieles von seinem eigenen Leben und Wesen verwebt hat, hierher gehört: „Du weißt wie ich auferzogen bin, die Eltern starben, ehe ich zum Bewußtsein kam. Der Oheim, der sich meiner annahm, ein rechtschaffener Mann, stammte aus den Zeiten der Aufklärung her, und haßte Alles, was sich nicht begreifen und demonstriren ließ. Er meinte es herzlich gut. Statt der Bibel bekam ich Götzens nützliches Allerlei, statt der Kindermärchen den entlarvten Aberglauben in die Hände. Eine Wärterin wurde fortgejagt, weil sie uns vom schwarzen Kater erzählt hatte. Der Oheim ging nie in die Kirche und hielt keinen dazu an. Ich erinnere mich, daß ich im zwölften Jahre über die Existenz Christi disputiren hörte. Der Oheim sagte, er sei deshalb davon überzeugt, weil auch Tacitus der Person erwähne. Ich werde bitter und will es doch wahrlich nicht sein. O ihr Erzieher, bedenkt ihr das Schicksal der euch Anvertrauten so wenig, daß ihr euch immer nur gehen laßt, und nie auf die zarte Pflanzung Acht habt, daß ihr mit wüster Hand in das schöne Gebiet kindlicher Ahnung greift? Die Natur lernte ich nur aus Büchern kennen, ich wußte alle Genera Plantarum nach Linné am Schnürchen herzuzählen, sah aber im Freien den Eichbaum für den Schlehenbusch an.

*) I. S. 49.

dung der studirenden Jugend entfremdet zu werden begannen. Die herandräuende Nähe eines ungeheuren Weltentscheidungskampfes diente nur dazu den poetischen Genuß des Augenblicks für diejenigen zu erhöhen, die noch außerhalb seines Bereiches sich befanden. Fouqué's Zauberring, Arnim's Gräfin Dolores und Ahasver, Brentano's Ponce de Leon, kurz die ganze Romantik und Hyperromantik jener Zeit ward in allem Champagnerschaum sprudelnder Frische genossen. Daneben lief eine Begeisterung für Schiller, die an Andacht gränzte. Ueber jene poetischen Anregungen hinaus ragte noch eine andere Erscheinung der edelsten Schönheit. Die von Goethe gebildete Weimarsche Schauspielergesellschaft, damals in ihrer höchsten Blüte, spielte in Halle und Lauchstedt, und Immermann, der von frühster Jugend an einen unwiderstehlichen Hang zum Dramatischen gefühlt hatte, und doch durch seine strenge Erziehung so gut wie völlig vom Theater abgeschnitten gewesen war, erlebte hier das Glück, daß der offene und unentweihte Sinn des Jünglings gleich von einem Höchsten in seiner Art entzündet wurde. Noch im reifen Mannesalter gedachte er der dort empfangenen Eindrücke mit Entzücken. „Ich war bis zu meinem siebzehnten Jahre vielleicht drei- bis viermal im Theater gewesen, und nun wurde mir, der ich durch etwas Falsches noch nicht geirrt worden war, diese Offenbarung des Feinen, Würdigen, diese Musik des Vortrags, dieser Reigentanz des Ganges und der Geberden, dieser Aether der Poesie, wodurch der große Dichter seine Anstalt zum Abdruck der eignen harmonischen Brust gemacht hatte. Von Vergnügen war da nicht die Rede, sondern entzückt war ich und verzückt; die alte Kirche, worin man die Bühne aufgerichtet hatte (jetzt steht an ihrer Stelle das Hallische Universitätsgebäude), war mir eine geweihte Halle und die Andacht zum Gottesdienste

des Wortes, welcher darin seine Stätte fand, flammte vermuthlich brünstiger als die frühere des Orts." Diese Eindrücke wurden ihm formgebend für die ganze Zukunft. An sie knüpften sich seine späteren Bestrebungen für eine Regeneration der deutschen Bühne, Bestrebungen denen nicht der Erfolg fehlen sollte, wohl aber die Gunst des Glücks, die den Erfolgen allein Dauer verleihen konnte.

Mitten unter diese Kunst- und Lebensstudien, denen sich denn die „nach Gelegenheit besuchten" juristischen und philosophischen Collegien, sowie die mit Vorliebe gehörten Vorlesungen des alten Schütz über Horaz' Episteln und Aristophanes' Frösche nebst der beständigen Privatlectüre seines Lieblingsschriftstellers Tacitus anschlossen, fiel die Aufhebung der Universität durch Dekret des über dieselbe schwer erzürnten Franzosenkaisers. Die Alma Friedericiana ward wüst und leer, und auch Immermann, der den Befehl des Vaters: vor Ablauf des ersten Universitätsjahres nicht nach Hause zu kommen, für solch' ein außerordentliches Ereigniß nicht gegeben ansah, pilgerte heim nach Magdeburg. Allein er hatte sich geirrt. Der römisch strenge Mann verwies ihm gemessen die Uebertretung seines Gebotes. Nur zwei Tage durfte er zur Erholung im Vaterhause rasten, dann mußte er nach Halle zurückkehren „um dort für sich zu studiren, bis der Vater anderweitig über ihn bestimmen werde". Gehorsam kehrte er zurück und verlebte in der gespenstischen Oede der verlassenen Stadt peinliche Tage und Wochen bis mit der großen Entscheidungsschlacht von Leipzig die allgemeine Bewegung auch ihn in die Wege fortriß, die so viele Andere gingen. Den Vater sollte er nicht wiedersehen: er starb in dem von Tauenzien belagerten Magdeburg.

Mit höchster Begeisterung schloß sich Immermann dem Kampfe

gegen den Unterdrücker des Vaterlandes an, ward aber bald von einem Nervenfieber befallen, das ihn an den Rand des Grabes brachte, und ihm erst dann gestattete zu seinem Detachement zu stoßen, als der Feldzug bereits beendet war. Für Immermann war dies ein harter Schlag, und er verfiel darüber, wie Schnaase erzählt, in einen Zustand von Schwermuth, der an Verzweiflung gränzte; die Besorgniß der Seinigen um ihn stieg in dem Grade, daß der Wiederbeginn des Krieges nach Napoleons Rückkehr ihnen fast als ein Glück für ihn erschien. Von diesem Kriege und seinen Abenteuern wissen wir nur, daß Immermann den blutigen Entscheidungskampf bei Bellealliance mitfocht, und mit den verbündeten Heeren in Paris einzog. Als Offizier verabschiedet kehrte er in die Heimath zurück, gestählt an Seele und Leib, bereichert mit einem Schatze von Erfahrungen, ein Mann im Jünglingsalter, denn der Krieg reift schnell. In Halle wurden die unterbrochenen Studien wieder begonnen, auch die Theilnahme am Weimarischen Theater ruhete nicht, und die originelle Gestalt eines wenige Meilen von Halle im Gebirge wohnenden, begüterten alten Oheims, zu dessen zahlreichen Steckenpferden auch das Theaterwesen gehörte, gab Gelegenheit, sich in eigenen phantastischen Scherzen zu versuchen. Diesem alten Oheime, dessen Theaterliebhaberei Immermann später in dem Lustspiele „die Verkleidungen“ mit so frischem Humor ausgebeutet hat, hat er in seinen Memorabilien ein Denkmal in einem eigenen Kapitel, errichtet, welches ich dem Schönsten derartiger Schilderung in unserer Litteratur beizähle, und aus dem die ganze Seligkeit frischer, ausgelassener Jugendlust wie Waldesduft und Quellengerieſel uns entgegenhaucht.

Die Festigkeit seines Charakters und sein unverzagter Muth des Entschlusses und der That sollten schon im Verlauf seiner

wiederbegonnenen Universitätsjahre auf eine entscheidende Probe gestellt werden. In Halle hatte sich noch vor dem Entstehen der Burschenschaft zu Jena eine Studentenverbindung, Teutonia genannt, gebildet, welche trotz allen Anflugs vaterländischer Gesinnung dennoch in Formen und Grundsätzen das alte landsmannschaftliche Princip festhielt, an dessen Zerstörung gerade damals die besten Köpfe und edelsten Herzen der Jugend arbeiteten. Trotzdem, daß die Grundlage jener Verbindung die Idee der Einheit des deutschen Volks sein sollte, fehlten ihr doch die Grundfesten derselben: Allgemeinheit, gleichmäßige Freiheit und Berechtigung der Einzelnen und Schützung der Rechte Aller, wie sie die spätere Burschenschaft erstrebte. Der Despotismus roher Gewalt, mit welcher sie die nicht ihrer Verbindung Angehörenden, die schlechtweg Sulphuristen (Schwefelbande) genannt wurden, verfolgte, grenzt an das Unglaubliche, und einzelne Züge, die mir davon durch ehemalige Teutonen selbst bekannt worden sind, tragen das Gepräge einer rohen Unmenschlichkeit, gegen die sich jedes Gefühl empören mußte. Immermann befand sich in diesem Falle. Jene Verbindung hatte einen armen Studenten, der ihren Vorschriften sich nicht fügen wollte, öffentlich und schmählich gemißhandelt. Man hatte ihn am hellen Tage auf öffentlichem Platze beim Austritt aus dem Knapp'schen Auditorium am großen Berlin zu Halle „gehetzpeitscht“, ja selbst das Haus des Kanzlers Niemeyer, wohin sich das arme Opfer dieser Brutalität geflüchtet, war nicht als Asyl geachtet worden. Dieser Akt der Ungerechtigkeit veranlaßte Immermann, die Gleichgesinnten unter seinen Kommilitonen zu einer feierlich erklärten Mißbilligung des Vorgefallenen und zu entschiedener Protestation gegen verjährte Mißbräuche auf den deutschen Universitäten zu vereinigen. Die Folgen dieses Schrittes blieben nicht aus.

Immermann sah seine Person von jenen Machthabern in einer Weise bedroht, gegen welche die Maßregeln des ohnmächtigen akademischen Senats nicht ausreichend oder nicht kräftig genug schienen. Er war in seinen vier Wänden nicht mehr an Leib und Leben sicher. Da faßte der zweiundzwanzigjährige Jüngling den Entschluß, sich zur Aufrechthaltung des Gesetzes unmittelbar an das Oberhaupt des Staates zu wenden. Er eilte nach Berlin, überreichte eine von ihm und zwei Kommilitonen unterzeichnete Vorstellung dem Könige selbst, und erlangte dadurch eine Kabinetsordre, welche kräftigeres Einschreiten der Behörden zur Folge hatte. Leider habe ich die kleine Schrift, in welcher er diesen ganzen Vorfall der Oeffentlichkeit übergab, nirgends auftreiben können. Dagegen liegt mir eine zweite vor, (Letztes Wort ꝛc. Leipzig, Klein 1817), in welcher er die Anschuldigungen seiner Gegner siegreich und kräftig widerlegte, und die nicht weniger für Immermann selbst, als für jene Zeit und das Treiben der Jugend von damals bezeichnend ist. Wie sehr aber die öffentliche Meinung eines großen Theils seiner Alters- und Standesgenossen gegen jene Schrift eingenommen war, beweist wohl am besten der Umstand, daß Immermann's Schrift auf dem Wartburgsfeste mit verbrannt wurde. Immermann hat später diese Studentenwirren in seinem ersten Romane (die Papierfenster eines Eremiten S. 28—30) mit einigen Strichen angedeutet, sein Verhältniß zu denselben jedoch nicht klar genug dargestellt. Dahingegen finden wir in den dort niedergelegten Betrachtungen über die unselige That Sand's (S. 86—87) eine Reife des Urtheils, die Immermann's Verhältniß zu jenen Schwärmern charakterisirt, und die damals selbst älteren Männern, wie man am besten aus Solger's Briefwechsel sieht, fehlte.

Zu Ende des Jahres 1817 verließ Immermann die Universität und trat in den Staatsdienst. Hier arbeitete er bis 1819 als Auskultator und Referendar in Magdeburg und Groß-Aschersleben, in welchem Jahre er als Auditeur nach Münster versetzt wurde. In den vier Jahren, welche er hier verlebte, drängte sich die lange gehegte poetische Productionslust mit einer Fülle von Arbeiten hervor. Manches von lyrischen und dramatischen Gedichten, was schon auf der Universität begonnen war, ward hier vollendet. So erschienen in rascher Folge die Gedichte „Jung Osrik“ und „das Requiem“ (im Fouquéschen Frauentaschenbuche für 1820), das Lustspiel „die Prinzen von Syrakus*),“ drei Trauerspiele: „das Thal von Ronceval“, „Edwin“, und „Petrarca“**), der Roman „die Papierfenster eines Eremiten“***) und eine Sammlung von Gedichten†). — Die falschen Wanderjahre, welche damals von Quedlinburg „in die Welt hinaustrabten“ und einer kleinlichen Verketzerung unseres größten Dichters, die sich in gewissen Kreisen zu regen begann, das Wort liehen, veranlaßten Immermann, solcher Verkennung in Scherz und Ernst entgegenzutreten. So entstanden die beiden Schriften: „Ein ganz schön Trauerspiel von Pater Brey dem falschen Propheten in der zweiten Potenz gedruckt in diesem Jahr“, und der: „Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre††)“. Auch das Trauerspiel: „König Periander und sein Haus“ (1823), das vortreffliche Lustspiel „das Auge der Liebe“ (1824) und eine Novelle „der neue Pygmalion“ gehören in diese Münstersche Periode.

Von allen diesen Jugendarbeiten hat Immermann bekanntlich, mit Ausnahme eines vielfach umgeschmolzenen Theils der Gedichtsammlung, nichts in die spätere Sammlung seiner Schriften

*) Hamm 1821. **) Ebendas. 1822. ***)†) Ebendas. 1822. ††) Beides Münster 1823.

aufgenommen. Streng wie er war in seiner Selbstkritik, „legte er dabei selbst Manches zurück, was ihm aus ältern Zeiten her lieb war, weil ihm die Stimmung nicht erscheinen wollte, es noch einmal als frischen Stoff zu betrachten und in diesem Gefühl zu verjüngen". Wir aber werden bei diesen Jugendarbeiten um so eher etwas länger verweilen dürfen, weil sie für Immermann's Entwickelung eben so bedeutend, als im Ganzen wenig bekannt sind.

Unter ihnen ist der Roman: „die Papierfenster eines Eremiten" ganz aus der subjectiven Lage und Stimmung des Dichters hervorgegangen. Es ist die Krankheitsgeschichte eines durch doppelten Liebesirrthum zerstörten Herzens, welche der Dichter, dessen eigenstes Leben dabei auf's Tiefste betheiligt ist, zu schildern versucht. Der Stoff der in Briefform gekleideten Novelle ist einfach. Friedrich liebt Cölestinen. Die Gluth seiner Empfindung überrascht und überwältigt bei ihrem ersten Hervorbrechen den Gegenstand seiner Neigung. Sie läßt ihn einen Augenblick die volle Erwiederung seiner Gefühle hoffen, während sie schon im nächsten aus ihrer Ueberraschung erwachend fühlt, daß sie ihn nicht liebe, ihm nicht angehören könne. Fast um sich vor ihm zu retten, reicht sie einem andern ihre Hand. Friedrich lange verzweifelnd und ruhelos umhergetrieben, findet endlich in der ländlichen Einsamkeit engumfriedeter Zustände einer Pachterfamilie Beruhigung, ja Ersatz des Verlornen. Ein liebenswürdiges Landkind gewinnt sein krankes Herz, aber ihr und ihm zum Verderben. Wie früher Cölestine so täuscht sich hier Friedrich über den wahren Grundgehalt seiner Neigung. So schön der Traum dieser neuen Liebe aufblüht — und die Schilderung derselben ist ein Meisterstück, würdig den schönsten Partien von Immermanns letzter Dichtung an die Seite gesetzt zu werden, — so furchtbar ist das Erwachen.

Der Getäuschte kann den Selbstbetrug sich nicht lange verhehlen, Kultur und Natur bleiben unversöhnt. Das Feldblümchen, verpflanzt aus seiner unschuldigen Umgebung, für die es die Natur schuf, in den Ziergarten der Modekultur, verstreut seinen Duft vergebens selbst für den, der sonst an ihm so gern sich erquickte. Das Erscheinen des Gegenstandes der ersten Liebe zerreißt den letzten Faden der selbstgesponnenen Herzenstäuschung. Sowohl Geist als Herz bricht bei dem Anblick der Wahrheit, Friedrich nimmt Gift. Vom Tode gerettet, siecht er an Leib und Seele unheilbar krank noch traurige Tage hin, denen freiwilliger Hungertod ein Ziel setzt. Dieser letzte Theil des Romans ist nur aus Tagebuchsblättern, Reflexionen und dichterischen Bruchstücken zu entnehmen, die den zweiten Abschnitt des Ganzen bilden.

Man sieht: wir stehen auf Wertherischem Boden. So allgewaltig beherrschte Goethe's Romandichtung noch diese Generation, daß Immermann, ohne Zweifel der kräftigste Geist derselben, weder hier noch anderthalb Jahrzehnte später in den Epigonen sich ganz seinem Einflusse zu entziehen vermochte. Shakspeare und Goethe's Jugenddichtung wühlen hier in der jugendlichen Brust des Dichters, die von eignen schweren Liebesleiden erzitternd nach der Befreiung ringt: „zu sagen, was sie leide". Nun aber „tragen alle Schöpfungen des Menschen das Gepräge der Stimmung an sich, in welcher er schafft"*), und so sehen wir auch hier Immermann in der Hamletsstimmung gegenüber einer matten Zeit, deren Zwiespalt mit der nächsten thatkräftigen Vergangenheit drückend auf ihm wie auf so Vielen lastete. Dies ist ausgesprochen in der Bemerkung über Shakspeare's Hamlet (Papierf. eines E. S. 6). „Er ist das Bild

*) Immerm. Memorab. I. 124.

auch unsres Lebens. Studirt haben wir, edle Empfindungen sind uns nicht fremd, zu reden wird uns leicht. Wir bespötteln die Poloniusklugheit der ehrlichen Leute, verlachen die Osriksgecken, schmähen die Könige und Königinnen, wir spielen mit den Ophelien, und diese sind auch nichts Bessres werth, — da steigt, wie der alte Geist, die Geschichte kräftigerer Tage vor uns auf und mahnt uns zu kühnen Thaten! Zum ersten Male fühlen wir unsere Mattherzigkeit — im Aufruhr aller Gedanken retten wir uns in die Tollheit, die wahrhaftig keine verstellte ist, heimlich macht sich die gequälte Brust Luft und schreit:

„O what a rogue and peasant slave am I!“

Diese Worte am Eingange des Gedichts sind bedeutungsvoll für den Charakter und die Entstehung des Ganzen. Es ist die Zeit nach dem großen Weltkriege, in der sich der Einzelne, wie das ganze Deutschland im Gefühle seiner Mattherzigkeit der Grille der Gefühlsromantik in die Arme wirft, und von außen gelähmt, in seinen Hoffnungen und Erwartungen getäuscht, an der Verwirklichung seiner Ideale gehindert, um geschichtlich politische Lebensentfaltung betrogen, sich eigensinnig bis zur Tollheit in sein subjectives isolirtes Leben versenkt und sich in und mit demselben fast völlig auszuhöhlen und zu verzehren Gefahr läuft. In diesem Gefühle läßt der Dichter seinen Friedrich schon zu Anfange mit Hamlet ausrufen:

How weary, stale flat and unprofitable
Seems to me all the uses of this world!
Fie on't! etc. . . .

Diese Saite politischer Stimmung klingt überall mit ihrem schrillen Klange durch das Werk, am ergreifendsten in dem „Abendliede des alten Wächters an der Lützener Schlachtsäule“

(S. 129). Daß Immermann viel aus seinem eigenen Jugendleben in diesen Roman hineingedichtet, ist schon oben gezeigt worden. Ein gleichzeitiges, leidenschaftliches und leidvolles Liebesverhältniß mit der Gräfin von Ahlefeldt, der Gattin des gefeierten Generals von Lützow, wollen wir hier nur andeutend erwähnen. Wenn wir aber bei diesem Erstlingswerke des jugendlichen Dichters länger verweilen, so geschieht es, weil in demselben schon fast der ganze Umfang von Immermann's Talent und dessen späteren Leistungen vorgedeutet liegt. Hier haben wir die „Epigonen“ und „Münchhausen“, und zwar beide Richtungen des letzteren im Keime, wie denn überhaupt diese Befähigung zur prosaisch-poetischen Romandarstellung in seiner ersten Novelle überwiegend heraustritt. In den Aphorismen der zweiten Abtheilung findet sich eine Schärfe und Tiefe des Urtheils, die bei dieser frühen Produktion in Erstaunen setzt. Es sind Splitter eines zerbrochenen Spiegels jener Zeit und ihrer sozialen und litterarischen Zustände. Aus allen diesen Reflexionen und Beobachtungen spricht ein Gefühl tiefer Vereinsamung inmitten einer schlaffen, dürren, traurig-mattherzigen Zeit. „Nur ein großer Mann“, meint er, „könne diesem Jahrhundert helfen“ (S. 88). Solche Stimmung drängt naturgemäß zur Satire (Humorist war Immermann nie), und diese wendet sich dann zunächst mit allem Witze der Bitterkeit gegen den Spiegel des Lebens — gegen das Theater. Die „alphabetisch-dramaturgischen Bemerkungen“ sind noch heute nicht veraltet. Das geistlose Gesellschaftsleben, die philisterhafte Bierkannegießerei, die erbärmliche Personalsatire, (wobei der jetzt längst vergessene „Satiriker Friedrich“ verhöhnt wird,) die Weiberliteratur, die Kriecherei, die tolle Gesetzmacherei sind Gegenstände der nächsten satirischen Ausfälle. Aber diese Jagd auf die Thorheiten ist eine freudlose, träumerische Jagd.

Das Gute ist das allein Positive, Dauernde, und zu ihm sehnt sich sein Herz zurück, und so wandten sich denn auch schließlich die Aphorismen dem Inhaltsvollen und Ewigen des Wahren und Guten zu. Dieser Abschnitt ist voll reiner Goldkörner. Ein Volkslied aus dem Wunderhorn regt ihn auf, den Stoff zu dramatisiren. Es entsteht das Drama: „die Verschollene". Shakspeare's Sprache und Weise fühlt sich heraus aus den Figuren des Thürmers und des Knappen, während die Geißelung der hektischen Frömmelei jener Zeit eine fremdartige Zuthat ist.

III.

In den drei Trauerspielen dieser Periode tritt gleichfalls der Einfluß Shakspeare's entschieden hervor. Wahl der Stoffe, Art der Behandlung, Composition, Einmischung des Komischen in das Tragische, das Alles ist bis auf Einzelheiten der Sprache Reflex des britischen Dichters. Am Deutlichsten ist dies in dem ersten, dem „Thal von Ronceval". Die Sage tritt als Prolog auf. Ein großer Griff in die Urzeit christlich germanischen Heldenthums ist gethan, der Boden, auf dem wir stehen, ist durch und durch Shakspearisch. Riesige Gestalten werden herauf beschworen, Karl der Große und seine Paladine, Held Roland und sein treuer Olivier, der weise Turpin und der schlimme Ganelon, der Mohrenkönig Marsiliar und seine heldenhafte Tochter, die schöne Zoraide, der wilde Ferragus und der böse Baltid treten vor uns auf. Christus und Mahmud stehen sich entgegen, und nur die Liebe weiß im Tode die Kluft des Abgrundes auszufüllen, die zwischen beiden gähnt.

Der siegreiche Frankenkaiser lagert am Ebro unweit Saragossa. Die geschlagenen Mauren wagen den letzten Kampf; er endet mit ihrer Niederlage. In diesem Kampfe treffen Roland und Zoraide auf einander, und wir sehen den Paladin der Paladine in den Banden unheilvollster Liebesleidenschaft. Dem Siege des Christenheeres folgt der Friede, welchen anzunehmen Karl von seinen kampfesmüden Heeresfürsten gezwungen wird. Er belohnt Roland mit der Krone der eroberten spanischen Mark, die er früher Ganelon versprochen hat. Zwar mahnt ihn der weise Erzbischof Turpin, sein Wort nicht zu brechen, aber Ganelons offenkundige, unkriegerische Feigheit, und die Ueberzeugung, daß es eines Helden wie Roland zum Schutz des Landes bedürfe, lassen zwischen dem Unwürdigsten und dem Würdigsten keine Wahl. Da wird der so gekränkte Ganelon zum Verräther. Er macht gemeinsame Sache mit den Feinden, zu denen ihn Karl auf Kundschaft gesendet. Vergebens klagt Turpin ihn auf Verrath an, Roland vertheidigt den Bruder. Der Heimzug des Kaiserheeres beginnt. Roland giebt ihm mit den Seinen das Geleit. Im Felsenthal von Ronceval überfallen die Mauren ihn, der die Nachhut deckt. Die treue Zoraide hat nur eben so viel Vorsprung gewonnen, um als sie den Verrath entdeckt, Roland zu warnen. Er fällt mit den Seinen, doch nicht ungerächt. Sein Hornruf ist zu des Kaisers Zelt gedrungen. Er kehrt um, schlägt die Mohren, nimmt Ferragus gefangen, und ernennt Roland's Wittwe (die Turpin indessen getauft und dem sterbenden Roland vermählt hat) zur Königin des spanischen Christenlandes. Ganelon der Verräther soll zu Aachen gerichtet werden.

Das Erste was uns hier auffällt ist die Schwäche der tragischen Collision. Ein nicht gehaltenes Versprechen führt dieselbe herbei. Aber der Dichter hat diesen Ganelon in den ersten

Akten zu einer so erbärmlichen Erscheinung gemacht, daß wir nicht begreifen, wie König Karl diesem feigen Hallunken, den der letzte Troßbub im Heer verachtet, je einen Thron versprechen konnte, noch weniger aber, wie Turpin seinem Zöglinge es verübeln kann, daß er sich eines solchen Versprechens der Wirklichkeit gegenüber, die einen Helden zum Herrscher fordert, entbunden achtet. Das Zweite ist der Widerspruch in Ganelon's Erscheinung. Feig, verächtlich und verachtet zu Anfang des Stücks, zeigt er zuletzt einen Muth, eine Energie, Consequenz und Entschlossenheit im Bösen, wodurch er alle Gestalten überragt. Dies alles und das Bewußtsein, daß er der Verrathene, daß sein Verrath nur nothwendige Folge des an ihm begangenen ist, erscheint mir als ein Resultat der Einsicht des Dichters in jenen ersten Fehlgriff, den er gut machen wollte; und hier haben wir eine Probe von jener Willkür und Gewaltsamkeit, die Uechtritz bei Immermann in der Behandlung des Dramas findet. Was Immermann auf diesem Wege schafft, ist oft vortrefflich; das Fehlerhafte liegt nur in der mangelnden Harmonie.

Eine andere Hauptschwäche der Composition ist der Mangel einer durchgehenden Einheit dramatischer Handlung, und des dramatischen Interesses. Karl und Ganelon stehen für sich, Roland und Zoraide, Ferragus und seine Liebe zu der letztern sind Episoden ohne nothwendigen Zusammenhang mit der Haupthandlung, an der sie nichts motiviren, nichts herbeiführen, nichts ändern. Roland's Trübsinn und Liebesleiden, sein Aufsuchen der Geliebten im Schlosse zu Saragossa, das Alles, so schön es geschildert ist, so wenig nothwendig und dramatisch bestimmend greift es in das Ganze ein. Der epische Charakter des Ganzen ist nicht dramatisch gewältigt, wie das auch der bunte Scenenwechsel zeigt, der an die gleiche dramatische Unbehülflichkeit in

Goethe's Götz erinnert. Der zuchtlose Zustand des Heers zu Anfange des ersten Akts, ist, abgesehen von der puppenspielhaften Behandlung der Figuren der einzelnen Kriegsknechte, in welcher sich der Einfluß Tieck'scher Dichtung vernehmbar macht, schon darum zu tadeln, weil dadurch nichts motivirt, und das Ganze zu nichts benutzt wird. Karl selbst, der Hauptheld des Ganzen nach des Dichters Anlage, ist eine verschwommene, marklose, nebelhafte, idealistische und doch auch wieder prosaisch reflectirende Gestalt, welcher der verächtliche Ganelon wie ein Heros gegenüber steht. Seine Selbstgesprächsreflexionen sind matt und wirkungslos, und Turpin spricht zu ihm oft wie der fromme Beichtvater eines schwachen Königs. Seine großen Worte werden dadurch zu Rodomontaden. In der Schlacht, wo er dem durch Zauberkünste unverwundbaren Ferragus das Schwert aus der Hand schlägt, antwortet er, statt den Entwaffneten gefangen zu nehmen, als Ferragus ausruft: „Pest und Tod! das Schwert zurück!“ bloß: „Mit meinem Leben will ich es vertheidigen!“ Nicht weniger komisch klingt es, wenn er den fliehenden Mohren zuruft:

— — „Fort, ihr Heiden!
Mit Karl ist Gott! Da hilft kein Widerstreben!“

Die Abhängigkeit des jugendlichen Dichters von Shakspearscher Weise zeigt sich nicht nur in der Behandlung der Kriegsknechte, unter denen z. B. Gumprecht als ein karikirter Falstaff erscheint, sondern auch in einzelnen wörtlichen Reminiscenzen, wie z. B. die Macbethschen:

„O öffne dich, du festgefügter Boden.“

oder:

„Ich bin so tief in Eurer Treu verschuldet,
Daß ich mich nur mit Dank zu lösen weiß.“

und die Worte in Karl's Selbstgespräch:

„An alle Thaten hängen sich Gewichte,
Entschlüsse schrumpfen ein, die weit und groß,
Und selbst des freien Muthes rascher Schritt
Sinkt unter in dem Sumpfe der Bedenken".

können ihren Vater Hamlet so wenig verleugnen, wie das Liebespathos Roland's seinen Ursprung aus den Zuständen des Dichters, der hier und im „Petrarca" sein eignes Geschick und dessen Leiden abgebildet hat.

Merkwürdig und für Immermann charakteristisch ist in dieser Jugendtragödie endlich das harte Nebeneinander der trockensten Prosa (wie z. B. in der Scene II, 7 zwischen Karl und Ganelon) und der vollsten reinsten Poesie, wie sie in der Unterredung Roland's und Olivier's, in dem darauf folgenden Selbstgespräche des erstern (I, 7 und 8), in der Mohrengesandtschaft, in der Begegnung Roland's und Zoraiden's aufblüht. Dazwischen schlingt sich der tolle Spuk eines wüsten Magierwesens. Kurz, wir haben hier jenen Dualismus des romantisch Poetischen und des praktisch Verständigen in Immermann's Natur, der sich durch alle seine Dichtungen hindurch zieht, und der hier in diesem Jugendwerke um so schärfer heraustritt, je weniger er noch die romantische Anregung Tieck's, Arnim's und Brentano's und die Schwärmerei für Shakspeare überwunden hatte, aus denen heraus er zur Dichtung kam. Der romantische Zauber uralter Heldensage und die modernste Ironie kreuzen sich im wunderlichsten Durcheinander. Ueberall aber zeigt sich die gährende Jugendkraft eines großen Talents und eines bedeutenden Charakters, der mitten in verworrener, dumpfer, verletzender Gegenwart „sich flüchtet aus dem peinlichen Gewirr zum stillen Borne der Vergangenheit", eine Jugendkraft, von welcher der Dichter selbst so bezeichnend für sein eignes Werk den greisen Turpin sagen läßt:

„Seltsames liebt die Jugend, und vermeint,
Es sei das Große und Gewaltige."

Das zweite Trauerspiel „Edwin" erscheint gegen das „Thal von Ronceval" gehalten als ein bedeutender Fortschritt.

Adalfried, König von Northumberland, hat seinen Neffen und Mündel Edwin, Erbprinzen von Deiri, aus dem Wege räumen lassen und dessen Reich an sich gerissen. Der Verrath trägt seine Frucht. Adalfried ist gealtert, Grausamkeit und Mißtrauen, die Begleiter der Usurpation, rufen Empörung in dem unterworfenen Lande hervor. Der Häuptling Redwald, einst sein Bundesgenosse, erhebt in Deiri die Fahne der Empörung, unter dem Vorwande, Edwin, der rechtmäßige Thronerbe, sei noch am Leben. Adalfried's Feldherr Kerdrick wird geschlagen und getödtet, sein Heer vereint sich mit den Rebellen. Da fordert Oswy, der einzige Sohn Adalfried's, daß der Vater ihn gegen die Rebellen ziehen lasse. Nach langem Sträuben läßt er es geschehen, denn ihm selbst ist aller alte Muth verloren, seit er an Edwin's Tode zweifeln lernte. Als er den Sohn von sich ziehen sieht, da bricht die harte Rinde, die seine Frevel um sein Herz gelegt, und er ahnet blutigen Ausgang. Edwin aber lebt wirklich, wenn auch nicht im Lager der Rebellen. Des Königs Mordgehülfe, Offa, hat ihn heimlich gerettet und in tiefster Waldeinsamkeit als seinen Pflegesohn erzogen. Hier hauset er als freier Jäger mit seinem Weibe, Offa's Tochter, und einem Knaben. Als Adalfried allem Volke Auslieferung der Waffen anbefiehlt, wird er mit seinem Geschoß von Spähern ergriffen, nach wilder Gegenwehr übermannt und nach Kendal abgeführt, wo ihn das Gericht des Königs zum Tode verurtheilt. Der König bestätigt den Spruch. Im Kerker in der Todesnacht erscheint dem Gefangenen sein Vater Aella und entdeckt ihm seine Abstammung. Schon ist den Bürgern Kendals

Wenn man diese geflissentliche Zerstörung aller poetischen Einheit und Illusion, diese modernsten Tagesbeziehungen der Satire und Ironie mitten unter die Vorgänge uralter sagenhafter britischer Heldenzeit gemischt sieht, so erinnert man sich der Worte, welche Immermann im „Petrarka“ der Laura über einen tollen Brief in den Mund legt:

So Zierliches und Närrisches auf einem
Demselben Blatt ist, wie wenn Gold und Spreu
Sich in dem nämlichen Gefäße fänden.

Zugleich begreift man aber auch, warum der alte Goethe, dem Immermann dies Trauerspiel mit wunderschönen Stanzen zueignete, von einem Werke keine Notiz nehmen mochte, in welchem er die Irrthümer seiner Jugendumgebung wieder aufleben sah. In der That sind beide Dichter auch später nie in persönliche Berührung gekommen. Als Immermann ein Jahr vor Goethe's Tode den alten Dichterpatriarchen aufzusuchen gedachte, verhinderte ein Zufall die Ausführung dieses Vorhabens. Es war eine Einbuße, die Immermann damals keinen Schmerz verursachte. „An eine erquickende Begegnung war nicht zu denken. Wer ein halbes Jahrhundert voraus hat, dem kann der Jüngere, wenn er selbstständig ist, nichts mehr sein, und dieser steht immer in Gefahr bei dem Andern anzustoßen oder sich gegen denselben heuchlerisch verstellen zu müssen*).

Das dritte Trauerspiel der Sammlung, „Petrarca“, ist vielleicht nach Styl, Composition und Behandlung das reinste von allen. Das Feuer der Liebesleidenschaft erglüht aber nur in dem Herzen der unschuldigen Jeanneton zur verzehrenden Flamme. Die Liebe Petrarca's zu Laura ist einseitig, ein kalter Schlag,

*) Immermann's Reisejournal S. 425.

er zündet nicht. Das Pathologische, der Nerv des Ganzen, ist zu keiner vollen Wirkung durchgeführt, und der Schluß wird erkältend durch den versteinerten Humor in der Person des Wirths. Dennoch rückt das Stück dem Theatralischen, Bühnengerechten um Vieles näher. Die Figur Luigi's ist meisterhaft, die beiden alten Edelleute sind die leiblichen Brüder der ergötzlichen Figuren jener alten Junker in den „Opfern des Schweigens“.

Will man sich aber einen Begriff davon machen, welche widerstreitende Elemente in des jugendlichen Dichters Brust gährten, wie alle Anregung antiker und moderner Poesie in ihm nach Gestaltung rang, so muß man die ein Jahr darauf gedichtete Tragödie „König Periander und sein Haus“ lesen. Eine kurze Skizze wird genügen die Fülle von Motiven, die herbe Gewaltsamkeit der Behandlung und den Reichthum der Erfindung darzulegen, durch welche sich diese wildeste von Immermann's dramatischen Jugendarbeiten (wenn man „Cardenio und Celinde“ ausnimmt) auszeichnet.

König Periander von Korinth hat in eifersüchtigem Zorne seine Gattin erschlagen. Dafür überzieht ihn sein Schwiegervater Prokles, König von Epidauros, mit Krieg, läßt sich aber durch Perianders Reue zum Frieden bewegen unter der Bedingung, daß ihm der letztere seine beiden Knaben Thrasyll und Lykophron bis sie herangewachsen überlasse. Sechszehn Jahre erträgt Periander die Verödung seines Hauses. Da fordert er die Söhne zurück. Prokles kann sie nicht vorenthalten. Er sendet sie zurück, doch der Schmerz über das freudige Entzücken des jüngeren, Lykophron's, seinen Vater endlich kennen zu lernen, ein Entzücken, das dem Großvater Undankbarkeit gegen die eigene den Jünglingen bewiesene Liebe dünkt, verleitet ihn, beiden vor der Abreise das blutige Geheimniß des Todes der Mutter zu enthüllen. Der

Wahnsinn zu sein vermeint, grimme Rache für den ihm bewiesenen Trotz durch Periander ihren neuen Herrn. Da erschlagen ihn die Corcyräer. Periander hat indessen sich angeschickt seines Sohnes Befehlen zu gehorchen. Er will dem Throne entsagen und rüstet sich zur Abfahrt nach Corcyra. Da meldet ihm Melissa des Sohnes Tod. Jetzt ist sein Schicksal erfüllt. Auch für der Tochter jetzt erwachte Liebe hat er kein Herz mehr. Er gedenkt nur seiner Verbrechen, und eilt, sie durch freiwilligen Tod zu sühnen.

Hier sehen wir die entgegengesetztesten Elemente in wildem Gemisch durcheinander brodeln. Antiker Dialog und Shakspearische Bedientenscenen, Hamletisch-Faustische grübelnde Gedankenvertiefung mitten in hellenischer Weltanschauung, Christliches und Heidnisches — Korinthisches Erz zu einer Kirchenglocke geformt. Shakspeare, Calderon und die antike Schicksalstragödie haben hier mitgewirkt in dem Versuche des jungen Dichters sich von diesen Einflüssen durch Gestaltung zu befreien. Der Fehler des getheilten Interesses tritt auch hier wie in den früheren dramatischen Versuchen schneidend hervor. Er steigert sich zu seinem Gipfel in dem drei Jahre später verfaßten Trauerspiel „Cardenio und Celinde“, dessen Exposition und Beurtheilung wir uns sparen können, weil sie Börne in seinen dramaturgischen Blättern meisterhaft gegeben hat. Börne muß als der Einzige genannt werden, der in dem wild aufstrebenden jungen Dichter den gehaltvollen Kern durch die rauhe Schaale des Irrthums hindurch erkannte. Daß diese Erkenntniß ihm grade an der wildesten und verzerrtesten Produktion des Dichter einleuchtete, gereicht seinem kritischen Tiefblicke nur zu um so größerer Ehre. Man sei so ungewohnt, sagte er, bei den dramatischen Dichtern der Gegenwart Fülle der Gesundheit und Kraft und Muth zu finden, daß die Freude über diese schönen Gaben uns überrasche und zur Nachsicht stimme,

daß man der Fülle die Ungemessenheit, dem Muthe den Uebermuth, der Kraft ihre Rauhheit gern verzeihe. Immermann erscheint ihm in Cardenio und Celinde (und das gilt für alle bisher von uns betrachteten Dramen) als ein Dichter, dem wenig mangle, der aber Vieles zu viel habe. Das sei, meint er, ein erträglicher Fehler, da man hoffen dürfe, daß die Erfahrung, die leichter nehme als gebe, ihn verbessern werde. „Besonnenheit giebt die Zeit, Begeisterung der Herr der Zeit; die eine ist Lohn, die andere Geschenk. Wem aber der Himmel sich gnädig zeigte, dem soll auch der Mensch gewogen sein, und er soll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte.“ Börne will die Mängel des Stücks nur rügen, um zu zeigen, wie groß die Nachsicht sei, die dem Dichter gebühre, und wie viele Schulden seine gütige Natur für ihn bezahle. Und so schließt er denn auch seine strenge Analyse des Stücks mit einer Prophezeiung, die zu beider Ehre in Erfüllung gegangen ist. Der Dichter kränkle zwar, aber nicht ohne Ende und Hoffnung. Er habe eines von jenen tüchtigen Uebeln, aus welchen der Kranke, wenn er genese, nur kräftiger hervorgehe. „Die Sprache ist frisch, die Bilder quellen hervor, sie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freuen uns des guten Stoffs, können wir auch nicht seine Gestaltung loben. Wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biscuits und schalen Alabasters sind wir satt und übersatt. Der Kraft fehlt die Anmuth, — wohl nicht auf immer, denn sie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters ist ein Gastmahl, zu dem sich die Götter alle, wenn sie ihm gnädig sind, versammeln, die Grazien aber kommen erst spät zum süßen Nachtische. Ehe sie erscheinen, vernehmen wir ungemessene Reden, hören wir Männerspäße erschallen, die, ob sie zwar den Wein loben, sich nicht geziemen. Doch die Anmuth erscheint und der Uebermuth verschwindet.“

Schöner, wahrer, treffender ist nie über Immermann und seine Jugendproduktionen geurtheilt worden.

Sahen wir bisher Immermann in der Tragödie sich innerhalb der Shakspeare'schen Schulformen bewegen und mitten in einer Periode der Verweichlichung unserer poetischen Litteratur einen neuen Aufschwung zum Kräftigen, Großen und Erhabenen mit allen Mitteln eines energievollen Talents versuchen, so finden wir ihn auch in der Komödie ganz auf demselben Wege. Die beiden Lustspiele „die Prinzen von Syrakus" (1821) und „das Auge der Liebe" gehören unstreitig zu dem Schönsten, was die romantische Richtung, für deren Magnetnadel Shakspeare der Pol war, bei uns in dieser Gattung hervorgebracht hat. Hier geht dem derbsten Humor, der wunderlichsten, nur selten an das Possenhafte streifenden Ausgelassenheit, eine Tiefe und Innigkeit der Empfindung zur Seite, wie sie im Lustspiel Immermann später nicht wieder gelungen ist. Die ferne, bunte Welt des mittelalterlich märchenhaften Südens, in der beide Dichtungen sich bewegen, die Freiheit und Kühnheit der Behandlung, die nur in dem ersten Stücke zuweilen über die Grenzen des poetisch Erlaubten streift, der bunte Wechsel der Prosa und Poesie in der Sprache, die plastische Rundheit der Figuren, das Alles ist echt Shakspearisch. Dabei ist zugleich überall auf die Aufführbarkeit Bedacht genommen. Endlich haben diese Lustspiele vor Immermann's gleichzeitigen tragischen Produktionen das voraus, daß sie von allem Tendenzmäßigen und Subjectiven, dem Kerne der Dichtung selbst Fremdartigen, durchaus rein gehalten sind. Soll man hier von Nachahmung Shakspeare's sprechen, so wird man wenigstens gestehen müssen, daß nirgends in unserer Litteratur die Nachahmung ihrem Muster näher gekommen ist. Immermann selbst hat zugegeben, daß jener, bis zum Ueberdrusse gegen ihn

erhobene Vorwurf seine frühesten Versuche nicht ohne Grund getroffen, obschon ihn selbst damals nie ein äffischer Trieb kitzelte, sondern stets ein innerer Drang bewegte*)

IV.

Alle diese Werke entstanden nun im Laufe weniger Jahre in den engbeschränkten Verhältnissen einer norddeutschen Provinzialstadt, deren abgelegene Lage, die Einsamkeit und einsiedlerische Stimmung des Dichters noch erhöhte. In dieser Enge kleinstädtischer Spießbürgerlichkeit und bornirter Philisterei war es schon eine Aufgabe: „nicht im Amte zu verbauern", wie das denn auch der Dichter in dem ersten Gedichte seiner damals erschienenen lyrischen Sammlung ausspricht. Diese lyrischen Gedichte geben jenem Gefühle der Einsamkeit, der Verlassenheit, das doch wieder in dem festen Kerne einer tüchtigen Persönlichkeit seinen Halt findet, in einer Menge von Ergüssen Sprache. Der Münster'sche ascetische Katholizismus, das Heiligen- und Legendenwesen regen gleichfalls zu poetischer Gestaltung an. (Sanct Antonius.) Durch die Ausbrüche der verzehrendsten Leidenschaft schlingt sich jene tiefblickende, liebevolle Naturbetrachtung, wie sie in gar vielen Gedichten der dritten Abtheilung vorherrscht. Verlorne Klänge der Sturm- und Drangzeit der Befreiungskriegsjahre tönen noch herüber. Am schwächsten ist das Element der Romanze vertreten. Das Requiem goethisirt zu auffallend auch in der, der Braut von Korinth entlehnten Form. Goethische Reminiscenzen sind oft mit einem gewissen Trotze beibehalten, wie Seite 87:

*) Brief an Tieck vor dem letzten Bande des Münchhausen, S. IV.

Immer zu, immer zu,
Ohne Rast und Ruh
Ihr entgegen u. s. w.

Was Immermann später von diesen lyrischen Erstlingen in die Sammlung seiner Werke aufgenommen hat, das hat er in einer Weise umgearbeitet, die für seine Entwickelung und für die Strenge seiner Selbstkritik gleich bezeichnend ist. Ich werde darauf noch später zurückkommen.

Die Münster'schen Verhältnisse waren ihm nach und nach unerträglich geworden. Doch erst im Jahre 1824 erlangte er die Versetzung in seine Vaterstadt, anfangs als Kriminalrichter beim Inquisitoriate, später auch als Assessor beim Oberlandesgericht. Wie lebendig ihn sein neues Amt, besonders die psychologische Seite des Kriminalrechts, interessirte und beschäftigte, bezeugt die Mittheilung eines Kriminalfalles in Hitzig's Annalen. Daneben ward die Uebersetzung von Walter Scott's Ivanhoe vollendet, und der alte Stoff des Gryphius „Cardenio und Celinde" zu einem Trauerspiele verarbeitet, mit dem er von jener wilden Jugendrichtung, wie sie sich in „König Periander und sein Haus" gezeigt hatte, für immer Abschied nahm. In dieser Periode war es denn auch, wo er sich dem Studium der griechischen Tragiker zuwendete. Eine Frucht dieser Beschäftigung war die vortreffliche Abhandlung über den rasenden Ajax des Sophokles. Durch eine scharfe Analyse jenes antiken Meisterwerks suchte er darzulegen, daß, wie jede Kunst, so auch die tragische Poesie eine historische Erscheinung und ihr Entwickelungsgang in Form und Wesen durch den Charakter des Volks so wie durch die individuellen Umstände ihrer Entstehung bedingt sei. Zu einer Zeit, wo der deutsche Tragiker, zwischen Sophokles und die Anforderungen der Gegenwart gestellt, sich selbst und

sein Ziel aus den Augen und den Boden unter den Füßen verlor, wo die Müllner und Grillparzer als Nachahmer der Antike galten, war dieser Nachweis keine unnöthige Arbeit. Er entwickelte Fabel, Stoff und Behandlung, Wahl und Stellung des Chors, zeigte das bei den Alten waltende „tragische Gesetz" und die „tragische Ironie" und beantwortete zum Schlusse die Frage: ob eine Nachahmung der alten Tragödie möglich? dahin, daß es das gerathenste scheine, „wenn wir den ehrwürdigen Nachlaß verschwundener Zeiten, ohne die Anmaßung, ihn vermehren zu wollen, betrachten und unsere Kraft daran stärken, um desto frischer die uns gesetzten Preise zu erkämpfen".

Diese Abhandlung, deren Werth von der zünftigen Philologie jener Zeit nur zum geringsten Theile erkannt, von den jüngeren Strebenden jedoch tiefer empfunden wurde, und gar Manchem über die Buchstabenklauberei hinaus weitere Aussichten in das Wesen alter Kunstlitteratur eröffnete, war in ihrem Resultate zugleich bedeutungsvoll für Immermann's eigene Entwickelung. Was hier von der Nachahmung der antiken Muster ausgesprochen war, mußte er selbst folgerichtig auf alle Nachahmungen anwenden, mochten sie nun Sophokles und Aeschylos oder Shakspeare und die Spanier sich zum Ziele setzen. Es war dies die Epoche, in welcher Immermann die wichtige Einsicht gewann, daß die Kunst nichts Absolutes, daß sie eine historische Erscheinung sei, daß man dem Geheimnisse ihrer Erzeugung nur auf historischem Wege, die Kunst aus der Geschichte und diese aus jener deutend, beikommen, daß man ein Kunsterzeugniß überhaupt nur dann richtig würdigen könne, wenn man die Lebensbedingungen sich vergegenwärtige, unter denen es entstand und allein

entstehen konnte oder mußte. Auf demselben Wege ging ihm auch später in den „Düsseldorfer Anfängen“ das Verständniß des Aristophanes und der Attischen Komödie auf.

Die nächste Frucht dieser neu gewonnenen Ueberzeugung des Dichters war das Trauerspiel Hofer (in der ersten, später von Immermann selbst verworfenen Gestalt das „Trauerspiel in Tyrol“ genannt), in welchem er zuerst den kühnen Griff in die Geschichte der nächsten Vergangenheit zu thun wagte. Die unmittelbare Veranlassung war eine rein zufällige. Der Gesang der Gebrüder Rainer war es, der die Stimmung dazu hervorrief. Ein „unwiderstehlicher Trieb“ drängte ihn zu diesem Helden der jüngsten Vergangenheit, und die Begeisterung, mit welcher er den Stoff erfaßte, war so groß, daß das Werk in der ersten Gestalt in kaum vier Wochen vollendet ward. Dennoch ward ihm bange, als der Wurf gefallen war. Er meinte sich völlig vergriffen zu haben. Durch Holtei's Vermittelung, der sich, als es ihm der Dichter mittheilte, hoch erfreut darüber zeigte, ward es zuerst in Berlin durch Vorlesung vor mehreren hundert Personen bekannt. Als es erschien, erhielt es Beifall und eine Kritik (Börne's), die der spätern Bearbeitung in den wesentlichsten Punkten zu Gute kam. Immermann's Name ward allgemeiner genannt, und er selbst „fühlte sich anders, als zuvor“.

Zu diesem Gefühle trug noch ein anderer, äußerlicher Umstand das Seinige bei, der in der Lebens- und Entwickelungsgeschichte des Dichters von den wichtigsten Folgen war, — seine Versetzung an den Rhein. Im Jahre 1827 wurde er als Landgerichtsrath nach Düsseldorf in die Stelle versetzt, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Die Magdeburger Verhältnisse hatten ihn vielfach eingeengt. Aus „dumpfer Arbeitsschwüle“ trat er

jetzt in einen heitern Kreis, dessen Arbeit auf die Schönheit ging, und an dessen Bestrebungen Theil zu nehmen ihm freiere Muße verstattete; „aus formlosen Umgebungen unter solche, denen unter den Händen Alles zur Form wurde, nicht allein ihr geistiges Leben und Weben, sondern auch des Alltags Ernst, Scherz, der geringste Einfall“. Die „Düsseldorfer Anfänge“, deren unübertreffliche Darstellung uns den klarsten Einblick in diese Lebensperiode des Dichters gewährt, dürfen uns hier als Leitstern für unsern biographischen Versuch dienen. Mitten in den ersten Beginn eines neuen künstlerischen und litterarischen Lebens, dessen Mittelpunkt jene Stadt bildete, trat Immermann hinein, voll Werdelust in vollster Kraft und Frische einer energievollen, das Höchste anstrebenden Natur, und half hier jene Zustände und Anfänge schaffen, erweitern und ausgestalten, die er mit so unnachahmlichen Farben geschildert hat. Bisher von der klemmenden Enge oder der ordonnanzmäßigen Knappheit eines kleinbürgerlichen Lebens und altpreußischer Beamtenatmosphäre umgeben, umspielte ihn hier der Weltverkehr des Rheins mit dem Wellenschlage eines großartigen Welt- und Reiselebens, in welchem der Zufluß bedeutender Persönlichkeiten aus allen Ländern, eine mächtige, begüterte Aristokratie, der soziale Mittelpunkt eines Hofes, des zu Düsseldorf residirenden Prinzen Friedrich von Preußen, eine aufstrebende Künstlergenossenschaft, und als breite Basis von dem Allen ein frisches, reges, heiteres, leichtblütiges Volksleben die wesentlichsten Elemente bildeten. Was er selbst später von dem anfrischenden und aufmunternden Einflusse dieses rheinisch-deutschen Lebens eines rührigen, anstelligen, gewitzigten, „aller patriarchalischen und nebenbei vigilanten Behandlung abholden“ Volkes auf die uniformere, knappere östliche Bevölkerung des Preußenstaates gesagt hat, das hatte er hier

zunächst an sich selbst zu erfahren; und auch die Wirkung von der andern Seite auf die erstere konnte er dabei wenigstens theilweise repräsentiren.

In den Vordergrund trat zunächst für Immermann sein Verhältniß zu Wilhelm Schadow und der durch ihn gestifteten Düsseldorfer Malerschule. Dies Verhältniß war namentlich im Betreff Schadow's am innigsten in der Zeit von 1827—1830, in welche Immermann selbst die Düsseldorfer Anfänge setzt. Schadow hatte sich und seine Kolonie von jungen Künstlern dem Hofe und den Vornehmen angeschlossen und die Repräsentation hatte nicht ungern die Kunst unter ihre Flügel genommen. In diesen Kreis nun, dessen geselligen Mittelpunkt das Schadow'sche Haus bildete, trat Immermann ein, und half das phantasievolle Treiben ausgestalten, welches den Reiz des Lebens in den Spielen der Imagination, der Laune, des Witzes, ja selbst der Grille fast systematisch zur Hauptsache zu machen beflissen war. Mit Schadow hatte er ein eigenes Verhältniß. „Wir waren polarisch entgegengesetzte Naturen, aber ein Zug tiefer Innigkeit wachte dennoch schnell auf, und ließ die Sorge nicht emporkommen, wenn sie unter der Hand von der Mißlichkeit eines solchen Bündnisses schon damals flüsterte. Freilich fühlte ich bald, daß ich in seinem Idiom mit ihm reden müsse, um ihm verständlich zu sein, und das that ich denn auch, weil ich ihn liebte, nicht aus Verstellung.“ Es war dieser nicht genug erkannte und gewürdigte Zug tiefer Innigkeit und antiken Freundschaftsbedürfnisses in Immermann's Natur, der ihn dabei leitete und ihn auf Fegefeuer und Heiligentheorie gern in warmen Gesprächen eingehen ließ, um dem geliebten Freunde und Künstler zu willfahren. Schadow führte ihm einige seiner Lieblingsschüler zu, die ihm später Freunde wurden. Das schönste Wechselleben

begann. „Mit Entzücken belauschte ich die Sprossen der werdenden Kunst in den weiten Ateliers der Akademie, sie hörten was bei mir entstand, von Kritik war gegenseitig nicht die Rede, uns erquickte ein naives Empfangen und Genießen. Wenn die Mitternacht bei Schwank und Gedicht, das oft aus dem Stegreif entstand, herangekommen war, und die Gläser zum letzten Male an einander klangen, dann zerstreute sich die muntere Horde, aus dem Garten heimgehend unter den Bäumen mit muthwilligem Liede. Oder das Gestein wurde befahren, und in seinen buschichten Klippen, deren Fuß das Bächlein drunten so heimlich wäscht, stieg gehalten fröhlicher vierstimmiger Gesang auf. Nun erst die Geburtstage, die feierlichen Gelegenheiten, die Feste! Wer zählt die Maskenspiele, die Attrappen, die Pantomimen jener ersten fröhlichen Jahre? Alles wurde dramatisirt; Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblicks, und wenn auch nicht alles Brillant vom reinsten Wasser wurde, so konnte man doch mit dem Vikar sagen: What the conversation wanted in wit, was made up in laughter. Zu allen diesen feierlichen, lustigen, kuriosen Dingen hatten wir ein Publikum empfänglicher Männer und Frauen, nicht selten nahm die halbe Stadt an unsern Schönbartspielen Theil.“

Bei dieser und ähnlicher Schilderung jenes Lebens und Treibens darf man nun freilich nicht vergessen, daß, als Immermann sie entwarf, die Vergangenheit schon zur freundlichen Sage geworden und in eine historische Ferne getreten war, die der Zauberhauch liebevoller poetischer Erinnerung umwitterte. So hat man denn auch neben den Erzählungen des schwarzen Dominos in seinen vortrefflichen „Maskengesprächen“ *) die Reden

*) Zuerst gedruckt in der Pandora, Band III, 1840, später im Nachlasse: Memorabilien, Band III.

und Einreden des blauen, rothen und papageigrünen Dominos wohl zu beachten, um das Bild jener Tage zu vervollständigen. Denn auch die Kehrseite fehlt nicht, das Schiefe, Täuschende, Unwahre jener Anfänge, in welchem der Keim ihrer Auflösung lag. Das vornehme Publikum, das den „goldnen Rahmen“ zu jenem Leben bildete, die hohen und höchsten Kreise, auf deren glänzenden Parquets die Musen sich in Vorlesungen, lebenden Bildern, Kunstgesprächen bewegten, sah oft gar seltsam in ein Treiben, dem es im Ganzen nicht gewachsen, und das ihm selbst so zu sagen über den Kopf gewachsen war. Es gab die lächerlichsten Irrungen und Mißgriffe, die wunderlichsten Anekdoten, als man es wagte Shakspeare's Falstaff in die „gute“ Gesellschaft einzuführen. Die Sparsamkeit und Knauserei, die durch die glänzenden „Kunstfeste“ hindurchschimmerte, störte oft auf das Aergerlichste die Illusionen. Und endlich, es gab Tage und Stunden, wo ein ernster, tiefer Geist wie Immermann sich in der „kleinen Rheinstadt“ sehr einsam und verlassen fühlte. Dies war namentlich der Fall in den Jahren jener Anfänge von 1827—1830, ehe sich ein tieferes Zusammenleben mit Uechtritz und Schnaase gestaltete. Die freilich immer etwas hypochondre Klage über seine Einsamkeit „in der Prosa einer kleinen Rheinstadt“, wo er nichts sehe und höre, was ihn geistig errege und auffrische, „wo er alle Riemen seines Daseins aus dem eignen Felle schneiden“, ohne alle Kommunikation mit freien, selbstständigen, gesunden Naturen leben müsse, die Klage über Mangel an Austausch, Berührung im Geiste, in der Wahrheit, in den ewigen, allein eines Mannes würdigen Interessen, die ihn verdamme, „Alles aus den eigenen Pfoten zu saugen“ — diese Klage erneuert sich häufig in den Briefen an seinen Freund Michael Beer. (Siehe M. Beer's Briefwechsel, herausgegeben

von Ed. v. Schenk 1837. S. 35, 55, 73, 102, 202.) Meist jedoch ist es die Winterzeit, die ihm solches Klagen erpreßte, und es ist sehr bezeichnend, daß er einmal selbst hinzusetzt, im Sommer werde er vielleicht über diese seine Stimmung wie über vieles Andere lachen. Wir werden auf diesen hypochondrischen Zug in Immermann's Wesen noch später zurückkommen.

In jenen Boccazisch heitern Tagen ward indessen auch ernst gearbeitet. Der Düsseldorfer Kunstverein ward gegründet, Immermann, Kortüm und Fallenstein machten das Statut. Der Gedanke, daß dieser Verein auch öffentliche Werke ins Leben rufen solle, ward bei demselben zuerst in Deutschland ausgesprochen. Daneben schuf Immermann rüstig eine poetische Produktion nach der andern. Es war die vorwaltend dramatische Periode seines Lebens, wie sich denn auch seine praktische Thätigkeit zur Neugestaltung der deutschen Bühne und Schauspielkunst unmittelbar daran anschloß. Das „Trauerspiel in Tyrol“, die Tragödie „Kaiser Friedrich II.“, die Lustspiele: „Die Verkleidungen“, „Die schelmische Gräfin“, „Die Schule der Frommen“, das liebenswürdige komische Epos „Tulifäntchen“, eine zweite Sammlung Gedichte, die Novelle „Der Carneval und die Somnambule“, der Kampf mit Platen, der tiefsinnige „Merlin“ und die Trilogie „Alexis“, die Anfänge der „Epigonen“, sowie einzelne kritische Arbeiten, fallen alle in den kurzen Zeitraum von kaum viertehalb Jahren!

Den besten Einblick in die Werkstatt des Dichters zu dieser Zeit eines rastlosen Schaffens neben einem Staatsamte, das keineswegs eine Sinecure war, und unter Zerstreuungen, Hemmnissen, Anfechtungen und Abhaltungen aller Art, wie sie das Düsseldorfer Leben und die deutsche Kritik einer praktisch-thatlustigen, nervös-sensitiven Natur wie Immermann bereiteten,

gewinnt man durch den Briefwechsel Immermann's mit seinem Freunde Michael Beer, vom Winter 1827 bis zum Frühlinge 1831.

Ueber sein Verhältniß zu diesem ihm zu früh entrissenen und nie wieder ersetzten Freunde will ich ihn selbst reden lassen. „Mit Michael Beer hatte ich das wohlthuendste Zusammen- und Ineinanderleben, ruhend auf gemeinsamem Streben, Drang, vorwärts zu kommen, und Bedürfniß, Alles, was den Einen beschäftigte und förderte, auch zum Eigenthum des Andern zu machen. Keine Schmeichelei entwürdigte diesen Bund, Wahrheit hieß unser Wahlspruch. Er war viel in Düsseldorf und auf längere Zeiten. Ich erinnere mich dieser Wochen und Monate mit einer frommen Bewegung. Die Pläne und Vorsätze waren unendlich, kein Gespräch versiegte vor tiefer Mitternacht. Alles was Litteratur, Zeit, Welt uns darreichte, wurde betrachtet. Wenn ich erwäge, wie leicht ich mich damals mittheilen konnte, und wie schwerfällig ich seitdem geworden bin (1839), komme ich mir wie ein anderer Mensch vor. Er hatte unendlich viel gesehen und gehört, denn er war fast in allen Hauptstädten von Europa gewesen; sein Reichthum, sein geselliges Talent öffneten ihm den Zugang überall. So konnte er mich denn mit einer Fülle von Anschauungen in seiner stillen Klause erquicken. Mit Recht sagt sein Biograph von ihm, daß ihm Freundschaft Lebensbedürfniß und Lebensluft gewesen sei. Es war in der That so. Einen Theil unsres Lebens faßt der Briefwechsel in sich, den die Erben herausgegeben haben. Freilich ist oft das Beste und Bezeichnendste daraus weggelassen worden, manch kleines Lebens- und Genrebild ist getilgt." Einer so weichen, liebevollen, hingebenden, an den Starken sich anlehnenden Natur bedurfte Immermann, um alle Schönheit und Liebenswürdigkeit seines Wesens

frei zu entfalten. Der Briefwechsel zwischen Beiden ist vielleicht das Einzige, was zu dem Goethe-Schiller'schen in moderner Zeit ein Analogon bietet. Auf diesen und auf das Verhältniß jener beiden Heroen in ihrer weltabgeschiedenen Selbstgenugsamkeit kommen denn auch beide Freunde häufig zu sprechen. Ein solches Verhältniß, solche Weltzustände, die dasselbe möglich machten, sind oft Gegenstand ihrer Sehnsucht*). Für Immermann kam dieser neue geistige Zusammenhang, diese gegenseitige Mittheilung, Anregung, Förderung sehr gelegen. Ein solches Element entbehrte er eben damals schmerzlich in Düsseldorf. Das bunte Faschingstreiben, die Karnevalatmosphäre des Künstler- und Gesellschaftslebens war denn doch seiner vorwiegend ernsten, auf das Gründliche, Gehaltvolle, Dauernde gerichteten märkischen Natur nicht ganz und nicht immer zusagend. Selbst der „Beischmack einer gewissen honnetten Philisterei", der, wie er selbst einmal gestand**), in seiner Individualität stecke, mochte sich gegen so manches in jenem Treiben auflehnen.

Den Hauptinhalt jenes Gedankenaustausches zwischen beiden Freunden bildete die Poesie, die dramatischen Produktionen beider und deren Verhältniß zur deutschen Bühne. Hier konnte ihm denn Beer gleich Anfangs aus München berichten, daß sein Hofer einen Augenzeugen und Mitkämpfer dieses tyrolischen Trauerspiels, Joseph von Hormayr, durch die Wahrheit der Gestalten des Gedichts in Erstaunen und Bewunderung gesetzt und ihn zu einer höchst anerkennenden Kritik in seinem Archive für Geschichte und Kunst veranlaßt habe***). Die mehrmalig Aufführung des Stücks auf der Düsseldorfer Bühne (Anfang

*) Briefwechsel zwischen Immermann und Beer, S. 53, 59, 100, 132 u. a. O.
**) Briefw. mit B., S. 191.
***) A. a. O. S. 23.

1829), so ungenügend sie war, gab denn auch dem Dichter die Ueberzeugung, daß ihm ein wirklich dramatisches Gedicht gelungen sei*). „Lesen Sie (schreibt er) aus diesen Zeilen keinen Hochmuth heraus; bei der Insolenz der deutschen Bühne gegen mich ist ja das Bewußtsein das Einzige, woran ich mich aufrichten kann". Diese Insolenz hatte er denn freilich in reichem Maße zu erfahren. Zwar meldet ihm der Freund, um ihn zu trösten, daß das „Auge der Liebe" zu München mit dem glücklichsten Erfolge gegeben worden sei, aber das konnte ihn nur wenig dafür trösten, daß sein Friedrich II. selbst durch des Freundes Vermittlung wegen des Ultramontanismus, der sich hinter theatralische Quängeleien zu stecken wußte, nicht zur Aufführung gelangen konnte, und seine „Schule der Frommen" in Hamburg und anderwärts durch protestantischen und katholischen Gözianismus von der Bühne ausgeschlossen ward, „weil sich Spott über Mißbrauch der Frömmigkeit nicht zu öffentlicher Darstellung gezieme"! Giebt es irgend geplagte, gehetzte, gemarterte Menschen, so sind es in Deutschland die dramatischen Dichter; die diesen Namen verdienen, versteht sich, denn der Schund hat im lieben Vaterlande von jeher auf den Brettern florirt. Während Beer in Paris zu Molière's Geburtstag dessen „Tartüffe" zujauchzen hörte, und des Dichters Büste mit zahllosen Lorbeerkränzen umschlingen sah, mußte ein deutscher Dichter im Lande der Denker seinen Tartüffe anderthalb Jahrhunderte später von diesem Volke von Denkern geächtet sehn, — natürlich blos weil es ein deutsches Produkt war. Immermann hatte gar nicht übel Lust, das Stück einem französischen Bühnendichter zu überlassen, um den Triumph zu haben, es von Theodor Hell und den

*) A. a. O. S. 72.

Seinen revertirt und so deutsches Original als französische Uebersetzung auf die deutschen Bühnen gebracht zu sehen.

Noch schlimmer ging es ihm mit seiner Hohenstaufentragödie. Ist dieser Friedrich II. auch eins der schwächeren dramatischen Werke des Dichters, so ragte er doch um mehr als eines Hauptes Länge über demjenigen hervor, was damals von Raupach, Müllner, Houwald u. s. f. auf den Brettern tragirte. Es hat etwas Herzzerreißendes, in Beer's Briefen nachzulesen, was man z. B. in München von dem Dichter forderte, um das Stück aufführbar zu finden. Das Drama war seinem Baue nach darauf angelegt, den Sieg des reinen großen Katholizismus über den Freigeist, selbst den gewaltigsten, darzustellen. Und dennoch: was verlangte man im Isar-Athen? Nichts weniger als die Streichung aller den Katholizismus irgend angreifenden Reden des Kaisers in dem Drama! Eßlair habe ihm versichert, schreibt Beer, daß bei dem Münchener Publikum, das Alles eher vertragen könne, als Angriffe auf religiöse Grundsätze und Dogmen, sich gewiß das lauteste Murren erheben werde, wenn Friedrich z. B. über die Messe spreche und sich etwa so ausdrücke: „es höre sie, wer Lust hat!" Auf alle Stellen der Art und gewiß nicht die wenigst poetischen müsse in der Darstellung Verzicht geleistet werden. Nebenbei verlangte man auch noch Kürzung um „ein Drittheil". Vergebens wendet nun Immermann ein, daß ja eben, um den Sieg der Kirche über den Freigeist hervorzuheben, dieser sich doch zuvörderst möglichst kraftvoll und kühn aussprechen müsse, daß er wohl alle Stellen, welche direkt gegen das Dogma gingen, streichen wolle, daß aber alles Uebrige und namentlich die Angriffe gegen die weltliche Hierarchie bleiben müsse, wenn die Dichtung nicht in ihrem Grunde geschwächt und zerstört werden solle. So war es damals, so ist es heute noch in Deutschland.

Daß in Oestreich nicht einmal ein Novellchen gedruckt werden darf, in welchem auf Gustav Adolph's Siegeszug nur vorübergehend hingewiesen wird, hat uns noch in diesen Tagen Heinrich Laube in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erzählt. Indessen Oestreich ist — Oestreich. Aber das übrige Deutschland und sein Drama, seine Bühne! Ist es nicht Thatsache, daß kein Hof es duldet, daß ein Vorfahr seines Fürsten auf der Haupt- und Hofbühne irgend eine historische und poetische Bedeutung erhält? daß Tell verboten werden konnte in der Stadt der Intelligenz? Ist es nicht Thatsache, daß der Alp der Unfreiheit auf allen dreißig deutschen Hofbühnen noch jede dramatisch bedeutende Produktion, die das Gebiet der Historie berührt, fortwährend belastet, und den Poeten ihr Leben und Streben verkümmert und verbittert? daß Dramen, die Schweden oder gar Rußlands Historie berühren, sich's gefallen lassen müssen; daß man sie nach Portugal oder sonst in irgend ein Land verpflanzt, und daß man aus Katharina II. etwa eine portugiesische Königin, aus ihrem Potemkin einen Marquis Pombal macht? Ja, man begreift nicht, warum nicht lieber irgend ein außereuropäischer Staat mit seinem Dei, Chan, Vezir u. s. w. zum Sündenbock der deutschen Bühne gemacht wird.

Dieser Jammer kam denn auch zwischen den beiden Freunden zur Sprache. Beer hatte nicht übel Lust, den historischen Boden für das Drama ganz aufzugeben und sich nach Indien zu den Parias oder in die Regionen der „freien Phantasiegebilde zu flüchten". Immermann widerspricht durchaus. Er zeigt, wie nothwendig der historische Boden dem Dramatiker, namentlich für das Trauerspiel, sei. Er weist die Anforderungen historischer Treue, die gerade damals von Raumer und Andern stark geltend gemacht wurden, siegreich zurück. Er vindicirt dem Dichter

hier die volle Freiheit des schaffenden und umschaffenden Gestaltens, durch welche allein planvolle Kunstwerke erzeugt werden können, die den Zuschauer mit einer harmonischen Empfindung entlassen. Dramatisirte Geschichte sei keine Tragödie, selbst wenn ein Shakspeare „die Chronik dialogisire". Dagegen nimmt er Goethe's Egmont eifrig in Schutz. Dieser ganze Brief (der 14te) sowie ein früherer, in welchem er die Aufgabe der Dramatiker der Versunkenheit der deutschen Bühne und ihres Schauspielwesens gegenüber aufstellt (Brief 8), sind vortrefflich und voll der feinsten und tiefsten Blicke in das Wesen und Gesetz dramatischer Dichtung. Den Kern der Sache aber trifft Immermann im 31sten Briefe, wo er das Verhältniß der Deutschen zum ernsten historischen Drama behandelt. Er nennt die mythische Helden- und die Staats- und Volkstragödie den Pfeiler und die Osteologie alles Dramatischen bei den nordischen Völkern. „Diese aber kann deshalb nie ein im Ganzen und Großen nachhaltiges Interesse bei uns gewinnen, weil uns das Gefühl des Heldenthums, das Bewußtsein eines Staats und Volks mangelt." Man sieht, diese Erkenntniß ist doppelt wichtig im Munde des loyalsten preußischen Beamten vom Jahre 1829, der auch, vermöge des wunderbaren Zwiespalts seiner innersten Natur, nie dazu kam, die Konsequenzen, die er auf dem Felde der Poesie wohl zu machen wußte, auch auf dem prosaischen Gebiete der Politik zu ziehen. „Wie sollen die Menschen die Wichtigkeit des Streits um eine Krone begreifen, sie, denen es ja im Grunde ganz gleichgültig ist, wer bei ihnen die Krone trägt, wenn sie nur zu Hause brav Kinder zeugen und ihre Kost essen dürfen? Die höchsten tragischen Motive sind also für uns schon verloren, wenigstens nicht von der Bedeutung, wenn es zur Oeffentlichkeit der Dichtung kommt, die sie doch haben müssen, sollen sie die

eigentlich regulirenden sein. Das Häusliche, Sentimentale ist unser Lebenselement, darin sind wir heimisch; deshalb ist die Familientragödie diejenige, welche bei uns allein zur vollkommenen Anschauung gebracht werden kann." Daß damit auf die eigentliche ideale Größe verzichtet werden müsse, leuchtet von selbst ein. So sind denn auch „nicht die Schauspieler, nicht die Dichter, nicht das Theaterpublikum, jedes für sich an dem Verfalle schuld, sondern alle zusammen können kein Theater hervorbringen, wo der Boden für das Gerüste fehlt. Selbst unsre größten Geister mußten an das gute Herz der lieben Landsleute klopfen, damit Herein! gerufen wurde. Sie, und mich, und vielleicht noch ein paar Hundert in Deutschland entzückt Wallenstein und das bewegte Leben um ihn, — die übrigen Millionen sähen am liebsten Max und Thekla allein. Was wäre Egmont ohne Klärchen! und wie schlecht stände es um Maria Stuart, wäre sie nichts als die zu Boden getretene Majestät, wäre sie nicht die liebenswürdige, galante Sünderin! Hiermit ist auch das Einmischen sentimentaler Motive, welches sich Goethe und Schiller bei großen Staatsactionen erlaubten, gerechtfertigt, wenigstens vollkommen entschuldigt. Sie wären ohne diese Zuthat ganz unverständlich geblieben, und der Tadel, den man deshalb gegen sie ausgeschüttet hat, beweist nur eine andere liebenswürdige Eigenschaft der Deutschen, nämlich die: von den Dichtern immer das Unmögliche zu fordern, während man ihnen weder Stützpunkt noch Vorschub gewährt".

Diese und andere Mittheilungen können auf den Gehalt der Dinge schließen lassen, welche in diesem geistigen Zusammenleben Immermann's mit seinem Freunde verhandelt wurden. Bewundernswürdig erscheint dabei die Rastlosigkeit des Dichters, mit welcher er ungenirt durch alle diese äußern und innern Hemmnisse immer vorwärts drang. Dichterisches Schaffen war bei ihm innerer Zwang, organische Nothwendigkeit. Sein Streben war dem Kriegszuge eines Feldherrn vergleichbar. Das deutsche Publikum, d. h. die deutsche Kritik — denn jeder Deutsche ist ein geborner Kritiker — verlangt bei einem Dichter immer direkten Fortschritt in grad aufsteigender Linie. Diesen Gang kann aber Künstlerleben und Streben, zumal in unserer Zeit, nicht gehen. Der Hauptschlachten sind wenige; dann wird auch wohl in leichten Scharmützeln hier und dort geplänkelt, hier und da geht ein Gefecht verloren, eine Position muß aufgegeben werden, das Heer zertheilt seine Kraft zu Seiten- und Querzügen; aber der Feldherr behält sein Ziel im Auge, und unversehens rücken die Massen wieder zusammen, und ein neuer entscheidender Sieg krönt des Führers Anstrengungen. So war es bei Immermann. Daß er von dieser Eigenthümlichkeit seiner Natur ein Bewußtsein hatte, spricht er selbst einmal gegen Beer aus (Brief 18). Er hat eben ein Werk vollendet: „Nun wollen wir nicht rasten (schreibt er), sondern gleich wieder vorwärts. Man muß in der dichterischen wie in der kriegerischen Laufbahn die Niederlagen nicht scheuen. Sieg und Schlappe führen am Ende, wenn der Kern nur etwas taugt, doch an's Ziel, wie der alte Blücher, oft geschlagen, endlich doch nach Paris kam. Ich kann wenigstens nach meinem Naturell nichts ersinnen, sondern muß Alles mir erleben und erdichten." Und doch verhehlt er sich nicht, daß seine realistisch-politische Zeit, wo der Dichter immerfort in den praktischen, von dem Poetischen ganz hinwegführenden Strudel gerissen werde, keinen Dichter im höchsten Sinne des Worts (er denkt an Goethe und Schiller) hervorbringen könne. „Die Wirklichkeit hat sich eine große, ungeheure Geltung erworben, die nur der Thor leugnen oder bestreiten kann, und ihre Last liegt auf

unsrer Aller Brust. Indessen, man thut, was seines Amtes ist, und bildet sich, soweit es die Umstände gestatten".

In diese Zeit fällt auch Immermann's Streit mit Platen, dessen ebenso unerwarteter als hämischer Angriff ihn um so tiefer schmerzte, als er grade damals im Begriff stand, das Interesse, mit welchem er die Leistungen Platen's verfolgte, und die Achtung, welche er seinem Talente zollte, in einer Zuschrift an denselben, mit der ihm eigenthümlichen, ehrlichen und hingegebenen Offenheit auszusprechen. Erst volle zwölf Jahre nach dem Erscheinen des „im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Kavaliers", mit welchem er auf Platen's romantischen Oedipus antwortete (1829), hat sich Immermann über sein wahres Verhältniß zu seinem Gegner ausgesprochen; denn der Cavalier, sowie die Vorrede dazu, entstanden unter dem Einflusse des Moments, der den schwer verletzenden, boshaften Angriff gebracht hatte. Der Odem des Friedens und der Versöhnung weht in jener späteren Schilderung und Charakteristik Platen's, wie sie die Düsseldorfer Anfänge*) enthalten. Stärke und Schwäche des so unverhofften und unerwünschten Gegners sind dort mit den schärfsten Zügen der Wahrheit ausgesprochen, und die Litteraturgeschichte wird diese Kritik wohl unverändert zu Buche nehmen können. Alte Liebe rostet nicht, und Liebe hat hier den Griffel geführt, die Liebe zu dem, was Platen besaß und was Immermann nach dem schönen Worte des Platonischen Sokrates eben darum an ihm liebte, weil es ihm selbst fehlte, weil er darin seine Ergänzung empfand.

*) Pandora III, S. 47—50 und S. 57—58.

Damals galt es nun freilich, den ihm werth gewesenen Dichter und unerwarteten Freund in anderer Weise zu begrüßen. Allein so stark auch gegen die spätere Milde die Keulenschläge jener geharnischten Sonette abstachen, mit denen er dem vorwitzigen Angreifer Hohn und Spott vergalt, — die Gerechtigkeit, ein Grundzug in Immermann's Natur, fehlte auch hier nicht. Er ließ dem Feinde das ihm eigenthümliche Verdienst, er sprach es unverholen als ein solches aus, aber er vernichtete schonungslos den Nimbus, innerhalb dessen Platen seine Formengewalt als selbstständig zu hypostasiren und seinen Stuhl zu den höchsten Ehrensitzen des Parnasses aller Zeiten hinaufzurücken strebte. Und die Form der Streitgedichte selbst führte den Beweis — der Platen vielleicht am härtesten traf — daß seine metrischen Künste denn doch nicht so ganz außer dem Bereich der Begabung seines Gegners lagen. Was aber die Hauptsache war: Immermann's Prophezeiung bewährte sich als eine wahre. Es war die Ausforderung, die er ihm im zwanzigsten Sonette zuschleuderte:

> Hierher! mich angeschaut, Fechtbodenspringer!
> Jetzt gilt's! ein Lied nur! eins voll Herz, Gehalt,
> Eins, hörst Du? eine einzige Gestalt! u. s. w.

Platen hat den Handschuh nimmer aufgenommen, und die Liga von Cambray, die der Versuch dazu sein sollte, ist eben nur ein Versuch geblieben.

Auch ohne die Art, wie Heine gleichzeitig Platen's Angriff gegen ihn erwiderte, zu vergleichen, stellt sich unsers Dichters edle Natur in ihr hellstes Licht. Er selbst antwortete dem Angreifer nur, weil er ihn achtete, und weil denn auch gute Freunde und Feinde an ihm herumhetzten. Bezeichnend aber für seinen Charakter war es, daß er den Angriff seines Gegners nie ge-

der Jugend ist, das sind die Stunden, in denen Zwei mit einander Gedanken erzeugen und ausschaffen, dem Mannesalter.“ Dies ist ächt antike Ansicht von Freundschaft, für die der alte Aristoteles den Ausdruck des „Zusammenlebens im Zusammenschaffen“ fand. So war auch für Immermann Freundschaft zwischen Männern nicht auf den „schönen Schein“ eines persönlichen Wohlgefallens, sondern auf ein beiden gemeinsames Objective gegründet, und wie nach Platon, Zeugen die That der Liebe sei, so müßten, meinte er, auch Männer im Wahren, im Gegenständlichen diese That mit einander vollbringen, solle ihr Bund eine Wirklichkeit bleiben.

Solcher Theilnahme der nächsten Umgebung, der Freunde, bedurfte aber unser Dichter um so mehr in einer Zeit, in welcher die Kritik, wie sie an ihm irre wurde, weil sie das Ganze einer starken, nach Entwickelung ringenden Individualität nicht in's Auge faßte, ihn selbst irre zu machen oder doch seine Thätigkeit und Begeisterung zu hemmen und zu trüben drohte. Zwischen den beiden Polen des reflectirenden, satirisch-empfindsamen Romans und des romantischen Drama's, wie sie in seinen Erstlingswerken hervorgetreten waren, hatte sich bisher seine Production mannigfach hin und her bewegt. Ehe sie den vollen Ausdruck beider Richtungen gegen das Ende seiner Laufbahn in Münchhausen und den Epigonen und in dem umgearbeiteten Hofer und den Opfern des Schweigens fand, hatte sich die kraftvolle, aber herbe und gewaltsame Natur des Dichters in einer Reihe von Produktionen durch ihre Entwickelungsperiode hindurch zu arbeiten. Eine solche Entwickelungsperiode läßt aber grade bei tieferen Geistern alles Uebermäßige, Herbe und Gewaltsame um so mehr hervortreten, je mehr es ihnen darauf ankommt, nicht sowohl leichte Erfolge zu erringen, als vielmehr nur einen Ausdruck

ihrer innersten Empfindung zu gewinnen*). So ward auch Immermann, anfangs mit Aufsehen empfangen, nur zu bald Gegenstand einer feindseligen, oft unbilligen Kritik. Des Platenschen Angriff's ist schon oben gedacht worden, so wie auch des tiefen und nachhaltigen Eindrucks der Bitterkeit, den er in der Seele des Dichters zurückließ. Und doch war Immermann der unpartheilichste Selbstkritiker seiner eignen Werke, sobald sie sich von ihm abgelöst hatten, und die spätere Sammlung seiner Werke ließ ihn eben deshalb mit einer Strenge verfahren, die wir jetzt zu bewundern, aber auch zu beklagen haben, da durch sie es äußerst schwer hält über die verzettelten und verstreuten früheren Arbeiten des Dichters einen Ueberblick zu gewinnen.

Indessen der belebende Verkehr mit jenen Freunden, die innere Lust am Schaffen, die hier und da sich einfindende Anerkennung — die selbst in Frankreich, wie wir aus Beer's Briefen sehen, einen Ausdruck fand, — ließen ihn bald sich selbst wieder gewinnen. Dieser edlen Natur mußte Alles zur Schule und Läuterung werden. Der Schiller-Goethesche Briefwechsel, von dem sich Beer zu Boden gedrückt fühlte, wirkte anfangs auch auf ihn in dieser Weise. „Der Anblick eines idealen Strebens (schreibt er) läßt immer im Anfange einen Stachel in der Seele zurück. Indessen — setzt er hinzu — kann dergleichen, wie alles Vollkommene, in letzter Instanz doch nur heilsam wirken.“ In dieser encyclopädischen, Alles fördernden und Alles verbrauchenden Zeit sei die Zerstreuung die größte Feindin. Vor ihr sich hüten, heiße schon unglaublich viel gewonnen. Im Angesichte jenes Zusammenstrebens der beiden Heroen unserer Litteratur ging ihm die Erkenntniß auf, welcher unendlichen Steigerung das Talent fähig sei, „wenn

*) Schnaase a. a. O.

man so glücklich war, den rechten Kreis zu finden, und wenn es immerfort durch die homogensten Elemente genährt wird". Als Hausmittel dazu empfahl er: immer wieder zur Lesung der Alten zurückzukehren, deren geschlossene Welt wohl am sichersten vom leeren Brüten und vom Verlieren in Lappalien zurückziehe. In derselben Zeit war es, wo er mit der Idee der Epigonen selbst sich jenem „rechten Kreise" zuwendete, ein Umstand, durch welchen jene Aeußerung eine noch höhere Bedeutung gewinnt. — Seine Lust zu schaffen muthete sich das Schwerste zu. In ein und derselben Zeit, wo ihn jene Romananfänge beschäftigten, arbeitete er an Merlin und Alexis, vollendete das reizende komische Epos „Tulifäntchen", welches Heine den epischen Kolibri nannte, entwarf das Liebesepos „der Schwanenritter" und den Plan zur freien Umarbeitung des „Tristan" von Gottfried von Straßburg, worauf ihn die durch Merlin angeregte Beschäftigung mit altdeutscher Poesie führte. Zugleich trug er sich mit dem Plane, Schwarzenberg, einen Stoff aus der preußischen Geschichte, als Tragödie zu behandeln. Doch gab er denselben bald wieder auf.

In dieser Zeit fielen die Donnerschläge der französischen Julirevolution. Immermann, durch Beer's Pariser Briefe mitten in das Gewoge der Dinge versetzt, ward von derselben im Tiefsten ergriffen. Eine Reise nach Paris, zu der ihn sein Freund dringend aufforderte, mußte sich der preußische Beamte leider versagen. Es ist hier der passendste Ort, Immermann's Verhältniß zur Politik und zu der politischen Bewegung seiner Zeit etwas ausführlicher zu betrachten, da er grade in dieser Hinsicht die entschiedenste Mißkennung erfahren hat. Der Briefwechsel mit Beer bietet uns auch hier die Anknüpfungspunkte.

Nie hatte ein Ereigniß so gewaltig und erschütternd auf ihn gewirkt als die Julirevolution. Sie berührte ihn „wie ein

Wunder", und ließ ihn in den ersten Wochen vor Aufregung zu keiner Arbeit kommen. Daß sich nach all dem Sturm und Blut von vierzig Jahren die Revolution wiederholte, nur noch imposanter als das erste Mal, sei ohne Beispiel in der Geschichte, und zeige die nicht zu berechnende Kraft des Jahrhunderts und der Nation. Einzig dürften die Franzosen mit Recht diese Katastrophe nennen, weil sie nicht, wie gewöhnlich, aus physischer Noth, sondern aus einem geistigen Drange, aus dem Drange, sich in seinem Rechte zu behaupten, hervorgegangen sei. In dieser Begeisterung für etwas Uebersinnliches habe das Ereigniß für ihn Aehnlichkeit mit der religiösen Bewegung des Mittelalters, „und vielleicht", setzt er hinzu, „ist auch das Agens unserer Zeit das Politische, wie der Glaube damals". So tiefen und richtigen Blickes faßte er damals, als der Donner der Kanonen kaum noch verhallt war, das Ereigniß und seine Bedeutung auf. Er zollte dem Tacte und dem Scharfblicke, womit bis dahin die Kammer und die übrigen Machthaber sich benommen, Achtung und Ehrfurcht. Daß sie sich selbst die Vollmacht schrieben, in einem Augenblicke, wo alle früheren Vollmachten erloschen waren, und noch keine Gewalt existirte, welche neue hätte ausstellen können, werde ihnen in der Geschichte zum ewigen Ruhme gereichen. Freilich sagten ihm die nächsten Folgen wenig zu. Das Gewöhnliche und Gemeine, zu welchem es gar bald wieder an der Seine gekommen ist (schreibt er am 29. Septbr. 1830), der unkönigliche König, die nüchterne Phraseologie der Stimmführer, die Stellenjagd, das gänzlich unbestimmte Wesen, in welchem sich die Regierung herumtreibt, der große Fehltritt, im Kampfe für die Charte diese selbst zu verletzen, bestätigten ihm, so natürlich er sie fand, doch nur die alte Ueberzeugung, daß man bei Einzelnen wie bei Massen immer nur auf Momente der Erhebung und

Begeisterung, nie aber auf eine gewisse Folge und Consequenz im Sublimen (hier hören wir den Dichter) rechnen könne. Aber diese Betrachtung änderte sein Urtheil über die große Begebenheit selbst nicht, die immer in der Geschichte als eine wesentliche Krisis, wodurch die Welt ihre Wiedergeburt bezweckte, dastehn werde. An dem Bleibenden in der Form des Neuhervorgerufenen zweifelte er freilich, und hatte Recht zu zweifeln. Er hielt diese Reaction nur für eins der Fermente, welche durch Gährung in der Zukunft die neue Gestalt erzeugen werden! Daß ein Kampf der beiden Systeme „ein Kampf auf Leben und Tod“ hinausgeschoben werden würde, hielt er für wahrscheinlich, daß er aber in nicht allzu ferner Zeit ausbrechen müsse, war ihm gewiß.

Allein nur zu bald wendet er sich von dem Felde der Politik zurück. Nicht bloß weil seiner ächt künstlerischen, immer auf das Ganze gerichteten Natur der matte, verworrene Ausgang widerstrebte. Der Grund lag tiefer. Er that es, „weil ihm“ als Preußen, als Deutschen „ein thätiger oder auch nur ein allgemein nationeller Antheil versagt sei“. Das Gefühl dieser Kette ward für ihn entscheidend, und jenes kurze Wort (Briefw. S. 217) enthält den Schlüssel zu Immermann's späteren Aeußerungen über die in Folge der Julirevolution auch nach Deutschland übergreifende politische Bewegung, Aeußerungen, die in dem Reisejournal (1833) ihren Ausdruck fanden, und den Dichter bei sehr Vielen in ein schiefes Licht zu rücken geeignet waren. Dem Ganzen und Vollen, dem Großen und Gewaltigen zugänglich, konnte er sich mit dem Halben und Kleinlichen nicht befreunden, das in den deutschen Bewegungen jener Zeit zum Vorschein kam, und dieselben namentlich in ihren Anfängen mehr nur als Nachahmungen und Nachäffungen der Dinge jenseit des Rheins erscheinen ließ. Der Mangel des Nationalen, das Einheitlose, Provinzielle,

das Kleinliche und Machtlose, der Mangel einer männlichen, grad und einfach aufs Ziel losgehenden Offenheit: das Alles stieß ihn ab; das Mißtrauen, die Erbitterung der süddeutschen Liberalen gegen sein Preußen, beleidigte seine theuersten Sympathien um so mehr, als er in jener Zeit wohl sagen durfte, daß das Organische, um dessen Erlangung man sich dort abquäle, in Norddeutschland längst als ruhiger Besitz genossen werde. Das demagogisch Verworrene, die Petulanz der Angriffe von Seiten der Excentrischen tasteten in ihm die Pietät für den reinen Monarchismus an, eine Pietät, in der er auferzogen, für die er in den Jahren des Kampfes gefochten, die mit seinem ganzen Wesen verwachsen war. Es war auch hier ein merkwürdiger Widerspruch in dem Manne. Er verheimlichte sich auch später keineswegs die bedenkliche Stellung Preußens dem Freiheitsprincip des süddeutschen Constitutionalismus gegenüber; die Ueberwucht einer, allem organisch freien Staats- und Bürgerleben feindlichen Büreaukratie blieb von ihm nicht unbemerkt, er hat sie, er hat das ritterbürtige Ritterthum und seine feudalen Bestrebungen scharf durchschaut und bitter gegeißelt. Noch mehr: Er war in allem Geistigen, Literarischen dem Umschwunge einer Neuerung unbedingt zugethan, deren Nothwendigkeit er anerkannte. Aber während er auf dem Felde der geistigen Interessen sich revolutionär erwies, stemmte er sich auf's Aeußerste dagegen, die Consequenzen, welche er hier zugab, auch auf dem politischen Gebiete gelten zu lassen. Hier war er, wie Gutzkow richtig von ihm gesagt hat, „preußischer Beamter und ehemaliger Freiwilliger“, und als solcher steckte er die schwarz und weiße Cocarde auf, und proklamirte sich als „Franzosenfeind“ und absoluten Monarchisten. Er konnte sich, wie er selbst gestand, von den Begriffen nicht trennen, mit denen er groß geworden war. So war er, so ist er geblieben. Viel-

natürliches und Widersinniges und könne als ein komisches Grundverhältniß unserer Zeit betrachtet werden, aus welchem sich für den feinen Beobachter gewiß tausend Fälle ergeben würden, wo das Individuum mit dem generellen Costüm, das es zu tragen, freiwillig oder gezwungen, übernommen habe, in komischen Conflict gerathe.

Mit ganz besonderem Eifer aber ergriff er den von Beer zufällig hingeworfenen Gedanken des historischen Lustspiels. Man kann sagen, daß er mit zwei Worten alle die Vortheile heraushebt, welche der Anbau dieses Genre's dem modernen deutschen Drama gewähren könne. Vor allem habe man hier gleich festen Boden unter den Füßen, Farben und Charaktere. Wegen der Bedeutung der Figuren könnte auch die Sache nie in's Kleinliche und Alberne fallen. Die fruchtbarste Anschauung für dieses Genre — setzt er hinzu — werde freilich die Meinung der Memoiristen sein, daß die großen Dinge in der Welt durch sehr kleine Motive herbeigeführt werden. Am schwierigsten dürfte die Behandlung der Könige sein; denn wie der König der Gipfel in der ernsten Darstellung sei, so müsse er auch bei diesen komischen die Spitze bilden, wobei denn freilich die Gefahr nahe liege, ihn in's Marionettenhafte zu zeichnen*). Immermann ist nie dazu gekommen, die Ausführung dieser Idee zu versuchen. Einen Stoff, den er als ihm von Beer zu diesem Zwecke mitgetheilt erwähnt, habe ich in den Briefen des letztern nicht aufgefunden.

Wir haben jetzt noch zwei Werke Immermann's zu betrachten, welche aus der neuen Richtung ihren Ursprung datiren, die in dem Dichter durch das Zusammentreffen bedeutender innerer Revolutionen mit der großen Volksbewegung des Jahres 1830

*) Briefw. mit Beer, S. 143 ff.

hervorgerufen wurden. Es sind: die Mythe „Merlin" und die Czaarentragödie „Alexis", eine Trilogie.

Ueber den Merlin ist nicht mit zwei Worten abzuurtheilen, wie das wohl hier und da geschehen. Thatsache ist, daß dieses tiefsinnige, gedankenschwere Gedicht, welches der Dichter selbst wohl das liebste Kind seiner Muse nannte, fast spurlos an der Mitwelt vorüberging, und bis auf diesen Augenblick sich nur eine kleine Gemeinde von Verehrern gewonnen hat. Es nützt nichts, auf die Nation zu schelten, daß sie, die Goethe's Faust zu ihrem Eigenthum machte, die sich den Hamlet anzueignen wußte, diesem Immermann'schen Faust die Aufnahme versagte. Für den Dichter ist der Ausspruch der Mitwelt souverain, und man weiß von keinem, der von ihrem Urtheil auf die ferne Nachwelt mit Erfolg appellirt hätte. Auch that Immermann dies letztere nicht. Aber er that etwas Schlimmeres: er verachtete seine Mitwelt. Er schrieb den Merlin (wie er später in den Epigonen gestand) in dem Bewußtsein, „daß Niemand seiner achten werde!"*) Die Mitwelt nahm ihn beim Worte, und dies Gedicht, in welchem er sein tiefstes Wesen ausgesprochen zu haben meinte, blieb der Nation fremd. Man könnte sagen: fremd darum, weil er eben nur sein tiefstes Wesen, dieses letzte, unaussprechbare, subjective auszusprechen gerungen, und würde damit nicht weit dem Ziele vorbeischießen. Denn eben dieser Umstand erklärt es zugleich, warum seine persönlichen Freunde und Verehrer sich immer und immer wieder zu diesem Werke hingezogen fühlen, ohne doch den Bann lösen zu können, der es von der Nation im Ganzen scheidet. Man lese nur die Expositionen, welche von Uechtritz**), Kinkel***), Schüking†) u. A. versucht worden sind, und vergleiche

*) Epigonen III, S. 217. **) Blätter f. lit. Unterhalt. 1841. No. 228—229. ***) In Freiligrath's Erinnerungsbl. 1842. S. 5—18. †) Ebendas., S. 21—55.

damit das scharfabschneidende Urtheil Gutzkow's*), um sogleich diesen Gegensatz zu empfinden. Dazu gesellt sich noch ein Zweites. Man kann die Vergleichung mit dem Goethe'schen Faust hier nicht vermeiden, wo die Verehrer des Immermann'schen Merlin selbst von einem „zweiten Faust" reden. An Nachahmung ist dabei freilich nicht zu denken, ebensowenig als an Ueberbietung. Immermann konnte auf so alberne Vorwürfe mit Recht erwidern, daß er gar nicht in das Gebiet des Faust eingetreten sei. „Nicht die Sünde schwebte mir als Unglück der Welt vor, sondern der Widerspruch. Merlin sollte die Tragödie des Widerspruchs werden. Die göttlichen Dinge, wenn sie in die Erscheinung treten, zerbrechen, decomponiren sich an der Erscheinung. Selbst das religiöse Gefühl unterliegt diesem Gesetze. Nur binnen gewisser Schranken wird es nicht zur Karikatur, bleibt aber dann freilich jenseits der vollen Erscheinung stehen. Will es in diese übergehen, so macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger sich vom Lächerlichen ganz frei gehalten hat. Diese Betrachtungen (setzt Immermann hinzu) faßte ich im Merlin sublimirt, vergeistigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichen Wahnwitz." Als Immermann ein Jahrzehend später das Gedicht wieder in die Hand nahm, erregte es ihm „eine eigne schmerzliche Empfindung", nun zu sehen, woran es demselben gebreche. Er erkannte als die beiden Hauptfehler, die ihn „um den Gewinn gebracht" (denn jetzt, nachdem die glücklichen Erfolge seiner letzten Werke den starren Trotz und die einsiedlerische Erbitterung gegen das Publikum besiegt hatten, konnte er von „verlornem Gewinne" reden!): die Entlegenheit der wenig bekannten Sage und ihrer fernen unpopulären Träger, dieser Klingsor, Artus, Merlin, Lanzelot, Ginevra, Hüter

*) Götter, Helden, Don Quixote. S. 155. 162.

des Grals, Namen bei denen sich Niemand etwas denke; und zweitens: die Belastung der Durchsichtigkeit und Grazie eines poetischen Kunstwerks durch intellektuelle Anschauungen der sonderbarsten Art, unter deren metaphysischer Rüstung die Gestalten erliegen. Ein dritter Fehler ist in dem Geständniß angedeutet: „je dunkler, feiner, geistiger ein Stoff, desto kräftigere Träger sind ihm vonnöthen." Hier liegt der Kernpunkt, und hier knüpfen wir wieder an Goethe's Faust an, in dem das Große, Zwingende, Hinreißende, Welterobernde der Wirkung eben nur durch das unbewußte Walten einer künstlerischen Einsicht gelungen ist, zu welcher Immermann erst nach Vollendung seines Werks zu spät gelangte, während Goethe sie im zweiten Theile des Faust verlor. Wir haben keine Anknüpfungspunkte in unserer innersten Natur für die völlig aus dem Kreise alles Menschlichen, aus Zeit und Geschichte, aus aller Begränzung heraustretenden Hauptgestalten Satan's und Merlin's; die Frostigkeit der allegorischen Typen, der leib- und blutlosen Abstractionen, die hier unter den Namen Placidus, Candida, Klingsor und Niniana, Lanzelot und Ginevra u. s. w. auftreten, wird nicht besiegt weder durch die Gedankentiefe und Erhabenheit, noch durch die formelle, poetische Schönheit und theilweise Vollendung des Gedichts. Hier kann von Liebe und Haß ebensowenig als von „naturwahren Charakteren" die Rede sein, mit denen Kinkel jene Gestalten vergleicht, die er selbst doch kurz zuvor als rein abstracte „Typen" richtig bezeichnet hat. Denn hier ist weder Natur, noch Wahrheit, noch Charakter möglich, weil eben die Begränzung gebricht. Und es fehlt nicht an Stellen, wo dieser Mangel zur wahrhaften Verzerrung und Mißhandlung aller Form, Kunst und Schönheit wird*).

*) Etwas der Art hat Kühne in seiner Entwicklung des Merlin: Portraits und Silhouetten, Bd. II., S. 55 ff., angedeutet.

Einer der nächsten Freunde und täglichen Beobachter Immermann's beichtet, daß sich Immermann damals, als er den Merlin dichtete, und in demselben seine tiefinnerste Persönlichkeit, sein Verhältniß zu Gott und Welt, zu Religion und Philosophie, zu Goethe's Dichten und Hegel's Denken auszusprechen strebte, in einem sozusagen träumerisch-prophetischen Zustande befunden habe. Er rang umsonst darnach, seine Freunde über den Plan und Sinn des Gedichts aufzuklären, und wohl geschah es, daß er in scharfluftiger Märznacht nach solchen Versuchen das „eigentlich Unaussprechliche" der Geheimnisse jener Fabel darzulegen, den Freund auf Lüfte, Mond, Wolken und Himmel als Dolmetscher wies. Man sah, erzählt Uechtritz, daß eine Macht in ihm arbeitete und dichtete, zu der er sich gewissermaßen als dienendes Organ verhielt, deren pythische Aussprüche er ohne sie deuten zu können verkündete. Die Doppelnatur Merlins, der zugleich ein Kind des Satans (oder gnostischen Demiurgos) und einer reinen christlichen Jungfrau ist, giebt nur ein Abbild der damaligen religiösen Zerspaltenheit des Dichters selbst. In ihm kämpfte zu jener Zeit die tief mit seiner Natur verwachsene christlich religiöse, bis zu ascetisch puritanischer Färbung gesteigerte Ansicht von Gott, als einem außerweltlichen, der Welt feindlichen, mit der lebensvollen „Herrlichkeit, Fülle und Schönheit des Irdischen und Weltlichen"; es kämpften Christenthum und Heidenthum den schweren Entscheidungskampf. Aeußere Verhältnisse, die hier nur von fern anzudeuten sind, mochten den Bruch noch klaffender machen. Versöhnung auf philosophisch dialektischem Wege blieb ihm fremd, ja seiner dichterisch realen, auf das Volle, Ungetheilte, Ganze gehenden Natur feindlich. Der Merlin ist daher voll bitterer Anspielungen und scharfer Ausfälle gegen die Philosophie der Zeit und ihren Egoismus sowie gegen die rein heidnische „Selbstsucht"

der Goethe'schen Poesie. Hier bleibt kein Ausweg, als der am Schluß des Merlin gewählte, des unwandelbaren, durch Elend, Marter und Tod nicht zu erschütternden Festhaltens an der Gewißheit von Gott und an dem Bewußtsein einer unzerstörbaren Gemeinschaft des Individuums mit ihm; und dieser Schluß ist allerdings — das Motiv einmal zugegeben — von einer ächt religiösen Erhabenheit.

Die Trilogie „Alexis" entstand zu derselben Zeit, welcher der „Merlin" seine Entstehung verdankt. Die beiden ersten Theile derselben, „die Bojaren" und „das Gericht von St. Petersburg", halte ich mit Schnaase und Uechtritz für das Vollendetste und zugleich Bühnenmäßigste, was Immermann von historischen Dramen überhaupt gedichtet hat. Der dritte Theil, „Eudoxia", ist in der That eine kaum erklärliche Verirrung des Dichters. Diese Nachbildung antiker Maße und Rhythmen hat etwas eisig Starres, tödtlich Erkältendes, welches mit dem frischen Leben der beiden ersten Theile in schroffem Kontraste steht. Diesem Ausgange fehlt ferner jede tragische Versöhnung. Es ist ein großes Leichentuch von Eis und Schnee, das sich über ein Schlachtfeld breitet. Dagegen ist in den beiden ersten Theilen das Charakteristische des russischen Volks, der Gegensatz des asiatischen Altrussenthums zu des Czaaren europäisirenden Bestrebungen, das Bojarenthum und sein lackirter Barbarismus, das wüste Gewirr wilder Leidenschaften, das verschlungene Gewebe von Falschheit, Arglist, Egoismus, Bigotterie, Nationalstolz, Muth und Feigheit mit Meisterhand gezeichnet. Ueberall umweht uns der Odem einer allem Germanischen durchaus fremden Luft. Diese russischen Verschwörungen und ihre Stifter,

diese Gleboff, Dolgorucki, Tolstoi und Menzikoff haben nirgends bei uns ihres Gleichen. Man fühlt den seherischen Zug heraus mit dem der Dichter diesem Volke eine von den Intentionen seines Reformators weit abliegende Zukunft angewiesen hat.

Die Trilogie selbst gliedert sich folgendermaßen. Der erste Theil (die Bojaren) giebt die Exposition der dem Czaar und seiner Schöpfung feindlichen Elemente. Die Hauptpersonen des ganzen Werks, Peter, Alexis, Katharine, treten hier noch hinter die Nebenfiguren der Bojaren zurück. Aber sie sind mit kühnen und großen Strichen gezeichnet. Es ist das letzte krampfige Aufbäumen der altrussischen Nationalität, des asiatischen Barbarismus gegen eine ihm gewaltsam aufgedrungene formale, seinem innersten Wesen widerstrebende Kultur, und der blutige Sieg der letztern über die erste, der aber schon über sich hinaus und auf die ihm folgende Niederlage hinweiset. Der zweite Theil, das Gericht von St. Petersburg, enthält die Katastrophe des Alexis. „Die künstliche und unnatürliche Schöpfung Peter's tritt immer schärfer hervor, er selbst wird in den Gang lebloser Formen hineingerissen, gewinnt die Einsicht in die Nichtigkeit seiner Welt, und muß sich zuletzt schmerzlich überzeugen, daß er den, der eigentlich der Beste ist (Alexis), diesem schlechten Machwerke zu opfern gezwungen ist." Mit diesen Worten giebt Immermann selbst den Inhalt des zweiten Theils (Briefwechsel mit Beer, S. 254—255), und darin liegt meines Bedünkens zugleich das Untragisch-Grausame und Versöhnungslose des Schlusses dieser Tragödie. Alexis' Ende, der Mord des Sohnes durch den Vater, um einem als schlecht erkannten Werke Dauer zu schaffen, ist herzzerreißend und empörend. Die äußere Fabel des dritten Theils, den der Dichter als einen „tragischen Nachgesang" bezeichnet, der alle Elemente der frühern Theile auf einem hö-

hern Punkte wieder versammle und die Töne in zusammengefaßter Harmonie auf einmal ausklingen lasse, ist: die völlige Verfinsterung der letzten Lebenstage Peter's und sein verzweiflungsvolles Sterben. Die „innere Idee" soll die sein: „daß der Dämon des Verstandes und der Aufklärung, wie er Peter'n so mächtig trieb, am Ende besiegt wird, wenn er die Natur in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt, weil sich dort die auf's Aeußerste Gebrachte in mythischer Riesengestalt aufrichtet und den verwegenen Feind niederschlägt". Man sieht, wie hiermit schon das Verlassen des festen Bodens der Wirklichkeit und Geschichte und das Hinüberspielen der Dichtung in das Allegorisch-Symbolisch-Mythische gegeben ist. Zugleich aber erkennt man auch, wie diese Auffassungsweise den Dichter zu jenen metrischen Neuerungen führen konnte, die den fremdartigen Charakter dieses Schlusses noch verstärken.

VIII.

Schon während Immermann noch mit dieser dramatischen Produktion beschäftigt war, hatte er bei seinem liebsten Freunde Michael Beer die Erfahrung zu machen, daß in unserer kritischen Zeit selbst unter den sich am nächsten Stehenden an ein reines Aufnehmen nicht zu denken ist. Beer, dem er den ersten Theil übersendet hatte, erwiderte mit einer so in das Leben des Ganzen schneidenden Kritik, daß sie Immermann ernstlich erzürnte und ihn ein halbes Jahr den Briefwechsel unterbrechen ließ. Doch so hart und theilweise unbegründet ihm auch seines Freundes Urtheil erschien, seine edle Natur ward doch bald Meister über jene Aufwallung der Empfindlichkeit, ja, er machte

sich gar manche Ausstellungen zum Besten des Werkes selbst zu Nutze, und vergaß das Uebrige bald, als ihn der Freund über den inzwischen vollendeten zweiten Theil mit liebevollster Anerkennung überhäufte. Auch Grabbe stimmte später in seinen fragmentarischen Blättern über das Düsseldorfer Theater, auf dem die beiden ersten Theile später zur Aufführung gelangten, jener Anerkennung bei. Desto schmerzlicher aber mußte es dem Dichter selbst sein, daß er auch mit diesen Dramen weder in der Litteratur, noch auch hauptsächlich auf den deutschen Bühnen durchzudringen vermochte. Je tiefer in der letztern Beziehung bei ihm die Erkenntniß Wurzel faßte, daß es die traurige Verwahrlosung der deutschen Bühnen, der gänzliche Verfall der Schauspielkunst, der Mangel jedes leitenden Prinzips bei den Bühnenvorständen sei, was wie ein Alp auf aller ächten dramatischen Poesie laste, ihre lebendige und verkörperte Erscheinung erschwere, ja unmöglich mache, und so Sinn und Urtheil, Geschmack und Verständniß für dramatische Poesie bei dem Publikum mehr und mehr austilge, — um so mehr gewann bei ihm der Gedanke Raum, hier in einer andern, als in der Weise poetischer Produktion, reformirend einzugreifen, und selbst den Versuch zu wagen: ob nicht auch in der Gegenwart mit den rechten Mitteln auch die rechten Erfolge gewonnen werden könnten. Es war nichts Geringeres als eine gänzliche Reform des deutschen Theaters und der Schauspielkunst, welche seinem Geiste hierbei vorschwebte, eine Umgestaltung des Schlendrians der planlosesten Routine und des zufälligsten empirischen Umhertappens in bewußte Kunst und absichtsvolles, durch ein Prinzip geregeltes Streben. Es galt, den Beweis zu führen, daß und wie eine solche Umgestaltung möglich sei, und daß und wie durch sie das bisher unmöglich Erachtete ausgeführt werden könne, dem Flügelschlage des Genius ächter Poesie auf der deutschen Bühne Raum, Achtung und Anerkennung zu verschaffen.

Immermann hat diesen Beweis geführt, geführt trotz tausend Hindernissen, in der kürzesten Zeit, ohne alle Hülfe der Großen und Mächtigen, er, ein einzelner Mann, in einer kleinen Stadt, mit den beschränktesten Mitteln. Er hat eine Bühne geschaffen, wie Deutschland keine besaß, vielleicht keine besessen hat — und dennoch — doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen.

Schon lange vorher, ehe er Hand an die Ausführung seines Planes legte, hatte Immermann sich den Boden seiner Wirksamkeit zubereitet. Der freundschaftliche Verkehr mit den Düsseldorfer Künstlern hatte ihm Gelegenheit gegeben, dramatische Aufführungen von Dilettanten zu leiten. Das mimische Talent der Künstler, ihr feines, leicht erregtes Gefühl für poetische Schönheiten, ihre Lust an heitern, farbenreichen Darstellungen kamen ihm hiebei zu Statten, obschon er sich das Mißliche und Mangelhafte dieses Dilettantenwesens, wie wir aus seiner Schilderung einer solchen Aufführung (von Wallensteins Lager) in den „Düsseldorfer Anfängen“ sehen, keineswegs verhehlte. Jedenfalls halfen diese bei Schadow angestellten, oder durch ihn herbeigeführten dilettantischen Versuche, wie Immermann selbst in den Düsseldorfer Anfängen bemerkt, den Sinn für das Dramatische in dem exklusiven Kreise erregen, der sich nun nur um so ekler von den Komödianten abwendete, da die Liebhaber dem Bedürfniß, wenn auch keine künstlerisch zubereitete Speise, doch etwas Natürlich-Geistreiches boten.

Eine andere Vorbereitung für die Umgestaltung und Erneuerung der Bühne lieferten die Vorlesungen ausgezeichneter dramatischer Werke aus allen Litteraturperioden, welche Immermann mehrere Winter hindurch vor größeren Versammlungen

hielt. Zwar war er weit entfernt, diese zuerst von Tieck mit großer Meisterschaft geübte und von Holtei u. A. fortgesetzte Kunst der dramatischen Rezitation zu überschätzen. Sie blieb ihm eine „Zwitterkunst", an der nur ein Zeitalter Geschmack finden könne, „dem die Partitur entkommen sei". Er verglich eine solche Vorlesung, gegenüber der vollen Instrumentalmusik der wirklichen theatralischen Aufführung, im glücklichsten Falle dem guten Spiele auf dem Flügel, einem Falle der nur dann eintrete, wenn Organ und Individualität des Vorlesers gerade besonders zum Gedichte paßten. Immermann war durch die Kraft und Biegsamkeit seines Organs, wie durch lebendige Phantasie und mimisches Talent zu dieser Kunst sehr wohl geeignet. Doch konnte es ihm begegnen, daß ein fades oder versteinertes Gesicht unter seinen Zuhörern ihm gegenüber ihn ganz aus dem Konzepte brachte, weshalb ihm denn dergleichen Vorlesungen immer am besten gelangen, wenn er in engster Häuslichkeit, beim Scheine der traulichen Lampe, den Eindruck der Dichtwerke von einem empfänglichen Antlitz wiederglänzen sah. So habe ich selbst ihn (im Sommer 1838) Hamlet, Rothkäppchen und einige seiner eigenen Sachen an mehreren in seinem Hause verlebten unvergeßlichen Abenden vortragen hören, und stehe nicht an, ihm selbst vor Tieck in manchen Stücken den Preis zuzuerkennen.

Indessen konnte doch eine bedeutende Wirkung jener halböffentlichen Vorlesungen nicht ausbleiben, und dieselbe mußte Immermann's Theaterprojekt in hohem Grade förderlich werden. In einem, ihm zu jenem Zwecke von den Malern eingeräumten Atelier, dessen graue Wände mit allerhand Zeichnungen, Cartons und Farbenskizzen bedeckt waren, führte er zwei Winter hindurch eine ganze Reihe der ausgezeichnetsten dramatischen

Kunstwerke: Iphigenie, Blaubart, Wallenstein, König Johann, Romeo, Leben ein Traum, standhafter Prinz, Däumchen, Hamlet, Prinz von Homburg, gestiefelter Kater, König Oedipus, Oedipus in Kolonos, nach und nach an einigen Hundert Menschen in lebhaftester Hörbarkeit vorüber, und bildete so ein Publikum, das sich gewöhnte, einen ästhetischen Hauptgenuß in der konzentrirten Einheit eines dramatischen Kunstwerks zu finden. Dabei ward denn von selbst der Wunsch in dem Zuhörer rege, das so Gehörte auch als ein Gesehenes in leiblicher Anschaubarkeit zu genießen. Aber auch ihn drängte es, das Ideal seiner Jugend, das ihm in Goethe's Schöpfung bei den Halleschen Vorstellungen der Weimarischen Gesellschaft aufgegangen war, jetzt unter seiner Hand ins Leben treten zu sehen.

Das Düsseldorfer Theater war, wie eben fast alle deutschen Theater, in einem erbärmlichen Zustande. Es gehörte zum guten Tone der gebildeten Gesellschaft, sich aller Theilnahme an demselben zu enthalten, es gänzlich zu ignoriren. Immermann setzte sich mit dem Direktor der Truppe in Verbindung, und begann damit, den Schauspielern einzelne Stücke sorgfältig einzustudiren; so seinen Hofer und Goethe's Clavigo, der zur Todtenfeier Goethe's in Verbindung mit einem von Immermann gedichteten Epiloge*) gegeben wurde. — Mittlerweile war statt des alten, wirklich düstern, ein neues geschmackvolles Schauspielhaus in Düsseldorf erbaut worden. Der Anblick desselben reifte in einer stillen Stunde den begeisterten Entschluß in Immermann's Seele: es koste was es wolle, diese neuen Räume mit einem edleren Inhalte als bisher zu beleben. Ohne auf die zahlreichen, jedem Andern vielleicht unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten zu achten, schritt er noch an demselben Tage (Oktober 1832) zur

*) Immermann's Memorabilien, II, S. 353 ff.

Ausführung. Ein Theaterverein ward gestiftet, der das Organ der Gebildeten sein und den Direktor und seine Truppe in Schule und Regel nehmen sollte. Wir lassen hier Immermann selbst erzählen: „Als die Sache angefangen war, da zeigten sich erst die Schwierigkeiten. Die ehrsamen Väter der Stadt, mit denen denn doch die Sache als eine städtische verhandelt werden mußte, machten die erstaunlichsten Gesichter über diese von einem Tage zum andern hervorgetretene Oligarchie von ganz zum Theil einflußlosen Leuten. Im Demos erhob sich eine Opposition unter den Freunden des Alten. Wir selbst begingen in diesem Geschäfte Fehler, ich nicht die kleinsten. Alles das war aber nichts gegen die Hemmnisse, die sich aufstauten, als der Impresar mit seiner Truppe anlangte. Zwar in Worten mußte er sich willfährig bezeigen, denn wir bezweckten ja das Heil der Kunst, welches er auch im Munde zu führen hatte. Aber im Herzen hegte er den innigsten Abscheu gegen so aufdringliche Veredlungsversuche, und selten sind wohl die Musen Jemandem so durchaus fatal geworden, als wie wir sie unserm ergrauten Schüler machten."

„Wir ließen uns indessen durch Nichts abschrecken. Gelder wurden gesammelt, um Prämien an die Willfährigen ertheilen zu können, und ich setzte mich mit den Schauspielern in Verbindung. Mein Gedanke war: ein Experiment anzustellen. Die Rose bricht auf, wenn wir sie zu erziehen wissen, das Haus muß gebaut werden, damit es stehe, die Kunst kehrt zurück, wenn Kunstwerke nicht anbefohlen, sondern geliefert werden. Von dieser Praxis in meinen Gedanken ausgehend, entstand mir der Vorsatz, mit den Schauspielern eine Reihe von Aufgaben an bedeutenden Werken praktisch zu lösen, so vollkommen als es möglich sei. Diese Versuche waren mir der Nerv der ganzen Sache. So entstanden in zwei Wintern die Vorstellungen, die wir Subscriptionsvorstellungen

nannten. Das Publikum nannte sie Mustervorstellungen, und die Schauspieler hießen sie Kunstvorstellungen, wodurch sie vielleicht andeuteten, daß in den andern die liebe Natur walte. Es waren aber folgende: Emilia Galotti, stille Wasser sind tief, der standhafte Prinz, der Prinz von Homburg, Don Juan, Egmont, Nathan, der Wasserträger, die Braut von Messina, Andreas Hofer. So folgten sie der Zeit nach in den Wintern von 1832 und 33. Seydelmann nahm an Nathan Theil, Weymar an der Braut und an Hofer. Uechtritz, der sich sehr warm für das Unternehmen interessirte, studirte „Stille Wasser sind tief" ein, und unterstützte mich sonst mit Rath und That. Felix Mendelssohn lieferte die beiden Opern. Mir fielen die übrigen Stücke zu."

„Ich verfuhr nun so. Des Dichters Werk, dachte ich, entspringt aus einem Haupte, deshalb kann die Reproduktion desselben vernünftigerweise auch nur aus einem Haupte hervorgehen. Der Satz von der künstlerischen Freiheit der darstellenden Individuen ist zwar auch nicht ganz zu verneinen, darf aber nur eine sehr beschränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern jenes falschen Prinzips hat die Verwilderung und Verluderung der Bühne herbeigeführt."

Bei der Durchführung des seinigen kam es nun dem Dichter zu Statten, daß er seine Wirksamkeit einer kleinen Bühne mit kaum mehr als mittelmäßigen Talenten zuwendete. Hier gelang es ihm, den Beweis zu liefern, daß mit mittelmäßigen Subjekten, die einem Haupte mit verehrender und auf Achtung begründeter Unterordnung folgen, „sich korrekte Darstellungen liefern lassen, die den wahren Kunstfreund zu erfreuen im Stande sind, während man an andern Orten das Gedicht durch große Talente zerfleischen sieht". Sein Verfahren war nun im Speziellen folgendes. Er las zuerst das Stück, welches gegeben

werden sollte, den Schauspielern vor. Dann hielt er mit jedem Einzelnen Spezial-Leseproben, aus denen sich dann die allgemeine Leseprobe aufbaute. Ertönten in dieser noch Disparitäten des Ausdrucks, so wurden die schadhaften Stellen so lange nachgebessert, bis das Ganze in der Rezitation als fertig gelten konnte. Die Action stellte er dann zuerst in Zimmerproben fest, die oft nur einzelne Akte, zuweilen nicht mehr als ein paar Scenen umfaßten, damit der Darstellende in den nackten, nüchternen Wänden seine Phantasie um so mehr anspannen lernte, und die falschen Geister, die jetzt durch jeden deutschen Theaterraum flattern, die Dämonen des Gespreizten, Rhetorischen, oder der hohlen Handwerksmäßigkeit, nicht verwirrend auf ihn einwirkten. Erst wenn das Gedicht so ohne alle illusorische Nothkrücke fertig da stand, ging er mit den Leuten auf das Theater. Gegeben aber wurde das Stück nicht eher, als bis jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, seine Sache wenigstens so gut machte, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend verstatteten.

Ich verweile bei dieser größtentheils mit Immermann's eigenen Worten gegebenen Schilderung seiner dramaturgischen Wirksamkeit und der dabei angewandten Methode mit Fleiß länger, weil aus derselben ein Bild von der Art und Weise einer Thätigkeit gewonnen werden kann, die von so großen Erfolgen begleitet war, und auf die Immermann selbst, als auf die verdienstlichste und liebste Wirksamkeit zurückzublicken pflegte. Ist überhaupt noch eine Regeneration der deutschen Bühne zu hoffen, so kann sie nur auf dem von Immermann angebahnten Wege bewirkt werden.

Durch jene „Mustervorstellungen" ward nun hauptsächlich das gewonnen, daß in dem Schönheitsgefühle einer großen

Menge wenigstens ein glücklicher Moment eintrat, in dem sie nichts als das Gute, Feine und Würdige zu schauen begehrte. Weder Immermann noch seine beiden Freunde Uechtritz und Mendelssohn waren im Besitze einer „Geheimlehre", aber alle drei hatten Sinn und Begeisterung für das Ganze und den festen Muth, ihren Sinn durchzusetzen. Immermann selbst sprach es später unumwunden aus, daß die Palingenesie der deutschen Bühne keineswegs von einer zu entdeckenden neuen Weisheit, sondern von Entschließungen moralischer Art abhängig sein werde.

Gleich die Wirkung der ersten Vorstellung, Emilia Galotti, war entscheidend. Das Spottwort der „gelehrten Bühne", womit die, in Deutschland überall wo sich Neues und Großes zu regen beginnt, stets bereite Opposition der Mediokrität auch gegen diese noch ungeborenen Bestrebungen ins Feld gerückt war, wurde durch den schlagenden Erfolg wenigstens für's Erste völlig beseitigt. Es gehörte bald zum guten Ton, das Vortreffliche vortrefflich zu finden und durch Beifall zu belohnen. Der Abstand zwischen dem jetzt Gebotenen und dem früher Gewohnten war denn auch allzu schlagend, und wo ihn bei seinen Unternehmungen, z. B. bei den Aufführungen seiner Calderonischen Lieblinge, die Honoratioren im Stiche ließen, da griffen ihm Volk und Gallerie unter die Arme. Und was das Beste war, seine Schauspieler, die er sich nach und nach heranzog, hielten unerschütterlich zu ihm, wenn sie ihm gleich nichts von all dem Aerger und Verdruß ersparten, die mit einer solchen Stellung und Wirksamkeit, wie die seinige, unzertrennlich verbunden sind. Aber schon die erste gelungene Mustervorstellung hatte bei ihnen die Tradition erzeugt, daß der Sieg unter seinen Fahnen blühe, und die Schauspieler waren und sind — „Sklaven der Tradition".

Auf diese Weise trat nach und nach das Projekt ins Leben. Die dringendsten Geldmittel wurden durch Aktien gedeckt*), dem Dichter zuerst von der Regierung ein einjähriger Urlaub mit der Erlaubniß, während desselben die Leitung des städtischen Theaters zu übernehmen, verwilligt. Von der frühern Truppe wurden die besseren Mitglieder behalten und neue engagirt, welche Immermann auf seiner Reise durch Deutschland aufzufinden wußte, obschon er, wie Grabbe bemerkt, diesen Umstand in seinem Reisejournale (1833) geflissentlich überging. Als nächste Aufgabe stellte sich heraus: „das Tagesbedürfniß zu befriedigen, aus demselben aber immer zu höheren Gestaltungen aufzustreben". Felix Mendelssohn-Bartholdy stand ihm als Musikdirektor, Uechtritz als Kunstfreund zur Seite. Der letztere hat in den Blättern für litterarische Unterhaltung (1841. Nr. 182—183) Immermann's Thätigkeit als Theaterdirektor in einem eigenen Aufsatze geschildert, an den wir hier anknüpfen wollen.

Immermann trat nicht revolutionär und terroristisch auf. Er suchte vielmehr die Umstände und die durch sie gegebenen Bedingungen zur Verwirklichung seiner Pläne zu benutzen. Wo einem Volke, wie dem deutschen, mit der Fülle eines kräftigen Nationallebens und Nationalbewußtseins zugleich der volle und höchste poetische Ausdruck desselben in einer reichen dramatischen Litteratur gebricht, wird die Bühne immerhin sich genöthigt sehen, zu den Schätzen des Auslandes ihre Zuflucht zu nehmen. Bei einem so überwiegend litterarischen Volke wird auch dessen Bühne den litterar-historischen Charakter annehmen müssen, und es sich, mit mehr oder weniger Bewußtsein, zur Aufgabe stellen: „als Kolporteur und Vermittler zwischen dem Volke und den Schätzen

*) Das Nähere über die äußerliche Begründung des Düsseldorfer Theaters findet man in Grabbe's Schrift: Das Theater in Düsseldorf (1835), S. 23 ff.

der dramatischen Litteratur des Auslandes und Inlandes von Kalidasa bis Raupach die reichste und bunteste Wirksamkeit zu entfalten". Auch Immermann hatte auf dieses Ziel sein nächstes Absehn zu richten, wenn er auch die Möglichkeit eines im vollen Sinne nationalen deutschen Theaters dabei nie ganz aus den Augen verlor. Von seiner Bühne herab redeten die edelsten Geister der verschiedensten Völker und Zeiten, und bewegten nicht blos die Brust des einsamen Lesers, sondern durchzuckten, noch einmal in das Leben tretend, die Herzen vieler Hunderte mit den Blitzschlägen des Genius. Man wird sich einen Begriff von Immermann's rastloser Thätigkeit in dieser Beziehung machen können, wenn man liest, daß allein in dem ersten Halbjahre seiner Intendantur nahezu an ein viertelhundert Trauerspiele, historische und romantische Dramen, ganz neu einstudirt und gegeben wurden! Es waren: Prinz Friedrich von Homburg, Käthchen von Heilbronn, Macbeth, Hamlet, Kaufmann von Venedig, König Johann, Leben ein Traum, Stella, Maria Stuart, Wallenstein's Tod, Maria Tudor, Struensee, Emilia Galotti, Rafaele, Herr und Sklave, Boccacio, die Räuber, die Jungfrau, Tieck's Blaubart, der Arzt seiner Ehre, Alexis und einige Raupachiana. Und doch wußte neben so großen Leistungen Immermann noch Platz für Sachen anderer Art zu schaffen. Von größeren Conversationsstücken sah man in derselben Zeit: Minna von Barnhelm, die Schule der Alten, Donna Diana, die beiden Klingsberge, stille Wasser sind tief, die Stimme der Natur, das Epigramm, der beste Ton, die vier Sterne, die Aussteuer, die Mohrin, Richard's Wanderleben. Von kleineren Lust- und Festspielen finden wir erwähnt aus derselben Zeit: Churfürst Johann Wilhelm im Theater (von Immermann zur Einweihung des neuen Theaters gedichtet, ein Muster einer dra-

matischen Gelegenheitsdichtung, vortrefflich in der Wahl des unmittelbar nahe liegenden Stoffes, einfach und voll ansprechender Beziehungen), Goethe's Geschwister, der Mann meiner Frau, der Jurist und der Bauer, die Schleichhändler, das Taschenbuch, der Verräther, die schelmische Gräfin, Hans Luft, Maske für Maske, die beiden Philibert, nehmt ein Exempel d'ran, der Platzregen, die Mäntel, die junge Pathe, Mirandolina, der Kammerdiener, Philipp, Laßt die Todten ruhen, die Benefizvorstellung, die unterbrochene Whistparthie, die Königin von sechszehn Jahren ꝛc. Neben allem diesem forderte auch die Oper ihre Rechte und erhielt sie. Die Düsseldorfer Bühne lieferte während derselben Zeit: Templer und Jüdin, Oberon, Fra Diavolo, Freischütz, die Entführung aus dem Serail, Johann von Paris, Tancred, die Zauberflöte, die Schweizerfamilie, die Stumme von Portici, Othello, Don Juan, Ory. Neben diesen Gebirgen ersten und dritten Ranges wuchsen, wie Grabbe sich ausdrückt, auch am Rand kleinere Blumen, wie: Rataplan, Wiener in Berlin, Ochsenmenuett, der Unsichtbare, das Fest der Handwerker, beide Turennes, Dorfbarbier ꝛc.

Sollte man es glauben, ungeachtet dieses reichhaltigen Repertoirs gab es doch Leute genug, die ein mannigfaltigeres forderten, und über Repetitionen eines Meisterwerks, die bei der Kleinheit des Orts nur in seltenen Fällen möglich, und dann stets verbessert ausgeführt wurden, seufzten! Man muß die schnelle Verdauung eines deutschen Theaterpublikums und den unersättlichen Heißhunger der deutschen „Gründlichkeit" nach Neuem kennen, um diese Erscheinung erklärlich, ja in der Ordnung zu finden. Nur eine pekuniär unabhängige Bühne könnte hiergegen mit einigem Erfolge ankämpfen. Aber Immermann war nicht in diesem Falle. Dennoch verlor er den Muth nicht. Mit aller Kühn-

heit und Energie seines durch außerordentliche körperliche Rüstigkeit unterstützten Geistes wagte er sich an die schwierigsten Aufgaben, deren Lösung zum Theil an andern Bühnen für eine Unmöglichkeit gehalten worden war. Der Richter von Zalamea, die Tochter der Luft, die Doppelrolle der Semiramis, der standhafte Prinz, wurden gewagt und glücklich durchgeführt. Auch eine theilweise Reproduktion der antiken Tragödie lag nicht außerhalb des Kreises seiner Unternehmungslust, wobei er es zunächst auf den Sophokleischen König Oedipus abgesehen hatte. Den bedeutendsten Erfolg aber errang er, wenn wir einem Augenzeugen, wie Uechtritz, glauben dürfen, mit der Aufführung des Tieckschen Blaubart, der ihn sogar an die Aufführung des gestiefelten Katers denken ließ. Hier kam es ihm freilich zu Statten, daß ihm bei diesem Versuche, das romantische Drama par excellence auf der deutschen Bühne heimisch zu machen, ein Publikum zur Seite stand, unter dem die Düsseldorfer Künstler, für Gedicht und Dichter gleich begeistert, einen Hauptbestandtheil bildeten, und den Sieg entscheiden halfen; denn freilich kann es sich selbst Uechtritz nicht verhehlen, daß diesem Drama der Phantastik und des Mährchenhaften denn doch eigentlich der Boden der Empfänglichkeit bei dem eigentlichen Publikum im Großen und Ganzen fehle. „Man darf gegen dieses Publikum (sagt er) nicht ungerecht sein. Mit der aufgeklärten Vernünftigkeit des heutigen Lebens verbindet sich bei unserm Volke ein träumerisches Bedürfniß der Phantasie nach der Welt des Wunderbaren, das ebensowohl seine Befriedigung sucht. Aber — es ist bloß Bedürfniß, nicht Glaube. — Das Theater hat es nun im Tiefsten nur mit der gegenwärtigen Wirklichkeit zu thun, und wir können uns daher nicht verwundern, wenn jenes Publikum (soll heißen: das nicht exclusive Publikum) das Mährchen auf der Bühne,

sobald es nicht blos in der Oper oder Wienerischen Posse auftritt, als etwas Unpassendes zurückweist, sich darüber erzürnt, daß man verständigen, mündig gewordenen Leuten dergleichen Kindereien als Wahrheit aufbürden wolle." Zu diesen im Jahre 1841 geschriebenen Worten haben die neuesten Berliner Experimente mit Sommernachtstraum und gestiefeltem Kater die Bestätigung geliefert.

So kann denn auch derselbe Berichterstatter nicht verschweigen, daß der Immermannsche Versuch eben wegen der von ihm eingeschlagenen Richtung an einem Uebelstande krankte, welcher wenigstens mittelbar und theilweise den Untergang des Instituts beschleunigte. Es war der, daß die Bühne selbst als Institut kein nationales, selbstständiges Leben erlangte, und daher vom Publikum immer nur als Gerüste, als Rahmen, als Ausstellungssaal betrachtet wurde. Man wird dies zugeben können, ohne doch behaupten zu dürfen, daß Immermann, Alles genau betrachtet, einen andern Weg hätte einschlagen können. So war denn auch das Interesse der Düsseldorfer Künstlerwelt, auf deren Theilnahme er vorzugsweise zählen mochte, viel weniger der Bühne als solcher zugewendet, als es sich vielmehr an einzelne Leistungen derselben knüpfte. In einer Universitätsstadt, mit einem Publikum von Studenten, meinte Immermann wohl selbst, würde er dauernden Boden gewonnen haben. Dennoch blieb sein Eifer für die Sache unverändert. Die Resultate seiner Anstrengungen waren zu augenfällig, sie blieben immer im Steigen, und so hatte er als guter Arbeiter seinen Lohn, und verspürte keinerlei Ermüdung in seinem Berufe. Er hatte nie die Bühne überschätzt, aber er wies ihr allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an, und war der Meinung, daß diese nicht vom Pietismus, nicht von der Philosophie, nicht vom Kommerziellen oder

vom Bilderbesehen, oder von hundert andern Dingen, mit denen sich die Leute jetzt beschäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden könne (Maskengespräche, S. 9). Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, blieb er dem einmal angegriffenen Werke bis zum letzten Augenblicke und unter den schwierigsten Verhältnissen treu. Die Gründlichkeit der Regie, von der noch jetzt einzelne Mitglieder seiner Bühne mit Bewunderung sprechen, blieb in aller Strenge bestehn. Seine Thätigkeit ging in's Unglaubliche (wer ein Beispiel davon haben will, der lese sein Tagebuch Memorabilien II., S. 190), zumal da ihm bald auch die Oper nach Mendelssohn Bartholdy's Austritt zufiel. Dabei war sein Verhältniß zu den Schauspielern das würdigste, das sich denken läßt. Seine tiefe Einsicht, seine unermüdliche Thätigkeit, die eiserne Consequenz seiner Handlungsweise, verbunden mit der strengsten Gerechtigkeit, konnten ihres Eindrucks nicht verfehlen. Man kann sagen, daß nie ein Bühnenvorstand im gleichen Grade die Verehrung und Liebe seiner Untergebenen genossen hat. Dies zeigte sich namentlich in der Zeit, wo die Düsseldorfer Bühne ihrer Auflösung mit raschen Schritten entgegen ging, und ohne die Energie eines Charakters wie Immermann und ohne die tiefgewurzelte, auf Ueberzeugung begründete Anhänglichkeit seiner Schauspieler eine allgemeine Demoralisation unvermeidlich eintreten mußte. Immermann hat den Schauspielern das nie vergessen. Er schilderte mir noch im Jahre 1838 ihr Verhalten mit dankbarer Bewunderung, und in den Maskengesprächen (S. 9) sagt er darüber: „Ich muß ihnen (den Schauspielern) das Zeugniß des ehrenhaftesten Fleißes geben. Ich habe meinen Schauspielern nie geschmeichelt, ich habe ihnen Anstrengungen zumuthen müssen, wie sie sonst nirgends den Leuten auferlegt worden, sie haben mir auch durch ihre Trakasserien und Grillen tausendfachen Verdruß

gemacht, aber in der Hauptsache, in der Lust und Liebe zum Dinge, in der Ausdauer und Beharrlichkeit sind sie Kerntruppen zu vergleichen gewesen, welche sich noch schlagen, wenn auch kein Sieg mehr zu hoffen ist, und die Milizen längst davon gelaufen sind. Am ersten April 1837 hörte die Düsseldorfer Bühne auf, und ein Vierteljahr vorher war dem ganzen Personal gekündigt. Es war also eine Zeit damals eingetreten, in der sonst die Kräfte eines Instituts erlahmen, weil die Gedanken, ohne Interesse an der Nähe, schon wild in der Ferne umherschweifen. Und da haben meine Schauspieler am 1. März Egmont, am 16. Julius Cäsar, am 22. Iphigenie, am 31. Griseldis geliefert, neben der übrigen kurzen Tageswaare. Und von diesen Werken war Egmont in den Hauptrollen, alle übrigen ganz neu. Daß zu den Proben unter solchen Umständen nicht selten ein Theil der Nacht verwendet werden mußte, begreift sich; sie thaten und leisteten aber dieses, weil sie ihre Ehre darin setzten, daß die Bühne im höchsten Glanze ihrer Thätigkeit untergehe." Daß es auch die Liebe für ihn gewesen, welche zur Erweckung solcher ehrenhaften Gesinnung mitgewirkt, verschweigt Immermann hier freilich, sowie auch den Umstand, daß bei der Kunde von seinem Austritte mehrere der Besten sich erboten, wenn er die Sache fortführen wolle und könne, einen guten Theil ihres Gehalts aufzugeben, um nur das Institut zu erhalten. Er verschweigt endlich auch die großen Geldopfer, welche er, als Alles ihn verließ, der Sache brachte, und deren Nachwirkung auf seine ökonomischen Verhältnisse er bis an's Ende seines Lebens empfand.

So erreichte er, was ihm unter solcher Ungunst der Verhältnisse das allein noch Wünschenswerthe war: in höchster Kraft und vollster Blüthe ging seine Schöpfung unter. Die letzte Vorstellung war eine der vollendetsten und gelungensten. Er schloß

sie mit einem Epiloge, in welchem er bei allem Schmerze das Gefühl dieser Befriedigung aussprach, und dem wir hier, da er in der Sammlung der Immermann'schen Schriften fehlt, einen Platz vergönnen wollen:

Zum letzten Male hob der Vorhang sich
Von diesem Schauplatz, der des Lebens Bilder,
Die heitern, wie die ernsten, wechselvoll
Seit dreien Wintern Euch entgegentrug.
Die Stunden eilen, und es naht die trübe,
Die unser Bündniß löst. Nach allen Winden
Zerstreut das Schicksal, was, gesellt im Fleiß,
Einträchtig schaffend hier zusammenstand.

Das ist das Leben! Plötzlich küßt ein Hauch
Des Glücks die volle Knospe auf. Die Blüthe
Erschließt sich, lacht und — welkt!
So war auch unser Glück, in Eurer Mitte
Uns unsrer bunten Thätigkeit zu freuen,
Nur ein Moment. Kaum glich so manches Schroff-
Mißtönende der ersten Zeit sich aus,
Kaum fügten sich zu Einem Bau die Steine
Harmonisch in einander, alsobald
Zerschlägt die Noth das Werk mit rauher Hand.

Doch auch das Trübste sei an diesem Orte,
Von dem der Druck des Lebens fern sich hält,
Mit Heiterkeit betrachtet! Wenn die Bühne
In ihrer Kraft und Frische, jugendlich,
Dem Dienst der Göttertochter Poesie
Sich weih'nd, hier untergeht,
Ist's nicht im Grund ein Heil? Der Tod galt stets
Noch für den glücklichsten, der an die Kraft,
Die ungeschwächte, rasch die Sichel legt,
Der trifft, noch eh' das Leben allgemach
Bewußtsein, Muth und Sinne ausgelöscht.

Sei dieser Tod ein Gleichniß unsers Falls.
Und dieses Gleichniß beut uns sanften Trost.
Noch kämpfte, wagte, strebte hier ein Jeder,
Noch waren viele Kränze aufgesteckt
Und nicht ersiegt, noch hatte nicht der Alltag,
Nicht das Gemeine, dem des Menschen Werk
Im Lauf der Jahre leicht verfällt, entstellend
Die Scene überwuchert; — Fehler, wer verneint sie?
Manch Ungeschick, wer wagt es abzuleugnen?
Allein, das sprechen wir mit Zuversicht
Und Wahrheit aus: — ward hier geirrt, so irrte
Der Eifer, nicht gleichgült'ge Lässigkeit.

So schlösse sich vielleicht zu rechter Zeit
Das Haus! so gingen unter günst'gen Sternen wir
Von hinnen! — Gebt die Hoffnung unsern Schritten
Als Reisesegen mit, daß nicht an's Ziel
Vor Eurem Blick gelangt, Ihr uns im Geist
Vordringend, wachsend, strebend schauen wollt,
Daß Ihr der Dichtung Traum, aus dem wir jetzt
Erwachen müssen, still in der Erinnerung
Verschämt, verklärt, zu Ende träumen wollt!

Die Hoffnung geht mit uns, der Dank bleibt hier.
Im Namen Aller, bring' ich allen Guten,
Die freundlich uns auf unserm Pfad begleitet,
Aus voller Seele besten, reinsten Dank.
Des Dichters Wort, des Künstlers Red' und Zeichen
Erstehen erst zum vollen, ganzen Leben,
Wenn sie die ew'ge Melodie erwecken
Die in dem Busen jedes Edlen schläft.
Für jeden Abend, wo Ihr uns in's Dasein
Bedeutende Gebilde rufen halft,
Bleibt unser Herz Euch immerdar verbunden,
Und so, im Nachgefühle froher Stunden,
Hört unsern Ruf des Abschieds: — Lebet wohl!

IX.

Der Untergang der Düsseldorfer Bühne, den Immermann nie völlig verschmerzen konnte, wird ein ewiger Flecken für den Staat der Intelligenz bleiben, dessen Gouvernement, während es Hunderttausende für die Frivolitäten des Ballets und der Oper in dem Centrum der Intelligenz verschwendete, nicht daran dachte, eine jährliche Unterstützung von armseligen viertausend Thalern der Erhaltung eines Instituts zuzuwenden,*) das bestimmt war, in die Reihe der wichtigsten Rheinischen Kunstanstalten mit einzurücken. Mit tiefer Bitterkeit pflegte Immermann darüber zu klagen, daß weder die Rheinischen „Optimaten" soviel Patriotismus, noch ein einziger deutscher Fürst soviel Kunstsinn und Kunstliebe besessen habe, um eine Bühne mit so geringen Opfern sich zu erhalten, die in ihrer Art anerkanntermaßen ihres Gleichen in Deutschland nicht hatte, eine Bühne, die unter solcher Leitung vor allen berufen und geeignet gewesen wäre, dem Wiederaufleben der dramatischen Poesie und dem Auftreten junger frischer Talente einen geeigneten Spielraum zu bieten, den sie wenige Jahre später so schmerzlich entbehren sollten. Er wollte die Geschichte dieser seiner Bühne schreiben, und in seiner Weise die Sache umfassend angreifen. Die Aufgabe war: an einem Beispiele Deutschland zu zeigen, auf welche Weise die Reorganisation der Bühne bei uns möglich sei. Dazu war es nöthig, tief in die Geschichte derselben hinabzusteigen, um Gegenwart und Zukunft aus der Vergangenheit zu begreifen. Er sammelte daher von fern und nah Hülfsmittel für eine solche Arbeit,**) las und ex-

*) S. Maskengespräche S. 11.

**) Vergl. K. Immermann, ein Gedenkbuch von Freiligrath. S. 104 u. S. 86.

cerpirte, was er irgend an dergleichen auftreiben konnte, und schon im Jahre 1838 waren die Vorarbeiten zu seinen „dramaturgischen Erinnerungen", verbunden mit genau geführten dramaturgischen Akten aus seiner Theaterzeit, zu gewaltigen Stößen angewachsen. Die Herausgeber seines Nachlasses erwähnen derselben mit der Klage, daß nur ein Theil des Tagebuchs (vom September 1836 bis Februar 1837) sich zum Druck geeignet ausgewiesen. Alles Uebrige lag noch in unzureichender Form, mit persönlichen Notizen, mit Manchem vermischt, das nur durch eine bestimmte Anwendung auf das Theaterwesen, durch Gedanken Bedeutung erhalten haben würde, deren Ausführung der Verfasser sich vorbehalten hatte. So sollte dem trefflichen Manne auch nicht einmal die Befriedigung des Wunsches vergönnt sein, dem schnell vorüberrauschenden Streben ein Gedächtniß zu stiften, „damit doch etwas davon nachbleibe*)." Er durfte sich sagen, daß er mit seinem Buche etwas Praktisches und Nützliches zu geben hoffen durfte, da sich in ihm zwei Dinge vereinigten, welche sich, so verbunden, bei denen nicht fänden, die in den letzten Dezennien über die Bühne geschrieben hätten (Brief an den Kanzler von Müller, bei Freiligrath, S. 145). Und so war denn auch wirklich der Hinblick auf dieses dramaturgische Werk „nach dem Untergange seiner Bühne sein ganzer Trost". Aber auch dieser sollte ihm versagt bleiben. —

Grabbe. Den einzigen Ersatz für diesen beklagenswerthen Verlust bilden, neben einzelnen Partieen der „Düsseldorfer Anfänge" und dem Tagebuche über die Herbst- und Wintermonate 1836 und 1837, die Blätter, welche er dem Andenken eines Mannes gewidmet hat, mit dem ihn sein aufopfernder Edelmuth eben damals (1834)

*) Brief von O. L. B. Wolff bei Freiligrath. S. 86.

in ein näheres Verhältniß brachte.*) Es war Grabbe, der sich in völlig zerstörten Lebensverhältnissen, Hülfe und Rettung suchend, an ihn gewendet hatte. Mit der edelsten Bereitwilligkeit, mit persönlicher Aufopferung und Selbstverleugnung nahm sich Immermann des Unglücklichen an, verschaffte ihm die Mittel, durch geregeltere Thätigkeit seinen Unterhalt zu gewinnen, setzte ihn mit Buchhändlern und mit dem Theater in Verbindung, sorgte für die kleinsten Bedürfnisse seiner Existenz und suchte seinen zerstörten Körper- und Geisteszustand durch alle möglichen Mittel herzustellen, und so wenigstens noch über die letzten Tage eines kurzen, düstern Lebens einen letzten freundlichen Strahl der verklärenden Sonne zu verbreiten. Zugleich förderte er ihn durch Zuspruch und Rath aller Art in seinen letzten schriftstellerischen Arbeiten, und war nur mit Mühe von dem Vorhaben abzubringen, ihn selbst in sein Haus aufzunehmen. Für alle diese in ihrer Art und in unsern deutschen Verhältnissen einzige Theilnahme hatte er keinen andern Lohn als den, seine Handlungsweise später auf die widerlichste Weise in den Schmutz des Journalgeklätsches gezogen zu sehen. Denn die anfangs unbegrenzte Dankbarkeit und enthusiastische Verehrung jenes wunderlichen Charakters verwandelte sich später, sei es durch die eigene Schwäche des Mißtrauens, sei es durch fremde Einflüsterungen, in grollende Abneigung. Wer Grabbe kannte, weiß, zu welcher Verkennung und Entstellung der theuersten und heiligsten Verhältnisse ihn solche Stimmungen und Gemüthsaffectionen führten, und wie wenig Glauben bei dem unzurechnungsfähigen Zustande seines Geistes in den letzten Jahren seine Aeußerungen über die ihm nächsten und theuersten Personen verdienten. Immermann gestand mir

*) Grabbe, Erzählung, Charakteristik, Briefe. Bruchstück dramaturgischer Erinnerungen. Memorabilien, Theil II., S. 1—181.

selbst, daß er den Ausgang dieses Verhältnisses nur zu bald vorausgesehen habe. Dennoch blieb seine Theilnahme für den Bedauernswerthen unverändert. „Wir sind nie eigentlich Freunde gewesen," sagt er am Schlusse des Denkmals, das er dem Hingeschiedenen errichtete, „unser Wesen war zu verschieden. Aber über die Kluft, die uns trennte, reichte bei mir das Gefühl hinaus, welches uns bei dem Anblicke einer gewaltigen Menschennatur erschüttert, die laokoontisch mit ihren Schmerzen ringt. Das Gemeine war allerdings im Stande, Grabbe'n zu überwuchern, aber er erhielt sich auch unter solchem Schlinggeflechte in seinem Innern eine Stelle, wohin das Gemeine nicht drang".

Der Vortheil, welcher Immermann durch diesen Eintritt Grabbe's in seinen Kreis zuwuchs, war dessen Theilnahme an dem jungen Theater, über deren Art und Weise, neben jener oben angeführten Grabbe'schen Schrift über die Düsseldorfer Bühne, besonders die zahlreichen Briefe und Billette Grabbe's an Immermann Aufschluß geben, welche Immermann seiner Charakteristik des ersteren einverleibt hat. Um ihm Unterhaltung zu gewähren, hatte ihm Immermann ein für alle Mal einen Platz im Theater angewiesen. Hier nun sah sich Immermann durch einen Antheil belohnt, dessen Frische, Reinheit und Tiefblick ihm im höchsten Grade erfreulich sein mußten. Grabbe gehörte zu den Ersten, welche die Eigenthümlichkeit der werdenden Bühne erkannten und welche begriffen, worauf es dem Schöpfer derselben ankam, und welche Mittel derselbe wählte, seine Ueberzeugungen durchzuführen. Er mäkelte nicht an dem Gelungenen, und sah er auch zuweilen mehr als wirklich erreicht war, so war doch dieser Glaube und ein solches Vertrauen, welches in der Knospe schon die aufgeschlossene Blüthe erblickt,

gerade das, was Immermann, wie er selbst gestand*), bedurfte, und was Jeder bedarf, der an einem schwierigen Werke nicht erlahmen soll. Die einzelnen Theaterkritiken, welche er in Lokalblättern herausgab, waren ohnehin fast das Einzige, was in öffentlichen Organen von Immermann's Thätigkeit für die Bühne, sowie von der letzteren und ihren Erfolgen verlautete. Denn übrigens hat sich damals keine Feder bewegt, kein beredtes Wort vernehmen lassen, um die Gunst des Hofes, die Ambition der Reichen und Mächtigen für die Erhaltung des Instituts rege zu machen. Dieselbe Journalistik, die damals tagtäglich mit dem erbärmlichsten Theaterklatsch ihre Spalten füllte, erwähnte der Düsseldorfer Bühne, wo wirklich materiell Interessantes in Führung, Behandlung der Stücke, Arrangement des Scenischen geschah, nie mit einem Worte. Es gilt auch hier das Wort des alten Goethe:

Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Hierbei sei uns eine Bemerkung vergönnt. In einem Briefe an O. L. B. Wolff schrieb Immermann diesem (2. Juni 1836): „Glück und Umstände, Fürsten, Gelehrte und Kunstrichter haben mich immerdar rechtschaffen ignorirt; dafür ward mir aber der größere Segen, in einer höchst eigenthümlichen, reich ausgestatteten Zeit geboren zu werden, und für jede ihrer Erscheinungen offene Sinne zu haben." Allein dieser Ersatz reichte bei Immermann nicht aus. Wenn irgend einer, so war dieser sonst so stolze, in sich selbst ruhende Charakter einer äußern Anerkennung und monarchischen Förderung bedürftig. Sein ganzes Wesen war monarchisch und der Mangel eines solchen Anlehnungs-

*) Memorabilien II, S. 51.

punktes war grade einer Sinnesart wie der seinen doppelt empfindlich. Daß Immermann darüber selbst ein Bewußtsein hatte, geht unter Anderm aus einer Aeußerung in einem Briefe an den Kanzler Müller hervor, die ihm bei Gelegenheit seiner Bekanntschaft mit den Koryphäen des jungen Deutschlands aus der Feder floß. Er beklagte es, daß das Talent gegenwärtig (1838) ohne Schutz und Schirm von oben in Deutschland sei. „Eines solchen bedarf es aber in einem immer noch so im Innersten monarchisch gesinnten Lande, wenn sich ihm nicht, bei dem Mangel aller sonstigen Stützen mit einer gesunden, freien, starken, öffentlichen Meinung, eine Säure und Schärfe auf die Nerven werfen soll, deren natürliche Folgen dann wieder leicht litterarische Exantheme werden."

X.

Die praktische Beschäftigung mit dem Theater, welche für eine Zeit lang alle schriftstellerische Thätigkeit hemmte, hatte zugleich den Einfluß auf Immermann geübt, ihn auf ein ganz neues Gebiet überzuleiten. Je mehr er die haltungslose und unmögliche Stellung einer wahrhaft künstlerischen Bühne seiner Zeit gegenüber erkannte, desto entschiedener fühlte er sich der Neigung und Stimmung zum Drama entfremdet. Die Coulissen haben sich, schrieb er Ende 1836 an einen Freund, mit breitem Rücken zwischen mich und alles dramatische Produziren geschoben. Die Lyrik fühlte er durch die Influenzen der Gegenwart in sich gleichfalls abgetödtet. So wird man denn wohl, setzte er hinzu, vom vierzigsten Jahre ab (welches er in dieser Zeit zurückgelegt hatte), sich auf das epische Contempliren verlegen.

Nachdem er schon früher, 1834, eine Sammlung seiner Schriften bei Schaub in Düsseldorf begonnen (von welcher seine strenge Selbstkritik indessen leider den größten Theil seiner älteren Arbeiten ausschloß) und zu diesem Behufe seine lyrischen Sachen neu redigirt und dem Trauerspiele Hofer eine ganz neue Gestalt gegeben hatte*), vollendete er in der letzten Zeit seiner theatralischen Wirksamkeit einen schon vor zwölf Jahren (1823) angelegten großen Roman, die Epigonen (1835). Es war „das Leben der Gegenwart, selbst in seinen räthselhaften Verschlingungen", welches ihn zu dieser Composition führte. Ein großes Stück seines Lebens und seines Selbst hatte er hineingearbeitet. Mit der Vollendung des Werks löste sich eine ganze Vergangenheit von ihm ab**). In diesem Gebiete hatte er das Terrain gefunden, welches er als das ihm gemäße, in seinen frühesten novellistischen Arbeiten gesucht und zuerst wieder mit Erfolg in dem „Reisejournal" (1833) betreten hatte, mit welchem zwar, wie ein Kritiker sich ausdrückt, das Maß der Impopularität im Verhältniß zu den neuerwachten Zeittendenzen überfloß, aber zugleich auch eine offene und feste Stellung der Kritik gegenüber gewonnen wurde. Die Epigonen vollendeten diesen Erfolg. Selbst diejenige Kritik, welche auch hier Nachahmung und Goethe'sche Analogieen aufzustechen wußte, sah sich zu dem Geständnisse gezwungen, daß seit Goethe keine ähnliche Bereicherung dem Gebiete des deutschen Romans zu Theil geworden sei. Wenn etwas den befriedigenden Eindruck dieses Kunstwerks beeinträchtigte, so war es der trübe Schatten einer herben Weltansicht, der sich stellenweise über die Klarheit

*) Ein Ausflug nach Tyrol (Blick ins Tyrol 1833) hatte ihm die Lokalfarben erneuern helfen.

**) Briefe an Wolff, S. 85.

und plastische Schönheit seiner Gestaltungen verbreitet zeigte, und jener Rest tiefinnerlicher Verstimmung, die, noch nicht ganz in der eigenen Brust des Dichters überwunden, dem Schlusse die volle Versöhnung und die Aussicht in eine schöne Zukunft entzog. Mit großer Klarheit hatte er der Zeit und ihren sozialen Lebensfragen in das Antlitz geschaut, bis an die Grenzen des Erlaubten hatte er ihren Elementen Ausdruck und Gestaltung verliehen; und wie ein echter Dichter immer zugleich ein Seher ist, so hat auch Immermann in diesem merkwürdigen Buche über seine Zeit hinausgreifend einen Konflikt zweier politisch-sozialen Prinzipien geschildert, deren schärfstes Aufeinanderstoßen erst zehn Jahre später unsere Gegenwart erleben sollte. Es ist daher sehr natürlich, daß das Interesse an dieser Dichtung Immermann's mit den Jahren nur zunehmen konnte, und die völlige Würdigung und Anerkennung des Geleisteten eigentlich der Zukunft aufbehalten bleibt, für die das Peinliche, Befangende, der aus der unmittelbaren Gegenwart genommenen Motive mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Seiner eigenen Zeit war dieses Konterfei ihres Antlitzes in zu beengende Nähe gerückt. Die Deutlichkeit schadete der Wirkung, und ließ die aufgesetzten Farbenlichter allzu grell und massig erscheinen. Immermann selbst täuschte sich darüber nicht, und die beistimmenden Urtheile Einzelner erfreuten ihn desto mehr, je besser er wußte, daß „die Zeit gern mit sich liebäugelt und die Kranken nicht gern ihre Geschichte erzählen hören". Er ergab sich darein, daß das Verständniß des Werks noch eine Zeitlang ausbleiben werde. Um so inniger erfreute ihn die Anerkennung, welche er von der Kritik des damaligen „jungen Deutschlands" durch Gutzkow dem Werke gewährt sah, zumal wenn er sie dem Verfahren des alten Deutschlands gegenüber hielt, das zu der-

selben Zeit einer anerkennenden Kritik der Epigonen von Wolff*) die Aufnahme in die Jenaer allgemeine Litteraturzeitung verweigerte, weil jene Kritik „der Pietät der Redaction für Goethe's Namen widerstrebe"! Und welches war diese Impietät? Nichts anders, als daß Wolff auf die höhere Stellung des Helden zur Welt in den Epigonen, im Vergleich zu Goethe's Wilhelm Meister hingedeutet und sie aus dem veränderten Weltzustande als nothwendig aufgezeigt hatte! „Wäre ich noch fähig, über etwas in dem deutschen Litteraturwesen zu erstaunen," schrieb Immermann bei dieser Nachricht, „so würde das Verfahren des Herrn Eichstädt mir diese Regung entlockt haben. So aber habe ich mir jene Emotionen längst abgewöhnt; sie sind nicht wohl angebracht einem Gebiete gegenüber, wo sich gegenwärtig knabenhafte Petulanz, Servilismus und eunuchische Abgötterei mit dem Verwesten den Preis des schmutzigen Sieges streitig machen. Schlimm nur für mich, daß dergleichen die Veröffentlichung eines für mich so ehrenvollen Zeugnisses hindert."

Nach solchen Anstrengungen der drei letzten Jahre gönnte er sich den Genuß einer kurzen Ausspannung durch Reiseausflüge, die er im Herbste 1837 und 1838 unternahm. Ueber den ersteren hat er selbst in dem nach seinem Tode herausgegebenen dritten Theile der Memorabilien, über den zweiten haben Wolff und Fr. Müller in dem Freiligrath'schen Gedenkbuche berichtet. Weimar bildete den Schlußpunkt seiner Reisetage. Vergangenheit und Gegenwart zogen ihn dort gleich stark an. Sein Tagebuch des Weimarischen Aufenthaltes zeigt den tiefen Eindruck, den die Erinnerung an Goethe auf ihn machte. Es ist die höchste Weihe pietätsvoller Frömmigkeit über diesen Blättern ergossen, deren

*) Sie ist abgedruckt in Freiligrath's Gedenkbuch an Immermann, S. 88 bis 95.

Huldigung wohl zu den schönsten Todtenopfern gehört, die den Manen des unsterblichen Dichters dargebracht worden sind. „Hierher, zu Goethe's Wohnstätte," ruft er aus, „soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Konsequenz." Goethe's Persönlichkeit, sein gewaltiges, Alles versammelndes Dasein war es, das ihm immerfort ein lieber Gegenstand der erregtesten Betrachtung blieb. Jene Blätter gaben später Freiligrath die Veranlassung zu seiner schönen Nänie auf Immermann, welche den Schluß des mehrerwähnten Gedenkbuches bildet. In Weimar war es, wo Immermann zuerst den dortigen Kreis mit Freiligrath's erwachendem Talente bekannt gemacht hatte. Auch sein eigenes letztes dramatisches Gedicht, Ghismonda (die Opfer des Schweigens), hatte er dort vorgelesen und dessen spätere Aufführung eingeleitet. In Berlin ward es gleichfalls aufgeführt. Doch ging auch diese sinnigste seiner dramatischen Produktionen ohne bedeutende Wirkung vorüber, um nur zu bald in der Fluth des Schlechten und Frivolen, welches die Tageskost der deutschen Bühne ausmacht, zu versinken. Er hatte noch die Kränkung zu erfahren, daß eine böswillige Journalkorrespondenz sich in geradezu unwahrer Weise über die Aufnahme des Stücks in Berlin aussprach, ein Umstand, dessen er im Sommer 1838 gegen mich in tiefster Entrüstung gedachte. Interessant war seine Mittheilung über die Art und Weise der Entstehung dieses seines letzten dramatischen Werkes. In einer schlaflosen Fiebernacht lebhaft mit der bekannten Novelle Tankred und Ghismonda beschäftigt, hatte er lange vergeblich einen Reim auf „Ghismonde" gesucht. Da entschloß er sich im Aerger, das Sujet dramatisch zu behandeln, und so waren noch in derselben

Nacht Plan und Scenenfolge ausgearbeitet worden, worauf das Drama selbst in den nächsten vier Wochen vollendet ward. Ein Ausflug nach Hamburg im Spätherbste 1838 führte ihn mit Wienbarg und Gutzkow zusammen. Gutzkow hat dieses Zusammentreffen in einem eigenen Aufsatze (Vermischte Schriften, Bd. 3) geschildert. Auf der Rückreise sah ich Immermann in Bremen, wo er brieflich mit mir und einem Freunde, Theodor von Kobbe, ein Rendezvous verabredet hatte, und kann hier nur das bestätigen, was Gutzkow von dem Eindrucke berichtet, welchen das persönliche Begegnen einer Immermann bisher nur litterarisch bekannten Zeit- und Geistesrichtung auf den Dichter gemacht hatte. Nicht nur der großartige Weltverkehr Hamburgs hatte ihn angezogen; auch von den dortigen litterarischen Persönlichkeiten zeigte er sich auf die wohlthuendste, frischeste Weise angeregt. „Diese Reise", rief er aus, „wird einen bedeutenden und wie ich hoffe wohlthätigen Einfluß auf mein poetisches und praktisches Verhalten üben, und mich in grauen Haaren immer mehr dahin führen, im Leben und Schaffen alles Negative, alle Entsagung, sowie alles das mir vom Leibe zu halten, was mir weder Förderung noch Genuß bereitet." Es war in Bremens weltberühmtem Rathskeller. Wir saßen beim Feuerwein der „Rose aller Rosen", und unsere grünen Gläser klangen lustig zusammen, als er „die Jugend" leben ließ.

Und wirklich war es, als sollte eine zweite Jugend in aller Pracht und Schönheit dem Dichter aufgehen. Denn eben in diesen Tagen hatte eine tiefe Liebesempfindung mit aller Gluth der frischen Jugend das Herz des vielgeprüften Mannes ergriffen, deren Erwiederung bald das Glück seines kurzen Lebensrestes bilden sollte.

Auch von außen her war ihm allerhand Erfreuliches wider-

fahren. Die ausgezeichnete Aufnahme, welche ihm in Weimar zu Theil geworden, führte mittelbar die Ehre der philosophischen Doctorwürde herbei, welche ihm die Jenaische Universität im Sommer 1838 ertheilte. Ich sah ihn wenige Tage nach diesem Ereignisse bei einem Besuche in Düsseldorf, in der heitersten Stimmung über diese erste, öffentlich ihm erwiesene Anerkennung und Auszeichnung, und freute mich der frohen Scherze, mit welchen er mich als seinen „Herrn Kollegen in sapientia" begrüßte. Bisher hatte er, wie Schnaase bemerkt, die Fakultätsgelehrten als seine Gegner angesehen, und deshalb freute er sich doppelt dieser Befreiung von seinem Wahne. Seine Universitätsstudien mochten bei der Unterbrechung durch die Kriege und der Aufregung eines jugendlich bewegten Gemüthes nicht anhaltend und gründlich gewesen sein. Und obschon späterhin sein rastloser Fleiß diese Versäumniß sehr vollständig nachgeholt hatte, obgleich ihm bei seinem Wissensdrange, bei der Energie seines Strebens und Willens, die von einer großen Leichtigkeit der Auffassung unterstützt wurden, kaum irgend ein Gebiet des Wissens fremd geblieben war, so war er selbst doch nur zu geneigt, jene Jugendversäumniß und Unterbrechung seines Bildungsganges zu überschätzen. Er „glaubte, daß er bei gründlicheren Studien ein ganz anderer Mensch geworden sein müsse, und war daher nur zu sehr im Falle, auch bei Andern stets einen dahin zielenden Vorwurf zu argwöhnen, den er denn doch wieder im Gefühl und in der Erfahrung seines richtigen und umfassenden Urtheils als ungerecht ansehn mußte"*). Seine wiederkehrende Heiterkeit zeigte sich auch in der Stiftung und lebendigen Theilnahme an einer „zwecklosen Gesellschaft", deren humoristischen Orden er

*) Schnaase a. a. O.

als einen Vereinigungspunkt für die paar aufgeweckten Köpfe Düsseldorfs stiftete. „Der Herr gebe seinen Segen dazu", schreibt er an Wolff. „Gestern Abend war große Ordensaufnahme mit lächerlichem Ritual und dito Reden nach dem Muster der Zauberflöte. Ich machte das mystische Oberhaupt Sarastro mit thurmhoher Mütze, langem Flachsbart und greiser Allongenperrücke. Das Komischste bei der ganzen Sache war, daß die Neophyten durch alle Komik nicht aus ihrem Ernste zu bringen waren."

Um dieselbe Zeit schloß sich auch Freiligrath's jugendlich aufstrebendes Talent an Immermann an. Immermann selbst war es, der, vom ersten Auftreten an den Entfaltungen desselben mit dem größten Interesse folgend, die persönliche Bekanntschaft des jungen Dichters aufsuchte und von diesem Augenblicke an mit ihm stets in dem engsten Verhältnisse freundschaftlichen Wohlwollens und reger Theilnahme für seine Ausbildung so wie für seine Befreiung aus den drückenden Verhältnissen einer ungünstigen äußern Lage blieb. Die von Freiligrath in seinem Gedenkbuche mitgetheilten Briefe Immermann's beweisen, mit wie lebhaftem Interesse Immermann sich für die Bestrebungen Jüngerer zu interessiren im Stande war, und wie er da, wo sein Rath gewünscht ward, auch das Eingehen in das kleinste Detail nicht verschmähte.

Im Jahre 1838 war ein Vierteljahrhundert verflossen, seit Deutschland sich durch gemeinsame Erhebung von dem Drucke fremder Zwingherrschaft befreit hatte. Immermann hatte einen Theil jenes Entscheidungskampfes mitgefochten; er hatte das heilige Feuer der Begeisterung jener Tage im tiefsten Herzen bewahrt. Die Feier jenes 25jährigen Jubiläums, welche man in Köln bereitete, der Enthusiasmus, welcher sich dort bei den Vorbereitungen zu dem Feste kund gab, fanden in seiner Seele den vollsten Wiederklang und gaben seinen patriotischen Gefühlen den

höchsten Schwung. Mit wahrem Entzücken gedachte er jener Festfeier, deren Gedächtniß durch eine Beschreibung zu bewahren ihm von den Ordnern des Festes der Auftrag geworden war. Er genügte demselben durch die Schrift: „das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine“ (Köln am Rhein bei J. P. Bachem, 1838), in welcher er nicht nur eine ächt historische Urkunde in edlem Style lieferte, sondern auch ein herrliches Zeugniß seiner begeisterten patriotischen Gesinnung ablegte. Sein Gedicht: „die silberne Hochzeit zu Köln am Rheine,“ mit dem er die Kameraden anredete, gehört zu den markigsten Erzeugnissen vaterländischer Lyrik. Die Schilderung von Preußens Fall und Erhebung, welche jene Denkblätter geben, liefert in scharfen und großen Lapidarzügen auf kaum sechszehn Seiten ein vollständiges Bild jener merkwürdigen Zeit und der ihr folgenden Friedensperiode. Nie ist die Jugend und Poesie jenes Kampfs, wie sie in Körner und der Freischaar ihre Spitze gewann, schöner dargestellt worden, nie ihr ein schönerer Gedächtnißgruß gesungen. Dieses in seiner Art einzige Fest bestärkte in ihm den Glauben und die Ueberzeugung, daß der Geist des Volkes noch frisch, daß das Nationalbewußtsein der Deutschen im Steigen sei. Solche Vereinigung und Brüderschaft freier und treuer Männer in einer hohen Empfindung vereinigt, galt ihm für das heiligste Unterpfand jener ächten, wahren Einheit des Vaterlandes. Er that den Vorschlag, eine Erneuerung dieses Festes nicht auf neue fünfundzwanzig Jahre hinauszuschieben, sondern sie von fünf zu fünf Jahren folgen zu lassen und durch Heranziehung der Jugend aller Stände der Vergangenheit ihre Bürgschaft in Gegenwart und Zukunft zu sichern. „Immer deutlicher,“ so schloß er, „beginnt jetzt sich der Gewinn unserer Anstrengungen aus den Strudeln und Wirren, welche die nothwendige Folge einer aufgeregten Periode waren,

hervorzuheben. Jetzt, und vielleicht erst jetzt sei es Zeit, an Nationalfeste zu denken, weil erst jetzt sich das Erz von der Schlacke geschieden habe.“ — Er sollte selbst den Ablauf einer so kurzen Periode nicht mehr erleben!

XI.

Die so erregte schwungvolle Stimmung des patriotischen Gefühls und die freudige Zuversicht zu dem innersten Kern des deutschen Volkslebens sollte nun auch einem Werke zu Gute kommen, welches er bald nach Vollendung der Epigonen begonnen und in welchem er recht eigentlich den vollen Gehalt seines dichterischen Wesens auszusprechen unternommen hatte. Der Münchhausen darf wohl als die Ergänzung der Epigonen in mehr als einem Sinne betrachtet werden. Denn während sich der Dichter hier in dem einen der beiden Kreise, aus welchem dieses wunderbare Werk besteht, alles Scharfen und Bittern, aller Verstimmungen und Verdrießlichkeiten — kurz alles Negativen gründlich entledigte und seine satirisch-humoristischen Schlaglichter auf alle Verkehrtheiten, auf alles Halbe, Gemachte, Affectirte und Unnatürliche in Litteratur und Leben der Gegenwart fallen ließ, wendete er die ganze Fülle seiner Liebe und die ganze positive Kraft und Energie poetischer Gestaltung jenem zweiten Kreise zu, dessen Mittelpunkt der westphälische Oberhof bildete. Kühner und rücksichtsloser hatte noch nie ein moderner deutscher Dichter seiner Zeit den Spiegel der Satire und des poetischen Humors vorgehalten. Selbst Goethe's und Schiller's Xenien, Tieck's Mährchen und Lustspiele hatten es doch nur ausschließlich mit Litteratur und Poesie zu thun, während der Aristophanische Theil des Immer-

mann'schen Münchhausen die Gegenwart nach der ganzen Breite der Erscheinungen ihres socialen bürgerlichen und politischen wie ihres litterarischen Lebens mit den Arabesken seiner Satire umschlang. Der Roman mochte anfangs auf eine noch weitere Ausbreitung dieses satirischen Theils angelegt sein. Immermann war, als er ihn begann (1837), im Tiefsten verwundet durch den Untergang seiner Bühne, durch die hartnäckige Abweisung seiner dramatischen Bestrebungen von Seiten des deutschen Theaters, auf dem sich die Raupach'sche Elendigkeit behaglich spreizen durfte, durch gar manche schiefe Beurtheilungen seines letzten großen Werks (der Epigonen), von einer Kritik, die zugleich die tollsten, widerwärtigsten und affectirtesten Produktionen mit ihrem Lorbeer bekränzte. Allein bald widerstand ihm selbst die freudlose Jagd auf die Thorheiten und Verzerrungen der Zeit. Seine Satire wird, je weiter es in das Buch hinein geht, immer weniger scharf und schneidend, und mit dem neuen Liebesleben, das in seinem Herzen bald darauf erwachte, ließ er den satirisch-humoristischen Theil fast ganz fallen und wendete sich völlig dem eigentlichen Kerne des Ganzen, dem Liebesepos des Oberhofes und der Vollendung dieser ächt nationalen Welt zu. Was einst Lessing von Shakspeare's Romeo und Julie sagte, das läßt sich auch von diesem Liebesepos unsers vaterländischen Dichters sagen, daß es die Liebe selbst gedichtet.

Dem Romane als Ganzes ist vorgeworfen worden, daß es ihm an organischer Einheit mangle, daß die beiden Kreise, in denen er sich bewegt, nur lose neben einander laufen und ihre Beziehung auf einander eine mehr durch gedankenmäßige Reflexion als durch schöpferische Ineinsbildung vermittelnde sei. Dieser Vorwurf ist zuzugeben. Immermann selbst hat ihn, scheint es, schon durch den Titel des Werks selbst zugestanden. Aber

jenes Verhältniß zu ändern lag außer dem Bereiche seiner Macht, weil es selbst mit den Verhältnissen unsers deutschen Lebens gegeben war, auf dessen Basis er seine Schöpfung zu erbauen hatte. Daß er bei der Mangelhaftigkeit solchen Fundaments dennoch den glücklichsten Griff that, daß er mit der Figur Münchhausens an das noch lebendige Volksbewußtsein einer ächt deutschen komischen Gestalt anknüpfte, während er auf der andern Seite diesem Träger der verblasensten Windigkeit das granitne Gegengewicht des an die Scholle gefesteten germanischen Bauernlebens entgegensetzte, daß er mit dem Hofschulzen und seiner Umgebung eine nie dagewesene Figur in unsere poetische Literatur in erzner Festigkeit und Gediegenheit hinstellte und mit einem Striche all das unwahre, gemachte, idyllische Wesen von der Tenne fegte, daß er auf den unverwüstlichen Kern des deutschen Volks eine Aufmerksamkeit lenkte, die jetzt schon ihre poetischen Früchte zu tragen beginnt, und daß er endlich inmitten dieser neugebornen Welt das reine Verhältniß edler Bildung in Oswald und Lisbeth wie eine blühende Lilie aus dem Wust und Wirrniß der Afterbildung und ihrer Verzerrung sich erheben ließ, — das war die That des Meisters, der in kräftigem Schöpfungsdrange neue Wege zu betreten wagen durfte, eine That, welche alle Herzen der Nation in Einstimmung dieser Schöpfung sich mit Liebe zuwenden ließ.

Und wohl war es eine Göttergabe des Glücks zu nennen, daß dem Dichter vergönnt wurde, inmitten dieser schöpferischen Lust, in reifer Kraft des Mannesalters, ein eigenes beglückendes Liebesbündniß zu gewinnen, und so die höchste Begeisterung zur Darstellung des reinsten und schönsten Bildes der Weiblichkeit aus der eigenen Wirklichkeit zu schöpfen. Es war im Frühherbste 1839, als Immermann zu Magdeburg Marianne Niemeyer, eine En-

kelin des in ganz Deutschland wohlbekannten Kanzlers Niemeyer zu Halle, welche er ein Jahr früher bei einem Besuche seiner Verwandten in Magdeburg kennen gelernt hatte, als seine Lebensgefährtin heimführte. In Weimar, über welches er seine Rückreise nahm, ward ihm von allen Seiten die ehrenvollste Aufnahme. Am Abende seiner Ankunft wurde er im Theater mit einer erneuten Aufführung seiner Ghismonda bewillkommnet. Bei einem ihm am Tage darauf gegebenen Ehrenfeste sprach er mit jener bescheidenen Würde, die, ein Grundzug seines Charakters, ihn durch alle Lebensverhältnisse begleitete, seine Empfindungen in Erwiederung eines ihm gebrachten Toastes mit den schönen Worten aus: „Wie die Säule des Memnon frisch erklingt, wenn der Strahl der ewigen Sonne sie bewegt, so fühl auch ich mich frisch begeistigt und ermuthigt, so oft ich den Boden betrete, den die größten und edelsten von Deutschlands Dichtern geheiligt haben. Hier, wo die reichsten Erinnerungen sich mit einer ihrer würdigen lebensfrohen Gegenwart vereinigen, wo ein Kranz von Freundschaft und Wohlwollen mich umschlingt, dessen reinste Blüthe sich mir in dem Mitgefühle meines neuen häuslichen Glückes entfaltet, hier darf ich es wohl bekennen, daß ich es für den schönsten Lohn meiner Bestrebungen achte, in so edlem Kreise verstanden und geliebt zu werden, und auch abwesend in ihm fortzuleben*).“ Auch die Weimarischen Fürstlichkeiten ehrten sich in huldvoller Auszeichnung des deutschen Dichters. In Düsseldorf traten ihm die gleichen Gesinnungen in der geselligen Feier seiner Heimkehr erfreulich entgegen. Auch für seine äußere Lage eröffneten sich ihm jetzt bessere Aussichten. Seine Lage als Beamter war bisher, wie Schnaase meldet, keine günstige gewesen. Denn obschon

*) Müller a. a. O. S. 148.

er bei seinen umfassenden litterarischen Bestrebungen sein Amt keineswegs vernachlässigte, sondern auch in seinem staatsdienstlichen Verhältnisse bei dem Kollegium, welchem er angehörte, als ein gewissenhafter und ausgezeichneter Arbeiter hochgeachtet war, so hatte man ihn doch zwölf Jahre hindurch (seit 1827) in seiner Stellung gelassen, ohne weder seinen Gehalt noch seinen Rang zu erhöhen. Vergeblich hatte er mehrere Male die Beförderung in den Rheinischen Appellations-Gerichtshof zu Köln nachgesucht, immer standen Hindernisse oder bevorrechtete Bewerber ihm im Wege*). Dazu kam, daß eben seine poetischen Arbeiten, und namentlich seine Epigonen, sowie einzelne Partieen des Münchhausen seine Stellung als Persona ingrata nicht eben gebessert hatten. Sein gerechter Mannesstolz, der dies tief empfand, machte sich nur selten durch eine vertrauliche Aeußerung Luft, wie er ihn denn auch von manchen Schritten, die wohl dazu geführt haben möchten, seine Wünsche zu erfüllen, zurückhielt. Jetzt indessen, wo seine Verheirathung eine Vermehrung seiner Einkünfte nothwendig machte, schritt er zur Erneuerung seiner früheren Gesuche, und erhielt in Folge derselben die königliche Zusage, bei nächster Vacanz in jenen höheren Gerichtshof einzurücken.

So mit der Außenwelt versöhnt — denn auch die Kritik war ihm seit einiger Zeit günstiger geworden — inmitten seines häuslichen Glücks und der Aussicht auf eine noch sorgenfreiere, glücklichere Gestaltung seiner äußeren Lage, trat er in eine neue, in die schönste Periode seines Lebens ein. Der späte Genuß eines solchen Friedens und eines schwer erarbeiteten Glücks, verbunden mit dem Vollgefühle körperlicher und geistiger Kraft und Gesundheit, gab seiner Stimmung den höchsten Schwung. Noch in

*) Schnaase a. a. O. S. 1078.

den Flitterwochen strömte er in der freien Bearbeitung des alten Romanzenstoffes von „Tristan und Isolt," den er schon Jahre lang mit sich herumgetragen hatte, die ganze Seligkeit dieser Glücksempfindung mit einem Feuer aus, das Alles Aehnliche früherer Ergüsse weit hinter sich zurückließ. Seine Feder, sagt ein Freund, schien durch das Gefühl des Glücks beflügelt, ein Gesang nach dem andern entstand in unglaublicher Schnelle und wurde von dem Kreise der Freunde, denen er sie mittheilte, mit freudiger Begeisterung begrüßt. Man hielt dies Gedicht für sein gelungenstes Werk. Die ersten Gesänge, welche das „Rheinische Jahrbuch" mittheilte, fanden diesen Beifall auch in einem größeren Kreise, und die trümmerhaften Reste, welche später gesammelt erschienen, ließen den Verlust nur tiefer empfinden, den unsere poetische Litteratur durch die unterbrochene Vollendung des Ganzen und durch die mangelnde Ueberarbeitung des bereits Niedergeschriebenen erfahren hat. Zu gleicher Zeit entstand ihm der Plan, in biographischen Mittheilungen aus seinem Leben die Summe seiner Existenz zu ziehen und sein Verhältniß zu seiner Zeit und den Einfluß der letztern auf seine Bildung auch historisch in der Weise der Goethe'schen Denkwürdigkeiten darzulegen. So ward schnell der erste Band der „Memorabilien" für den Druck vorbereitet, den er jedoch gleichfalls nicht mehr erleben sollte. Auch dieses Werk sollte, wie sein ganzes Leben, ein Fragment bleiben. Merkwürdig und für sein Wesen bezeichnend ist dabei die Art und Weise, wie er sich über den „Werth" dieser seiner Mittheilungen aussprach. „Eins kann ich versichern: daß mich dabei der Trieb nach Wahrheit geleitet hat und stets leiten wird. Der Mangel an Wahrhaftigkeit ist der böse Schaden eines großen Theils des heutigen Schriftenthums. An Talent fehlt es durchaus nicht, an Wahrhaftigkeit Vielen. Und dadurch ist der Stand weit

tiefer gesunken, als durch den Umstand, daß kein deutscher Fürst jetzt die Schriftsteller beschützt, kein Mächtiger sie fördert. Alle Protection neigt sich ihrem Ende zu und Jegliches was da ist oder sich vorbereitet wird sich auf das Volk verlassen müssen, natürlich auf das Volk im besten und höchsten Sinne. Dieses Volk will keine Schmeicheleien, es will keine Sophisten- und Sykophantenkünste; es achtet nur die Schriftsteller, welche ihm Zeugen der Wahrheit sind, ernste, einfache, unbestochene Zeugen."

Der diesem Werke vorangeschickte „Avisbrief" zeigt, wie das Werk selbst, im Vergleich zu dem „Reisejournal", einen Fortschritt in klarer, ungetrübter Auffassung der Gegenwart, eine Hinneigung zu dem sie leitenden Zuge des Geistes, eine Freudigkeit der Aussicht in die Zukunft des Vaterlandes und seiner Entwicklung, welche wohl am besten den Fortschritt der politischen Bildung bezeugt, der sich mit jener mehr und mehr zurückweichenden Verbitterung der Stimmung des Dichters in ihm entwickelte. Die Erkenntniß: daß wir in einer Periode des Ueberganges der Subjectivität in eine Zeit der Objectivität leben, daß Deutschland „zu seinem Glücke" sich mit seinen Kräften in die allgemeine Strömung geworfen, da sie nun einmal in die Zeit sich ergießen sollte; die Hoffnung, welche er auf das Volk und dessen Entwicklung zu seinem wahren Begriffe auch für die Litteratur setzte, alle diese Dinge begegnen uns hier in diesem Buche zuerst in überraschender Weise. Es ist kaum zu sagen, wohin Immermann gerathen sein würde, hätte er das Jahr 1848 erlebt. So viel ist gewiß, daß ihm sein frühes Todesgeschick eine schwere Prüfung, einen Konflikt mit dem Prinzipe, welches von seiner Jugend an mehr oder weniger bewußt sein Gemüthsleben erfüllt und geleitet hatte, erspart und ihn vor einem Zwiespalte bewahrt hat, an welchem er vielleicht

auf die eine oder die andere Weise hätte zu Grunde gehen mögen.

Ihn selbst mag eine Ahnung davon durchzittert haben, als ihn in dem letzten Jahre seines Lebens der Tod König Friedrich Wilhelms III. mit einer Gewalt erschütterte, die selbst diejenigen, welche mit ihm in der Pietät für den greisen Fürsten sympathisirten, in Erstaunen setzte. Es schien, als sei ihm die Gestalt dieses Herrschers durch die Gemeinsamkeit des Erlittenen und Erlebten zu einer Art Erforderniß seines Daseins geworden. „Die Aeußerungen seines Schmerzes, die Betrachtungen, welche sich daran knüpften (sagt Schnaase), werden seinen Umgebungen unvergeßlich bleiben. Der Gedanke des großen Ganges der Weltregierung, die Hoffnung der Zukunft erhob und stärkte ihn wieder.“ Er glaubte, daß in ihm nicht nur „der redlichste Mann des Landes, der lebendige Anhalt für unsere größten historischen Erinnerungen“, sondern auch „eine ganze Zeit“ zu Grabe ging. In einer Gedichtstrophe bei dem Tode des Königs sprach er tief erschüttert diese Empfindungen und Gedanken aus*).

Seine damaligen häuslichen Zustände schildert der Bericht eines Freundes, der ihn im Sommer 1840, kurz vor seinem Tode, in Düsseldorf besuchte. „Wie erquicklich, wie genußreich wurden mir diese wenigen Stunden durch den wohlthuenden Einblick in den stillen Frieden seines häuslichen Glücks. Freundliche, von den Gebilden der Kunst sinnig geschmückte Räume ließen überall das froheste Behagen, den harmonischen Schönheitssinn der Bewohner erkennen, spiegelten gleichsam das innere Gefühl zufriedenen, harmlos in sich befriedigten Daseins wieder. Die sonst so ernste Stirne des Dichters war entwölkt, eine

*) S. Memorabilien II, S. 442 ff.

frische geistige Jugend hatte sich in allen seinen Zügen ausgeprägt, und versöhnt mit dem Geschicke blickte sein Auge voll froher Ahnung der Zukunft entgegen, deren nächste Stunden schon ihm Vaterglück zu gewähren versprachen.“*) „Sein persönliches Glück schien den Gipfel zu erreichen. Eine Vacanz bei dem Gerichtshofe trat ein, die Aussicht, in eine ruhige, ehrenvolle, bleibende Amtsstellung einzurücken, war keine entfernte mehr. Bald darauf gebar ihm seine Frau eine Tochter, Mutter und Kind waren gesund, er war selig in seiner Vaterfreude. Seine körperliche Konstitution schien die stärkste: Anstrengungen aller Art ertrug er mit Leichtigkeit. Zwar hatten sich in den letzten Jahren heftige Krankheitsanfälle mehrmals eingestellt, aber seine kräftige Natur wurde stets Herr darüber, eine heftige Krisis befreite ihn schnell davon. Er schien auf langes Leben mit Sicherheit rechnen zu können.

„Wenige Tage nach der Niederkunft seiner Frau erkrankt er; das Uebel selbst schien sogleich gehoben, nur eine Schwäche zurückgeblieben. Acht Tage später bricht ein heftiges Fieber aus, von den Aerzten zunächst für ein Wechselfieber, für eine heilsame Krisis gehalten. Aber bald zeigen sich Symptome gefährlicherer Art, die Heftigkeit des, nun als nervös erkannten Fiebers steigert sich. Am folgenden Tage (den 25. August) tritt ein Lungenschlag hinzu. Seine junge Gattin ist Wittwe, sein zehntägiges Kind eine Waise geworden.“ **)

So war geschehen, was von den nächsten Freunden bis zur letzten Stunde ungeahnet, den fernen bei der ersten Kunde wie ein Mährchen klang. In ihrer vollen Kraft und Schöne hatte des Geschickes Blitzstrahl, aus wolkenloser Höhe niederzuckend,

*) Müller a. a. O., S. 150.
**) Schnaase a. a. O., S. 1078.

diese deutsche Sangeseiche zerschmettert, die, tief in des Vaterlands innerstes Mark die Wurzeln senkend, stark und stolz die kraftstrotzenden Zweige in den Himmel breitete. Sein Wunsch, den er selbst in wunderbarer Ahnung in dem herrlichen Gedichte „an den blitzgetroffenen Baum“ aussprach (Immermann's Schriften, Band I, S. 154—174), war erfüllt worden:

Der Sänger aber sang bei dem Gesichte:
Bin ich durch deine Wärm', o Lieb', entfaltet,
Spielt um mich Luft der Freiheit, wenn ich dichte,

Hat mich der Schönheit göttlich Licht gestaltet:
So woll' auch mich, Geschick, wie den zerschmettern,
Bevor mein allerbestes Theil erkaltet,

Damit ich frisch und froh in heil'gen Wettern,
Von meiner Kraft, von meiner Fülle trunken,
Ein Jünglingsstern aufleuchte zu den Göttern!

Immermann's leibliche Erscheinung entsprach durchaus dem geistigen Wesen des Mannes. Von mittlerer Größe, aber stark und kräftig gebaut, eine gedrungene, antike, römische Gestalt, mit breiter Brust und starken Schultern, konnte er auch äußerlich wohl den Eindruck eines der alten Imperatoren machen, „der in einem späteren bescheidenen bürgerlichen Dasein den Stolz und die Härte eines früheren abbüßen müsse“ *). In seinen letzten Jahren neigte er zu einem gewissen Embonpoint, worüber er wohl zu scherzen liebte. Machte indessen die erste Gesammterscheinung den Eindruck des Kräftigen, Festen, Gediegenen

*) Fr. v. Uechtritz a. a. O., N. 229, S. 925.

und Würdigen, so ward derselbe noch erhöht durch den imponirenden Ausdruck eines Gesichts, welches, eben so selten als schwer zu beschreiben, das scheinbar sich Widersprechendste in wunderbarer Vereinigung zeigte. Eine breite, hohe, majestätische Stirn, von dem starken, dunkeln, schon hier und da ins Graue neigenden, schlichten Haare mäßig beschattet, spiegelte eine gehaltene Hoheit und Ruhe, welche durch die kräftig geschlossenen Lippen und das scharf und tief blickende Auge zu dem Charakter strengen Ernstes und fester Entschlossenheit gesteigert wurde. Dieser Ausdruck, welchen das von Hildebrandt gezeichnete und von J. Keller gestochene Portrait Immermann's am besten wiedergiebt, stand in völligem Einklange mit einer gewissen knappen Kürze und trockenen Strenge der Sprache, wie sie besonders in der ersten Unterhaltung dem Fremden gegenüber hervortrat. Hier gab das scharf Abschneidende in gewissen Ausdrücken, die, fern von dem banalen Zubehör inhaltsloser Convenienzwendungen, immer wie der Pfeil auf's Ziel den geraden Weg nahmen, und ein „Nein“ oder „Ja“ selten mit einer Phrasenborte verbrämten, der ganzen Persönlichkeit das Gepräge einer gewissen Abgeschlossenheit und geistigen Vornehmheit, aber auch einer gesinnungsvollen Entschiedenheit und Zuverlässigkeit, wie sie Napoleon durch sein Urtheil über solche Individuen, die er „des hommes carrés par la base“ nannte, zu bezeichnen pflegte; ein bildlicher Ausdruck, den schon ein alter hellenischer Dichter in dem bekannten Worte: anêr agathos kai tetragonos ausgeprägt hat.

Dies war der Eindruck, den Immermann's äußere Erscheinung bei der ersten Begegnung auf mich machte. Aber wie bald verschwand bei mir all das Befangende desselben, als nach und nach Theilnahme und Wohlwollen, Heiterkeit und Scherz den

gend keinen Augenblick bestehen kann, sich hinter Rang und bürgerliche Ordnung verschanzt, und ächtes Wesen in Schatten stellt.“ Von der litterarischen Bedeutung der „Erinnerungen“ selbst urtheilt Wiensarg: „die Natur hat ihm unstreitig mehr ein gesellschaftlich als schriftstellerisch produzirendes Talent verliehen. Jenes Talent des gesellschaftlichen Produzenten, der seinem lebendigen Stoffe gegenüber aus allen Poren Lebensnahrung einsaugt, und sich im lustigen Widerschein seiner Thaten sonnt, stand in Kobbe's Burschenzeit im höchsten Flor, und wir erinnern uns sehr gut, in unserer eigenen, mehrere Jahre später angeblühten Burschenzeit seinen Namen als eines der geistreichsten und witzigsten Virtuosen deutsch akademischer Lebenslust vielfach gehört zu haben. Seine vorliegenden Erinnerungen erklären sehr wohl diesen Ruf, der damals, wie auch jetzt noch, keine geringen Ansprüche auf meine Werthschätzung hatte. Nicht weniger erklären sie, daß ein Talent dieser Art herausgerissen aus dem erregten und bewegten Jugendkreise Heidelbergs und verpflanzt in die bürgerliche Sphäre des Nordens, wo Lebendigkeit und Witz, weit entfernt heimisch zu sein und sympathetische Funken zu erregen, gleichsam nur Gastrollen spielen, Angesichts eines steinernen, gaffenden, lauernden Publikums, das hinterher seinen Dank für die gute Unterhaltung mit Glossen abträgt — daß, sage ich, ein solches Talent der Gefahr ausgesetzt sein mußte, an Beweglichkeit, Frische und Erfindung abzubrechen und einen gewissen stereotypen Charakter anzunehmen.“ —

Bezeichnend für Kobbe war es, daß er, der Adlige, gleich nach seiner Ankunft in Heidelberg sich für die deutsche Burschenschaft entschied, obgleich ein Jugendfreund, den er wie seinen Augapfel liebte, in eine dortige landsmannschaftliche Verbindung trat. Kobbe entzog der damaligen nationalen Bewegung, die sich

in dem Burschenschaftswesen zu erkennen gab, seinen Antheil nicht. Er war, wie sein Humor, von Grund des Herzens demokratisch, obschon er sich zu Zeiten wohl auf seine Abstammung etwas zu Gute thun konnte, besonders weil sie ihn in den Stand setzte, alles, was irgend nach Adelstolz, Adelsprätentionen und Vollblutshoffahrt schmeckte, mit um so größerer Freiheit über seine humoristische Klinge springen zu lassen. In jener burschenschaftlichen Verbindung erwarb er sich bald entschiedene Geltung. Auf dem großen allgemeinen deutschen Burschentage zu Jena 1818 „tagte“ er mit als erwählter „Abgeordneter“ der Heidelberger Burschenschaft, und wir finden ihn Reden haltend und Protokolle führend unter den jugendlichen Schwärmern, von denen der unselige Sand, sein guter Kamerad, bald nachher eine so unheilvolle Berühmtheit erlangte. Während ihn indessen der Schwung seines Geistes und die Liebe zur Idee dem Ernste dieser Dinge ein lebendiges Interesse zuwenden ließ, schützte ihn doch seine gesunde humoristische Natur gegen alle und jede Verirrungen der Schwärmerei und des Fanatismus. Feind allem heimlichen Wesen, drang er stets auf Oeffentlichkeit alles Thuns und Lassens der Verbindung. Und um alle gefährlichen Elemente dieses politisirenden Burschenlebens und seiner Gott-Freiheit-Vaterlandsschwärmerei unschädlich zu machen, suchte er die allzu hoch geschrobene Stimmung durch Stiftung einer humoristischen Verbindung, einer sogenannten „Cerevisia“ zu paralysiren. Er erfand einen Biermythus, der ihn selbst zum Sohne der „Biervernunft“, die sich in ihm verkörpert habe, erklärte. Als solcher führte er den Titel Eminenz und gab Gesetze der XII Tafeln, deren erstes lautete: Eminentia errare nequit. Er stiftete den St. Kannenorden und den des Bierverließes, theilte Würden und Reichsämter aus, dichtete eine Menge „Cerevislieder“ und hielt

— ganz im Gegensatze zu sonstigem Brauche ähnlicher Verbindungen — streng auf Mäßigkeit und Nüchternheit seiner zahlreichen Unterthanen. Noch volle zwanzig Jahre später war ich Zeuge, wie bei einem Erinnerungsfeste, das er ausgeschrieben, und zu dem sich (im Sommer 1838) eine Anzahl seiner ehemaligen Cerevisianer auf dem Bierhäuschen in der Hirschgasse zu Heidelberg eingefunden hatten, einige der Anwesenden gestanden, daß „die Eminenz" (wie er noch immer hieß) sie und viele Andere durch jene humoristischen Dinge vor manchen verderblichen Verirrungen bewahrt habe. Ueberhaupt bewährte sich die tiefere sittliche Bedeutung dieses Vereins durch die ununterbrochene Freundschaft, welche die meisten Glieder desselben auch im spätern Leben eng verbunden bleiben ließ. — Hier in Heidelberg war es auch, wo er das in seiner Art einzige Freundschaftsbündniß mit seinem Freunde, dem jetzigen Professor an der polytechnischen Schule zu Carlsruhe, Philipp Stieffel, schloß. Mit ihm unterhielt er über fünfundzwanzig Jahre lang, trotz ihrer weiten Entfernung von einander, einen regelmäßigen wöchentlichen Briefwechsel, der den bei weitem größten Theil seines Lebens tagebuchartig umfaßt, und aus dem allein sich das ganze Bild des Dahingegangenen herstellen lassen würde. Ihn besuchte er später fast jedes Jahr einmal. Und um das wunderbare Bild dieser Männerfreundschaft zu vollenden, darf auch der Zug nicht fehlen, daß sich beide nach Kobbe's Vorschlage an einem bestimmten Tage des Jahres Briefe schrieben, welche nach dem Tode des Einen von Beiden, an den Ueberlebenden in bestimmten Zeiträumen abgesendet werden, und den brieflichen Verkehr der Liebe auch noch über das Grab hinaus fortsetzen sollten*).

*) Bei Kobbe's Tode fanden sich eine ganze Reihe solcher Briefe versiegelt, adressirt und mit Nummern der Absendungstermine bezeichnet.

Diese Freundschaft nahm in seinem reichen und großen Herzen den ersten Platz ein, sie war ihm Andacht, Religion. Der Sinn und das Talent für Freundschaft — die Hellenen nannten es eine Tugend — war ein antiker Zug in dem Wesen des Mannes. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der ein solches Talent, eine solche Virtuosität in der Freundschaft besessen hätte. Wen er einmal geliebt hatte, der behielt eine bleibende Stätte in seinem Herzen. „Meine Freundschaft ist unauflöslicher als die katholische Ehe," schrieb er mir einmal, als es sich darum handelte, einen Artikel gegen Heine in sein Blatt aufzunehmen. „Meine Objectivität ist Subjectivität. Ich habe mit Heine Pfirsiche gegessen und bin ein Diener meiner Freunde und nicht des kalten Wortes „Wahrheit", das mir auch schwerer zu ergründen ist als Sanskrit. Hätte auch Heine in mehr als einer Hinsicht den Tod verdient, ich lass' ihn laufen und begnadige ihn durchaus, denn — ich hatte ihn einmal lieb, und das ist für mich unauslöschbar wie die katholische Priesterweihe." —

Neben seinen studentischen Verhältnissen knüpfte der früh gereifte, geistig reich begabte Jüngling auch innige Verbindung mit älteren, durch wissenschaftliche und litterarische Leistungen schon bedeutenden Männern, mit dem Professor Heinrich Voß, mit dem Dichter Ludwig Robert, mit dem neuerlich als ältesten Schüler Hegels in Rosenkranz' Biographie des Philosophen geschilderten liefländischen Baron Yxküll u. a.

In Heidelberg blieb sein Herz zurück, als er es verließ, um sich in Kiel zum Examenkandidaten und angehenden Philister einzuspinnen. Rührend ist die Beschreibung seines Abschiedes von Heidelberg, die, wie so vieles andere in den „Akademischen Erinnerungen", zu den schönsten Perlen humoristischer Darstellung gehört. Seine Pietät für seine Lehrer, die Begeisterung für die

Männer der Idee, für Hegel und Jean Paul sprechen sich in den anmuthig rührendsten Zügen aus. Seine Freunde, seine Cerevisianer vergötterten ihn. Ihr Schmerz bei seinem Scheiden war gränzenlos. Als sich derselbe in den Briefen, die ihm nach Kiel folgten, allzu trübe aussprach, antwortete er:

Habt Ihr immer trüben Sinn
An den Neckarthoren,
Weil ich dort geschieden bin
Und Euch dort verloren; —
Hebt doch Brust und Kopf empor!
Habt Ihr's nicht vernommen?
Glaubt's: durch dieses selbe Thor
Werd' ich wieder kommen.

Nachdem er in Kiel seine akademischen Studien beendigt und die Staatsprüfung bestanden hatte, trat er am 6. September 1820 in den Dienst des Herzogs Peter von Oldenburg, der ihn als Auditor bei dem Landgerichte zu Oldenburg anstellte, bei welchem er als Assessor Zeit seines Lebens verblieben ist. Theodor von Kobbe war damals von so schwächlicher Gesundheit, daß man in der neuen Heimath dem jungen „Ausländer" im Stillen ein baldiges Ende prophezeite. Er war von Jugend auf zart von Körperbeschaffenheit. Schneller Wachsthum, eine langwierige Krankheit und die Anstrengungen des letzten Studienjahres, in welchem er täglich funfzehn Stunden gearbeitet, oder vielmehr „den Wissenschaften im eigentlichsten Sinne des Wortes auf einem Sopha obgelegen", hatten ihn, wie er sich ausdrückte, zu einem „langen menschlichen Ausrufungszeichen gemacht". „Niemand (erzählt er in seinen „Humoresken aus dem

Philisterleben") glaubte, daß ich das erforderliche Alter, um Bischof zu werden, je erreichen würde. Der Indiscretion eines meiner späteren Freunde verdanke ich vielleicht die Contrerevolution der Genesung. Am Tage meiner Ankunft hatte ich ein schönes Rostbeaf verschmäht, weil ich fürchtete, es werde mir den Schlaf rauben. Da hörte ich in einem Nebenzimmer die grausamen Worte, deren Sprecher mich schon auf meinem Zimmer wähnte: der hätte sich auch nur sollen in Holstein begraben lassen, statt hierher zu kommen, um mit dem ersten Blätterfall den ohnehin stark besetzten Kirchhof zu vermehren. Der Gedanke: nicht sterben zu wollen, gab mir eine wunderbare Kraft. Ich kehrte zu meinem verlassenen Teller zurück, aß eine ungewöhnliche Portion Rostbeaf, schlief, verdaute, und legte dadurch den Grund zu meinem jetzigen (1841) Embonpoint, das wenigstens nicht geeignet ist, einem Abgesandten in Hungersnoth beim Landesherrn anzugehören."

So begleiteten seine treuen Freunde, der unverwüstliche Humor und der neckische Kobold, das Abenteuer, seinen ersten Eintritt in die neue Heimath, der er ein Vierteljahrhundert lang angehören und die an ihm eins ihrer anhänglichsten Kinder gewinnen sollte, wie er denn selbst im Laufe einer so langen Zeit mit allen Fasern seines Herzens in sie hinein verwuchs. Was er oft scherzend sagte, daß er nach dem Landesfürsten der beste Oldenburger sei, war eine Wahrheit. Er liebte das Land und die Stadt, die ihm die Heimath geworden, wie wenige Eingeborene, und hätte sie um keinen Ort der Welt vertauschen mögen.

Kobbe pflegte zu sagen, daß er die ersten fünf bis sechs Jahre seines Oldenburger Lebens verträumt habe. In seinen Erinnerungen finde ich darüber Folgendes aufgezeichnet: „Mit

Ausnahme eines Liebhabertheaters, in dessen Kreise und Gesellschaft ich etwa ein halbes Jahr selig verlebte, führte ich ein so gewöhnliches Leben, ohne besondere geistige Beschäftigung, ohne Anregung, daß ich noch jetzt bei dem Gedanken an jene Zeit erröthe, wo ich keine Stunde des Tages mehr heranwünschte, als die sechste, um meine Partie L'hombre zu spielen, bei der ich, obschon ich meine meisten Mitspieler übersah, doch in der Regel verlor, weil ich lauter Kunststücke, Ole Bull'sche Concerte auf einer Saite spielen wollte, und weil der größte aller Philister, der Zufall, überhaupt immer mein Todfeind war und sein wird, obgleich ich seine Kassenbillets, die Lotterieloose, immer respectirt und wie sichere Tratten honorirt habe. Ich kann mir diese prosaische Sandstrecke auf meinem poetischen Lebenswege, diese meine geistige mehrjährige Apathie nicht wohl anders erklären, als daß eine körperliche Asthenie die geistige herbeigeführt hat." Freunde und Genossen jener Zeit wissen indessen grade aus dieser Periode eine Fülle von Bethätigungen seiner nie rastenden poetischen Laune und geselligen Produktivität zu erzählen. Aus Allem ergiebt sich, daß er, dem das frische, fröhliche, seiner selbst gewisse, akademische Genossenleben das unentbehrliche Lebenselement geworden war, mit allen Kräften darnach strebte, sich das prosaische Philisterleben auf seine Weise zu einem Aequivalent, einem Ersatz für das Verlorne umzugestalten. Man kann sagen, daß dies die Aufgabe seines ganzen Lebens geblieben, und daß seine ganze dichterische und schriftstellerische Thätigkeit auf diesen Begriff zurückzuführen ist, wie sie in ihm auch ihr Ziel und ihren Mittelpunkt fand. Eine solche Aufgabe aber erfordert ungeheure Mittel — nicht um sie zu lösen —, denn dies ist der Natur der Sache und dem heutigen Weltzustande nach unmöglich, — sondern um selbst nur einen Schein

ihrer Lösung herbeizuführen, der, immer wieder verschwindend, immer wieder der Erneuerung bedarf. Sie erfordert aber eben deshalb auch eine gränzenlose Verschwendung aller dieser Mittel des Geistes und Gemüths, ein rücksichtsloses Verwenden des Kapitals, ohne an Zinsenertrag zu denken. Beides vereinte sich in Kobbe im vollsten Maße. Er glich den Zauberwesen in Goethe's Märchen, bei deren geringstem Schütteln die blitzenden Goldstücke nach allen Seiten flogen. Lange bevor er noch an schriftstellerische Produktion dachte, verpuffte er so in Feuerwerken des Augenblicks ganze humoristische Gedichte, Romane und Novellen, die er als Einfälle, Witzpointen, Impromptu's aller Art zerflattern ließ. So die belebende Seele aller Gesellschaften, der unermüdliche Anstifter und Förderer aller geselligen Lust und Heiterkeit, lebte er lange ein sorglos geniales Dasein, wie der Vogel auf den Zweigen. Aber solche Blüte geselliger Lust, das Leben solcher Kreise ist kurz und vorübergehend. Kobbe, der gerade diesen Mangel an Dauer nicht ertragen konnte, sah sich daher bald genöthigt, die „Dauer im Wechsel" durch immer neue Anläufe zu erringen, sich immer neue Kreise, Gesellschaften, Vereine nicht nur zu schaffen, sondern auch für ihre Belebung und Erhaltung immer neue Mittel aufzuwenden. Eine genauere Aufzählung dieser Kreise würde, wenn sie thunlich wäre, die verschiedenen Phasen seines Lebens scharf bezeichnen.

Indeß eine solche Weise geistigen Lebens, solche Verschwendung geselliger Geistesgastfreundschaft hat neben der Gefahr der Verarmung auch noch einen andern Uebelstand für eine dichterische, reichbegabte Natur in ihrem Gefolge. Sie gewöhnt an diese Weise sporadischer und rhapsodischer Produktion, und macht dadurch zuletzt jede Sammlung zu formgebender Composition, jedes Zusammenfassen zu einem Ganzen unmöglich. Dichter und

Gedicht ist nicht umsonst schon in unserer tiefsinnigen Sprache dem Begriffe des Lockeren und Zerfahrenen entgegengesetzt. Wir sind hier an einem Punkte angelangt, welcher nothwendig erledigt werden muß, ehe es möglich ist, über Kobbe als Schriftsteller und Dichter ein richtiges Urtheil zu fällen.

Kobbe's erste poetische Versuche waren Parodien und Travestien. Wir sagten schon oben, wie er diese Gattung der Production später völlig verwarf, obschon er ihr seinen frühesten und lebendigsten Ruf, namentlich in Norddeutschland, verdankte. Schon auf der Schule hatte er mit einigen angeregten Köpfen eine Art von Dichterbund geschlossen. In Heidelberg ward der zwanzig Jahre ältere Ludwig Robert sein poetischer Berather. So gab ihm derselbe einst die ersten Akte eines Trauerspiels mit den Worten zurück: „Schreiben Sie frisch darauf los, noch sechs solche Trauerspiele, verbrennen Sie aber ja alle, dann werden Sie Glück mit dem siebenten haben.“ Robert blieb ihm auch später ein theilnehmender Freund seiner poetischen Bestrebungen. Die persönliche Nähe und unmittelbare Einwirkung eines solchen durch Wissen und Lebenserfahrung überlegenen Freundes wäre Kobbe zu wünschen gewesen. Sie hätte sehr wahrscheinlich dazu beigetragen, ihn zu einem schärferen Zusammenhalten und Formiren zu bewegen, ihn dem Begriffe künstlerischer Composition zuzuführen. Allein dieses Glück blieb ihm versagt, und als gegen das Ende seines Lebens theilnehmende Kritik an ihn herantrat — war es zu spät.

So lange indessen das Leben selbst in der frischen Kraft begeisterter Jugend seiner Produktivität genügte, dachte er nicht an Schriftstellerei. Seine geniale Auffassungsweise der Dinge schuf das Leben selbst zur Poesie: jeder Tag ward ein humoristisches Gedicht. Was dabei von geschriebener und gedruckter Poesie abfiel, war unbedeutend im Vergleich zu seiner poetischen Praxis des Lebens. Doch sind die beiden Erstlingswerke seiner Muse bezeichnend für seine damalige Stimmung. Das erste, ein Gedicht, welches unter dem Titel „des Burschen Erdenwallen“ (Bremen bei Kaiser 1822) erschien, entstand aus dem Drange, die Gestalten und Elemente seines nahen akademischen Lebens poetisch zu fixiren, und ist ein lebenstreues, warmfarbiges Bild jener längst historisch gewordenen Zustände deutschen akademischen Lebens, voll individueller, charakteristischer Züge, und in der Form vollendeter als fast alle seine späteren Arbeiten in gebundener Rede. Das zweite „die Leier der Meister in den Händen des Jüngers“ (Oldenburg 1826), in welchem er achtzehn Dichter des deutschen Parnasses, ältere und neuere, nachzuahmen versuchte, war mehr ein Nachklang jener früheren parodistischen Produktionsweise und ein übermüthiges Spiel mit den reichen Mitteln eines leicht beweglichen, schnell fremde Form sich aneignenden Talents, als die Bethätigung eines freien poetischen Triebes. Schon die Entstehung und Veranlassung durch einen geselligen Wettkampf mit einem musikalischen Freunde, der in gleicher Weise auf dem Flügel einer Reihe großer Componisten nachphantasirte, zeigt darauf hin. Weit bedeutender erscheinen dagegen Kobbe's Leistungen als Improvisator und Gelegenheitsdichter, von denen freilich das Wenigste erhalten und noch weniger durch den Druck bekannt ist. Von unserm Freunde konnte man hier sagen, daß jenes Goethesche:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!

eine Wahrheit war. Seine poetische Gabe war stets zur Hand, stets dienstbereit. Und wie sich an allen Verhältnissen immer sein Herz betheiligte, so war ihm der Ausdruck dieser Theilnahme bei

Ueber

Schiller's „Kabale und Liebe".

(1860.)

Der Plan zu diesem Trauerspiel, das an historischer Bedeutung weit über den „Räubern" steht, ward im Gefängniß entworfen. Ganz Deutschland war damals ein Gefängniß, und Würtemberg, das Land, wo Herzog Karl Eugen den Französischen Ludwig XIV. spielte und den Dichter Schubart zehn Jahre in den Kerkermauern des Hohenasperg verschmachten ließ, war „eins der schlimmsten".

Es war im Juli des Jahres 1782, als der zweiundzwanzigjährige „Regimentsmedikus" Friedrich Schiller auf der Stuttgarter Hauptwache im Arrest saß, wohin ihn sein Herzog geschickt hatte, weil er ohne Urlaub eine Reise „in's Ausland", das heißt eine Tour nach Mannheim gemacht hatte, um dort seine „Räuber" aufführen zu sehen. Zugleich hatte ihm der Würtembergische Tyrann verboten, jemals wieder mit dem „Ausland" in Beziehung zu treten. Ist es ein Wunder, daß das Werk, welches unter solchen Umständen in dem Gehirn und Herzen des Dichters entstand, Kerkerluft athmet, daß es eine Luft athmet, die erfüllt ist von den Flüchen der Empörung des

beleidigten Menschenrechts gegen die frevelnde Tyrannei, unter der das ganze deutsche Leben jener Zeiten seufzte?

Aber das eben war die Strafe der Tyrannei, daß sie selbst ihre eigene Zuchtruthe sich binden, daß sie selbst das Eisen glühen mußte, mit welchem ihr für alle Zeiten das Brandmal auf die Stirn gedrückt werden sollte. „Kabale und Liebe" ist ein solches Brandmal der Tyrannei, unter der damals des Dichters Geburtsland und mit ihm das ganze Volksleben in Deutschland seufzte. Und wenn alle Geschichtsbücher aus der Welt verschwunden wären, aus diesem Trauerspiele könnte ein Geschichtschreiber unserer Tage ein Bild herstellen von dem Elend, von der Versunkenheit und Dumpfheit, in welchen sich damals das deutsche Leben unter seinen zahlreichen kleinen Tyrannen hinschleppte, ein Bild von dem frevelhaften Uebermuthe, von der Gewalt, von der Fäulniß der Sitten, von der Verachtung aller Menschenrechte bei den Hohen, die das deutsche achtzehnte Jahrhundert so schrecklich kennzeichnen! Im Gefängnisse, schon den Entschluß zur Flucht in der Seele, faßte der Dichter den Plan, „dem Jahrhundert mit seiner Dichtung diesen furchtbaren Spiegel vorzuhalten, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen"; und auf der Flucht, in der armseligen kalten Stube einer Fuhrmannsherberge zu Oggersheim, beim spärlichen Schein eines Dreierlichts führte er ihn aus, schuf er seine Tragödie „Louise Millerin", die Iffland später in „Kabale und Liebe" umtaufte, schuf er die Tragödie des geknechteten, zertretenen deutschen Volks- und Bürgerthums, das erste soziale Drama der deutschen Litteratur. —

Kabale und Liebe ist ein geschichtliches Stück, trotz der engen bürgerlichen Grenzen, in denen es sich scheinbar — aber nur scheinbar — geschlossen hält. Es rollt und grollt darin aus

der tiefsten Seele des Dichters der Donner des großen Gerichtstages der heranziehenden französischen Revolution, welche dem damaligen Weltzustande sein blutiges Recht angedeihen lassen sollte. Nur scheinbar ist das Leben der Familie, sind Liebe und Liebesleid der Grund und Boden des Stücks; das, warum es in Wirklichkeit sich handelt, ist der Staat. „Diesen Degen gab Ihnen der Fürst!“ sagte Lady Milford, die fürstliche Maitresse zu dem Major. „Der Staat gab ihn mir durch die Hand des Fürsten!“ antwortet Ferdinand von Walter. Diese Antwort bedarf keiner Erklärung; sie sagt Alles. Sie enthüllt den Abgrund, der zwischen zwei Weltanschauungen sich klaffend öffnet: zwischen dem: „der Staat bin ich!“ wie Ludwig XIV., und „das Vaterland bin ich!“ wie Herzog Karl Eugen von Würtemberg es ausdrückt, zwischen dem Staate der Gewalt und dem Staate des Gesetzes und des Rechtes, dessen erster Diener der Fürst ist.

Sehen wir uns das Stück genauer an. Die Namen desselben sind nicht historisch, was man so „historisch“ nennt, sie stehen in keinem damaligen Staatskalender; desto mehr aber sind es die Charaktere der Personen, die hinter diesen Namen stecken, und auf die damals, als Schiller seine Dichtung in die Welt seiner Zeit schleuderte, in und außer Würtemberg Jeder mit Fingern zeigen konnte. Dieser Fürst, der überall nur im Hintergrunde bleibt, ist der richtige Würtembergische Herzog, wie er zur Zeit seiner Sündenblüthe lebte und regierte. Dieser allmächtige Minister-Präsident von Walter ist der leibhafte Minister des Würtembergischen Herzogs, jener berüchtigte Graf Montmartin, der es mit seinem Vorgänger in der Gunst gerade so gemacht hatte, wie der Präsident in Kabale und Liebe. Auch der Spießgeselle des letztern, der Geheimsekretair Wurm, hat in der wirklichen Geschichte sein Urbild in dem Hofsekretair Gegel, der

feilen Kreatur des Briefe fälschenden Ministers Montmartin; und zu der Lady Milford, die mit besonderer Liebe gemalt ist, hatte der Dichter das Original in der letzten Favoritin des Herzogs, in der liebenswürdigen Gräfin Franziska von Hohenheim leibhaftig vor Augen.

Lassen wir indessen für's Erste diese lebendigen Vorbilder der damaligen geschichtlichen Wirklichkeit, und betrachten wir einfach den Zustand des öffentlichen und bürgerlichen Lebens, wie er uns in der Tragödie vom Dichter vorgeführt wird, diesen Lebenszustand, der zu dem jammervollen Geschicke zweier Liebenden den düstern Hintergrund und die wirkende Ursache bildet.

Der Fürst erscheint nicht als auftretende Person, aber wir hören genug von dem „durchlauchtigsten Herzoge“, um uns ein Bild von diesem Landesvater zu entwerfen, der wohl für seine Günstlinge und Maitressen ein mit vollen Händen Gold und Ehren spendender Vater und Versorger, aber für sein Land und sein Volk ein desto schwärzerer Rabenvater ist. Er ist jung, schön und von feinstem Geschmack, aber leichtsinnig bis zur Herzlosigkeit, und es fehlt kein Zug in seinem Bilde von dem damaligen Ideale eines eleganten, prachtliebenden, verschwenderischen, jedes Mittel zur Befriedigung seiner Geldbedürfnisse für erlaubt haltenden unumschränkten deutschen Gebieters über so und so viel Unterthanenseelen, für die er persönlich auch in ihren höchsten Nöthen unnahbar ist, weil seine Günstlinge ihm alle Noth und alles Elend fern zu halten sich beeifern. Ueberdies sind diese Großen, (wie Louise Millerin sagt), „verschanzt vor der Wahrheit hinter ihren eigenen Lastern wie hinter Schwertern der Cherubim“. Er jagt, hetzt, liebelt, hält Levers, giebt Maskeraden und Vauxhalls, unterhält Oper und Ballet, und vorausgesetzt daß das Geld nicht stockt, ist er für seine Umgebung

immer bei guter Laune. Geld aber muß geschafft werden; und wenn's nicht anders geht, wenn für einen neuen, aus Venedig verschriebenen kostbaren Diamantenschmuck das Geld von den erschöpften steuerzahlenden Unterthanen nicht mehr zu erpressen ist, so wird Menschenhandel getrieben und einige tausend Landeskinder werden an die Engländer verkauft, um sich in Amerika todtschießen zu lassen; — „die zahlen Alles", wie der greise Kammerdiener sagt (Akt II, Scene 2), der „auch ein Paar Söhne darunter hat". Diese Art von Menschenhandel, zur Füllung der durch Prachtlust und Ueppigkeit aller Art erschöpften fürstlichen Kassen, war damals in Deutschland gang und gäbe, und der Fürst in unserem Stücke thut damit nur, was außer dem Würtembergischen Herzoge, seinem Urbilde, auch viel andere seiner deutschen Mitfürsten und Landesväter thaten. Wer nicht mit will, kommt in die Eisen, wer gar zu murren wagt, wird vor der Fronte niedergeknallt, und die Uebrigen nehmen sich ein Exempel daran, und rufen „freiwillig:" „Juchhe, nach Amerika!"

Neben diesem Fürsten steht sein Schatten, sein Günstling und erster Minister, der Präsident von Walter, der eigentliche Inhaber der fürstlichen Macht, der die fürstliche Puppe am Drahte seiner Intriguen und seiner Unentbehrlichkeit regiert. Er kennt nur eine Leidenschaft: den Ehrgeiz, nur ein Ziel: die Befriedigung desselben durch Befestigung seiner Stellung und seiner Macht. Verrath und Verbrechen sind die Stufen gewesen, auf denen er seine Höhe erstiegen hat; gefälschte Handschriften — von ihm und seiner Kreatur Wurm gefälscht — die Mittel, mit denen er seinen Vorgänger in der Macht an's Messer geliefert hat, während er sein Busenfreund zu sein sich anstellte. In diesem Manne ist kein Funke sittlichen Gefühls. Er verachtet jede Tugend als Hirngespinnst, denn er sieht in seinem Kreise, in der

höhern „Gesellschaft", nichts als Laster und Gemeinheit. In dieser „Gesellschaft" sind alle sittlichen Bande gelockert, alle Verhältnisse, die Menschen an Menschen sittlich binden, wie Ehre und Familie, vergiftet, vom Fürsten an, der in dem Augenblicke, wo er sich aus Staatsrücksichten vermählen muß, Anstalten trifft, sich den ungestörten Genuß seiner bisherigen Maitresse dadurch zu sichern, daß er sie an den Sohn des Präsidenten, mit Hülfe des Vaters, verkuppelt, bis hinab in alle Kreise des adligen Hoflebens, in welchem, wie der freche Cynismus des Präsidenten es ausdrückt (Act I, Scene 5): „selten eine Mariage geschlossen wird, wo nicht wenigstens ein halb Dutzend der Gäste oder der Aufwärter das Paradies des Bräutigams geometrisch ermessen kann!" Diesem Präsidenten ist daher jedes Mittel, sich in seiner Stellung zu behaupten, recht, und er begreift kaum, wie sich sein Sohn dagegen sträuben kann, sich an die fürstliche Maitresse vom Vater verkuppeln zu lassen, um den Einfluß des Letzteren und seine eigene Karrière zu fördern und zu sichern.

Dieser vergifteten Hof-, Adel- und Beamtenwirthschaft steht gegenüber — nein! liegt vielmehr zu Füßen — ein verachtetes, getretenes, ausgesogenes, durch seelenmörderischen Polizeidruck an Seele und Leib erniedrigtes und versklavtes Volks- und Bürgerthum, „die Bürgerkanaille", wie der Präsident sich in der Sprache seiner Zeit ausdrückt, ohne Selbstgefühl, weil ohne Recht und Ehre, ohne Selbstachtung, weil jeder Willkür Preis gegeben. Wie das scheue Wild duckt und kauzt es sich zusammen in der engsten Enge seines Familiendaseins und schützt sich, so gut es gehen will, durch Unbemerktbleiben und demüthigen Gehorsam vor der Schädigung durch seine Dränger. Sein einziger Trost ist die Religion und der Glaube an ein Jenseits, wo alle Schranken fallen, wo seine Pein aufhöret, und wo seine Dränger ihre

Vaters vermachen wird". Erst als auch hierhin ihn die Welt verfolgt, da, im Kampfe der verzweifelnden Nothwehr, wendet er sich gegen diese Welt, gegen ihre Vorurtheile und hochmüthigen Ansichten von Standesunterschieden, wirft er Namen, Wappen, Rang und Stand, Aussichten und Vaterland in die Schanze, wendet er sich im verzweifelten Kampfe für sein Menschenrecht selbst gegen den eigenen Vater. Es ist der gehetzte Hirsch, der sich endlich gegen seine Dränger kehrt.

Und dieser Muth, dieser Fanatismus der Leidenschaft, der Alles an sein Ziel setzt, der selbst vor dem Gedanken einer Flucht nach Amerika nicht zurückschreckt, er könnte sein Ziel erreichen, könnte im gewöhnlichen Sinne über seine Gegner triumphiren, wenn ihm nicht Eins entgegenstände, woran er nicht gedacht, wenn ihm nicht ein unbesiegbares Hinderniß gerade in dem Bereiche entgegenstände, aus welchem allein er seine Stärke schöpfen kann. „Du, Louise, und Ich und die Liebe! liegt nicht in diesem Cirkel der ganze Himmel?" Er ist auf Alles gefaßt: „laß auch Hindernisse wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen, und darüber hin in Louisens Arme fliegen. Ich fürchte nichts! nichts — als die Grenzen Deiner Liebe!" — Ach, er weiß nicht, indem er diese Worte ausspricht, wie furchtbar prophetisch sie sind! Denn Louisens Liebe hat Grenzen! Und dies ist der tragische Knotenpunkt des Ganzen. Louise Millerin ist die Hauptperson dieser Tragödie, die daher auch der Dichter selbst mit Recht nach ihr benannt hatte.

Louisens Liebe hat Grenzen, Grenzen, die sie nicht überschreiten kann. Dieser Gestalt des Dichters hat keiner tiefer in's Herz geschaut, als Palleske, der Biograph Schiller's. „Sie lebt mit Angst in der Welt, Angst vor der Liebe Ferdinand's, Angst vor einem künftigen Gericht, Angst vor unberechenbaren Angriffen

auf Leben, Freiheit und Unschuld. Ihre ängstliche Frömmigkeit, ihre rührende Pietät für den Vater, ihre Gebundenheit an ihren Stand führen ihr Geschick herbei. Auf Allem, was sie spricht, liegt ein Trauerflor. Diesem Wesen ist jede heroische Freiheit, die eine Julia Shakespeare's ziert, durch ihre bürgerliche Geburt gemordet, sie ist das zerschlagene Herz des deutschen Volks; nur die Freiheit zu vergehen hat sie, nicht den Muth, glücklich zu sein. Ihre Aengstlichkeit, ihre Pietät ist ihre ganze Schuld; ihre Tugend, ihre Liebe zum Vater ihr Verderben." Diese Gebundenheit an ihren Stand, an die Enge des bürgerlichen Daseins und Gesichtskreises macht sie unfähig, ihrem Ferdinand in die Freiheit zu folgen, und diese Entdeckung ihrer Unfreiheit verwirrt die Seele ihres Geliebten zu der schrecklichen Blindheit der Eifersucht, durch welche die Katastrophe herbeigeführt wird, welche Schuldige und Unschuldige in's Verderben reißt.

Der alte „Miller", dieses Meisterstück gestaltschöpferischer Kraft, der unter glücklicheren Verhältnissen ein Muster selbstbewußter Bürgertugend geworden wäre, die kindisch-eitle, sich im Gedanken der Vornehmheit berauschende Mutter, die der Dichter am Ausgange so künstlerisch-weise verschwinden läßt, sie sind die richtigen Repräsentanten des damaligen deutschen Bürgerthums. Wer sich aus demselben zu erheben versucht, der verfällt entweder, wie Louise, der romanhaften Ueberspannung, oder, wie Wurm, dem Verderbniß glücksjägerischer, verbrecherischer Dienstbarkeit. Wurm ist kein vollständiger Bösewicht. Er dient der Schlechtigkeit der Großen zu seinen Zwecken, aber er kennt und verachtet diese Schlechtigkeit, und in Sachen der Ehe und Familienehre denkt er, wie er selbst sagt, „als Bürgersmann". Noch mehr: Dieser Mensch liebt, liebt wirklich, er liebt Louisen. Er, der aufstrebende „Geheime Secretair", der Vertraute des

Adolf Stahr.

Kleine Schriften.

東京帝國大學圖書
0004316626
東京大学総合図書館

Alle gesetzlichen Rechte vorbehalten.

E 100
59

Kleine Schriften

zur Litteratur und Kunst

von

Adolf Stahr.

Dritter Band:

Aus dem alten Weimar.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)
1875.

ein gewisser angeborner Instinkt für das Gute und Rechte in manchen Fällen sich bei ihm geltend gemacht, und hätte er nicht in seinem Minister, dem Freiherrn von Rheinbaben, einen Ehrenmann gefunden, der nicht nur positiv in vielen organisatorischen Verordnungen segensreich für das kleine Land wirkte, sondern auch allein im Stande war, den jähzornigen, leidenschaftlichen Fürsten vor manchen Extravaganzen zu bewahren. Der letztere erkannte diese Verdienste seines Premierministers im vollen Maße an. Als derselbe im Jahre 1729 gefährlich erkrankte, schrieb der Herzog einem Freunde, dem Grafen v. Hatzfeld: „Wie höchst bekümmert ich darüber bin, können Sie Sich leicht wohl einbilden; denn dies ist der sonstige beste Minister von der ganz Welt in allen Dugenden und Geschicklichkeiten, und der eine Sache reell und unintressirt zu traktiren weiß.“ Leider starb der so mit Recht gerühmte Minister schon im Jahre 1739, und Beaulieu weist darauf hin, daß erst von diesem Jahre an nicht blos in den Verordnungen ein anderer Geist hervortritt, eine rauhere tyrannischere Sprache geführt wird, sondern daß auch erst von diesem Zeitpunkte an jene eigenthümlich bizarren Handschreiben und willkürlichen Eingriffe in die Bereiche der Behörden beginnen, die dem Fürsten eine so wunderliche Berühmtheit verschafft und ihn zu einer Art von Karikatur unter den deutschen Selbstherrschern seiner Zeit gemacht haben.

Von diesen Dingen finden wir nun in der Biographie die ergötzlichsten Beispiele mitgetheilt, die zugleich auf die damaligen Kulturzustände grelle Schlaglichter werfen, während sie das Bild des willenskräftigen, strengen und thätigen, aber jähzornigen, hochmüthigen und launenhaften Fürsten vervollständigen. Ernst August war, wie alle Fürsten seines Hauses, ein treuer Anhänger der Lutherischen Kirche — ohne jedoch anderen Kulten die Toleranz zu versagen, was er freilich in Betreff des katholischen

Gottesdienstes schon seiner geworbenen Soldaten wegen nicht thun durfte, unter denen sich viele Katholiken befanden. Dagegen überwachte er desto strenger die Geistlichen seiner eigenen Kirche, als deren „obersten Bischof“ er sich betrachtete. Er erließ eine Kirchenordnung, in welcher er ihnen unter anderm streng gebot: „auf der Kanzel sich aller Personalien zu enthalten“, und alle dogmatische „Polemik“ zu vermeiden. Zur „besseren Beibehaltung einer brünstigen Andacht bei den Zuhörern“ sollte ferner „nicht länger als dreiviertel Stunden gepredigt“, auch Klingelbeutel und Beichtgeld abgeschafft werden. Um die Prediger und Schullehrer persönlich kennen zu lernen, besuchte er zum Oefteren die Sitzungen des Oberkonsistoriums und lud gelegentlich Geistliche beider Konfessionen zu Tische. Als ihm bei einer solchen Gelegenheit einmal das Betragen und der Bildungszustand eines oder des andern der Eingeladenen nicht genügten, erließ er einen sogenannten „Signaturbefehl“ an das Oberkonsistorium, in welchem er seinen Unwillen darüber in den stärksten Worten aussprach, und mit der Drohung schloß: „wir werden als summus episcopus diesem eingerissenen Uebel zu steuern suchen, und alle Geistlichen durch das ganze Land, einen nach dem andern zu unsrer fürstlichen Tafel ziehen, selbigen das hic Rhodus, hic salta proponiren und nach Befinden der Ungeschicklichkeit und Grobheit einen nach dem andern ad carceres (in's Loch) bringen lassen.“ In andern solchen Erlassen schrieb er den Geistlichen strenge Kleiderordnungen vor, verbot die Allongeperüken — nur „kleine Apee- (Abbee) „Perüken“ gestattete er „solchen, die kein eigen Haar haben“, — und warnte und schalt über das Wirthshausbesuchen und Tabakrauchen. Von Juden und Judenbekehrungen wollte er nichts wissen, da er selbst in diesem Punkte eine schlimme Erfahrung gemacht hatte, indem ein bekehrter Jude, den er an die Spitze einer zu begründenden

Proselyten-Anstalt gestellt hatte, mit den ihm anvertrauten Geldern durchgegangen war. Seitdem erließ er wiederholte Signaturbefehle gegen alle solche Proselytenmacherei an die Geistlichen. In einem derselben schrieb er wie folgt: „Es wundert Uns gar sehr, daß das fürstliche Ober-Konsistorium sich unterstanden hat, einen verlaufenen Landstreicher und schelmischen Juden anzunehmen und solchen in der Schloßkirche taufen lassen zu wollen, anzutragen. Da Uns aber sowohl als euch genug bekannt ist, wie dergleichen Gesindel niemals gut thut und von alten Zeiten das Sprüchwort Lutheri eingetreten: daß es am besten sei, immer dergleichen Proselyten gleich nach der Taufe zu ersäufen — als verbiethen Wir ernstlich, daß der getauft sein wollende Jude in der Schloßkirche dieses Sakrament empfange, viel weniger eines von Unsern fürstlichen Kindern oder sonst Jemand vom Hofe dabei sei, wie denn auch Unsere Geistlichen sich in Zukunft ohne Unsern Befehl mit dergleichen Judenbekehrung, so doch am Ende umsonst ist, nicht meliren sollen." Sie sollten lieber, schrieb er ein andermal bei ähnlicher Gelegenheit „die christlichen Juden unter uns zum thätigen Christenthum zu bringen suchen."

Wenn man in diesen seinen Aeußerungen dem wunderlichen Fürsten nicht ganz Unrecht geben kann, so erscheint auch Vieles von dem, was er über und gegen seine Beamten in ähnlicher Weise verordnete, bei dem gesunkenen sittlichen Zustande des damaligen deutschen Beamtenwesens ganz vernünftig und zweckmäßig. Auch von solchen Erlassen hat unser Verfasser zahlreiche Beispiele gegeben. Und wenn auch die Art und Weise, wie der Herzog Industrie, Verkehr und Ackerbau zu heben suchte, unserer heutigen national-ökonomischen Einsicht oft sehr verwunderlich erscheinen mag, und als Hauptgrund der meisten seiner dahin zielenden Verordnungen das von ihm ganz naiv eingestandene

fiskalische Interesse gelten muß, so war es doch damals schon viel, daß ein Regent sich überhaupt um solche Dinge persönlich kümmerte.

Das Schlimmste war seine Militärliebhaberei, die ihn und das Land in Schulden stürzte und ihn zuletzt in harte Konflikte mit dem preußischen Könige Friedrich II. brachte, in denen schließlich seinem Hochmuthe fühlbar gemacht wurde, daß das Wort „denn ich bin groß und Du bist klein", das er so oft andern gegenüber als ultima ratio gebraucht hatte, auch auf ihn selbst Anwendung finden könne. Zu drakonischer Strenge überhaupt geneigt — (ein Regierungscircular vom Jahre 1745 setzte auf Wäsche-, Obst- und Felddiebstahl die Strafe des Stranges!) — kannte diese seine Strenge keine Grenzen, wenn es sich um Beeinträchtigungen seiner Hauptlebenspassion, der Jagd, handelte. In einem Reskript vom Jahre 1741 verordnete er: daß alle Wilderer „als offenbare Straßenräuber und Mörder angesehen und auf Betreten sofort aufgehenkt, deren Weiber gebrandmarkt und mit ihren Kindern ins Zuchthaus gesetzt werden sollten." Ein anderer Paragraph dieses landesväterlichen Reskriptes lautete: „Ein Förster oder Jäger, der einen Wilddieb todtschießt, erhält 50 Thlr.; wird er selbst todtgeschossen, so bekommt seine Wittwe lebenslänglich 200 Thlr. Pension (eine für jene Zeiten exorbitante Summe). Ein Jäger, der den Wilddieben durch die Finger sieht, wird aufgehenkt!"

Neben der edlen Passion für die Jagd und der selbstherrlichen Lust am Soldatenspiel theilte ferner der wunderliche Herzog die damals bei vielen Höfen im Schwange gehende Neigung zur Alchemie und Zauberkünsten in einem Grade, welcher allen denjenigen unglaublich erscheinen muß, die nicht wissen oder nicht bedenken, wie sehr der Glaube an diese Dinge in der damaligen Welt verbreitet war. Eine ansehnliche Zahl von Aktenbänden

im Weimarischen Staatsarchive und viele sorgsam eingebundene, die Spuren fleißigen Durchstudierens tragende Manuskripte der dortigen Bibliothek sind angefüllt mit Abhandlungen und Anweisungen zur Auffindung des „Steins der Weisen“ und zur „Auffangung“ des geheimnißvollen Spiritus mundi, von denen unser Biograph eine ergötzliche Probe mittheilt. Herzog Ernst August, der anfangs die Experimente persönlich mitbetrieb, ging in seinem Eifer zuletzt sogar soweit, daß er in einem eigenen Reskripte die Kunst des Goldmachens für ein Regal erklärte. Seine Korrespondenz über solche „chemische Arbeiten“ ging nach allen Himmelsgegenden. Da er in einer Bibelstelle (Hiob 28. 3) eine Hinweisung auf den „Stein der Weisen“ gefunden zu haben glaubte, so forderte er verschiedene Geistliche und Professoren der Theologie auf, den kabbalistischen Sinn derselben zu enträthseln, und die von dem Biographen mitgetheilten fabelhaften Proben solcher Versuche beweisen, daß man ihm zu willfahren nicht unterließ. Die durch sein ganzes Leben fortgesetzte Beschäftigung mit diesen Wahnwitzigkeiten versetzte den Herzog zuletzt selbst theilweise in einen analogen Zustand. So machte er im Jahre 1742 seinen getreuen Unterthanen ein sehr eigenthümliches Weihnachtsgeschenk durch ein Patent, in welchem er ein „unfehlbares“ Mittel zur Dämpfung von Feuersbrünsten verordnete. Es sollten nämlich, so befahl er, „in jeder Stadt und Dorfe verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen gewesen“, mit einem in dem Patente vorgezeichneten kabbalistischen Zeichen beschrieben, vorräthig gehalten werden, und vorkommenden Falls unter dem Ausrufe: „Im Namen Gottes!“ ins Feuer geschleudert werden, „dadurch denn die Gluth unfehlbar gedämpfet wird!“ Daneben verfaßte er eine kabbalistisch-theosophische Schrift, die er zwar ohne seinen Namen, aber mit deutlicher Hinweisung auf ihn als Autor, drucken ließ und an Freunde

鎮火符

und Bekannte versendete, von denen der früher sächsische Kabinetsminister, der bekannte Graf von Manteuffel in einem Briefe an den Grafen Brühl seine Meinung über Geist und Ausdrucksweise des Buches mit den Worten aussprach: que le Sérénissime auteur est très versé dans le langage d'un échappé des pétites maisons.

Das Alles geschah zu einer Zeit, wo Friedrich der Große, der Freund Voltaire's, bereits seit acht Jahren auf dem Throne saß.

Aber auch für den gesammten sonstigen Bildungszustand der vornehmen Gesellschaft, der Fürsten und Fürstinnen und ihrer Umgebungen liefert diese Biographie durch Mittheilung bisher ungedruckter Briefe aus diesen Kreisen reichhaltige Beläge. Der ergötzlichste unter denselben, eine wahre Perle seiner Art, ist der Brief einer vornehmen Hofdame, Baronin von Asseburg, den dieselbe an den Herzog Ernst August im Jahre 1747 nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin richtete, um dem sechzigjährigen Fürsten eine Nassauische Prinzessin, ihre Herrin, als Ersatz vorzuschlagen und zu empfehlen. Dieser Brief — einen aus der großen Zahl ähnlicher, mit denen der betrübte fürstliche Wittwer bei dieser Gelegenheit heimgesucht wurde — läßt von Seiten der Rechtschreibung, der Ausdrucksweise und des Stils Alles weit hinter sich, was heut zu Tage unsere den Köchinnenbriefstil gelegentlich nachzuahmen versuchende Witzblätter im Scherz zu Tage fördern. Mehr als ein ganzes Buch gewährt dieser Musterbrief ein belehrendes Zeugniß von dem traurigen Zustande der Bildung und Sitte und von der Gefühlsroheit, welcher damals in den höchsten Kreisen der deutschen Gesellschaft der herrschende war. Ich kann es mir daher nicht versagen, denselben dem Leser wortgetreu mitzutheilen. Hier ist er:

mag er selbst schwerlich im vollen Umfange gewußt haben, welch' eine Freundin und Vertheidigerin auch des Menschen in ihm er neben ihrer unbedingten Verehrung für seine Dichtergröße in dieser jungen Fürstin besaß, auf deren Charakter und Geist alles Große und Gute in der Natur ihres Vaters: seine Einfachheit und Schlichtheit des Wesens, sein durchdringender Verstand, sein klarer Gerechtigkeitssinn, seine großartige Humanität in Beurtheilung der Menschen und Dinge sich vorzugsweise vererbt zu haben scheint.

Je tiefer man in das Kleinleben der Weimarischen geselligen Verhältnisse eindringt, in deren Enge Goethe sein Dasein zu führen gehabt hat, desto inniger erkennt man die Wahrheit und Berechtigung jener vereinzelten Klagen, in denen er von Zeit zu Zeit seinem Innern poetisch Luft machte, über die zahlreichen Leiden und Nöthen aller Art, welche er durch kleinliche Anfeindung, Neid und Uebelwollen, Klatschsucht und Afterreden der Menschen in nächster Nähe sein Leben lang zu dulden hatte. Zu den Wenigen, die dies erkannten und in schmerzlicher Theilnahme die Unwürdigkeiten empfanden, welche der Titan durch die unaufhörlichen Nadelstiche solcher Verunglimpfungen zu leiden hatte, gehörte in erster Reihe die Prinzessin Caroline. Darum hatte sie schon in früher Jugend mit ihrer zwanzig Jahre älteren Freundin Lotte Schiller einen sogenannten „Schutz- und Trutzbund" geschlossen mit dem Gelübde und zu dem Zwecke: überall, sowohl öffentlich als insgeheim für den geliebten und verehrten „Meister" vertheidigend einzutreten (S. Charl. v. Schiller I., 646. 647. 706); und dieser Bund ward auch dann noch fortgesetzt, als seine Begründerin bereits Weimar verlassen und mit Schwerin als Gattin des Mecklenburgischen Erbprinzen vertauscht hatte. In diesem Bunde, von dessen Bethätigung die einzigen Spuren in der Korrespondenz beider Freundinnen erhalten sind,

stand Caroline obenan; ja sie hatte sogar zuweilen die Vertheidigerpflicht selbst gegenüber ihrer eigenen Mitverbündeten auszuüben. Dies zeigt sich gleich zu Anfange des Briefwechsels, der unmittelbar nach Schillers Tode beginnt. Lotte hatte ihr geklagt, daß Goethe „nicht den Muth habe sie zu sehen, und daß sie seine Theilnahme vermisse." Die Prinzessin antwortete darauf (12. Juni 1805): „daß Ihnen unser anderer Freund (Goethe) nicht so wohlthätig sein kann, thut mir leid für ihn; denn er muß in einer traurigen Stimmung sein, nicht Stärke genug haben, sich Trost geben zu wollen." Es ist bekannt, wie sehr sie damit das Richtige traf. Goethe war um die Zeit von Schillers Tode „elend krank", wie der jüngere Voß an Lotte schreibt (III. S. 217), und auch dieser war der leidende Zustand des Freundes zu jener Zeit keineswegs unbekannt (I., 404). In jenem ersten Briefe, den die Prinzessin nach Schillers Tode an dessen Wittwe schrieb, als dieselbe wieder einige Fassung gewonnen hatte, spricht sie über das letztere ihre Freude mit dem Zusatze aus: „Wie tröstlich ist es mir, von Ihnen zu hören, daß Sie ruhiger sind, so, wie es nothwendig Schillers Andenken mit sich bringen muß. Ich glaube, daß die Wirkung der Menschen nach ihrem Tode auf die Zurückgebliebenen am wahrsten von Ihnen zeugt." — Schon diese einzige Aeußerung läßt einen Blick thun in das gereifte Innere der noch so jungen, erst neunzehnjährigen Fürstin.

Während der ganzen zehn Jahre, welche ihr Briefwechsel mit Lotte Schiller umfaßt, bleibt ihre Theilnahme an Goethe immer dieselbe. Jeder Augenblick, den sie in seiner Gesellschaft verleben durfte, galt ihr als ein Glück, so lange sie in Weimar weilte; und nachdem sie es (1810) für immer verlassen hatte, bilden sein Ergehen und seine Gesundheit, seine dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten, seine Theaterleitung, sein ganzes Thun

und Treiben, den Hauptinhalt der Korrespondenz zwischen den beiden Freundinnen. Der Verkehr mit dem „Meister“ ist das Einzige, um welches die Fürstin in ihrer Mecklenburgischen Verbannung ihre in Weimar zurückgebliebene Freundin beneidet; denn im Uebrigen war ihr, aus ganz persönlichen Gründen, die Erinnerung an Weimar und ihre eigenen dortigen Zustände keineswegs erfreulich. Desto mehr erquickt sie sich an jedem Lebens- und Erinnerungszeichen, das ihr der entfernte „Meister“ spendet, an jedem Briefe, den er ihr schreibt, an jedem seiner Werke, das er ihr mittheilt oder mittheilen läßt. Immer will sie von ihm hören. Einer ihrer ersten Briefe aus ihrer neuen Heimath (vom 14. Januar 1811, S. 560—561) ist fast ganz von ihm erfüllt. „Der Meister hat mir (unter uns) eine große Freude gemacht, und mir auf meine Bitten die Ballade vom beschütteten Westchen geschickt, auch Verschen auf eine Volksmelodie, wie ich sie lieb habe. Durch Knebel hat er mir auch die Rede von Jakobs: „Ueber den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken“ zu lesen geschickt. Kennen Sie sie? mir hat sie erstaunend viel Freude und Genuß gegeben und nach meiner geringen Einsicht ist sie vortrefflich. — Wie lebt sich's denn recht in Weimar? Genießt man den Meister viel? giebts noch kleine Thee's im blauen Zimmer, wo der Meister ließt?“ Bald darauf heißt es in einem anderen Briefe (11. April 1811): „Der beste Meister hat mir auch den besten Brief geschrieben, der mich wirklich erquickt hat. Sagen Sie es ihm nur, ob ich's ihm gleichwohl schon selbst gesagt habe, aber gemein und dumm. Und grüßen Sie ihn, meine Loloa, und freuen Sie Sich seines Umgangs und seines Zutrauens. Ihnen gönne ich diesen Besitz von Herzen, da Sie ihn schützen müssen.“

Was das Letztere betrifft, so war Goethe gerade damals der Gegenstand bittersten Klatsches über seine häuslichen Verhältnisse.

Die weibliche Gesellschaft, Frau von Stein an der Spitze, ward nicht müde, die Frau, welche Goethe seit 1806 zu der Stellung und dem Range seiner Gemahlin erhoben hatte, mit einem wahrhaft ingrimmigen Hasse zu verfolgen, und alle Schritte, welche Goethe, wie es seine Pflicht war, that, um ihr in dieser Stellung zu Hilfe zu kommen und Anerkennung zu verschaffen, auf das böswilligste und unbarmherzigste zu bekritteln und zu verläumden. Da erscheint denn Karl Augusts Tochter unter allen Frauen des Weimarischen und mit Weimar zusammenhängenden Kreises in diesen ganzen drei Bänden des Briefwechsels von Charlotte Schiller als die Einzige, welche auch hier die Gerechtigkeit zu wahren weiß und jener Handlungsweise Goethe's ihre Anerkennung nicht versagt. Lotte Schiller hatte ihr berichtet, wie Goethe im Sommer 1811, da er seine Frau mit nach Karlsbad genommen, sie klug und geschickt mit gutem Erfolge in die dortige Gesellschaft einzuführen gewußt habe, und darüber ihre nicht eben wohlmeinenden Glossen gemacht. Caroline antwortet darauf: „daß sie Goethe'n darum nur loben könne“ und daß es eben ein Unglück sei, daß er seine Frau „nicht auch in Weimar zu einer neuen Erscheinung machen und ihr dadurch einen Standpunkt geben könne, der ihm und seinen Freunden bequemer wäre!“ Das eben war es. Ihre in ganz Weimar bekannte arme bürgerliche Herkunft war es, die der Armen in der Weimarischen Gesellschaft im Wege stand. Wäre sie „von Adel“ gewesen, — die „Gesellschaft“ würde ihr, sie hätte sein mögen wie sie wollte, die gesellschaftliche Anerkennung nicht versagt haben.

In demselben Briefe, in welchem die junge Fürstin diesen ihr zu hoher Ehre gereichenden edlen Gerechtigkeitssinn im Gegensatze zu der ganzen weiblichen Gesellschaft Weimar's — Lotte Schiller nicht ausgenommen — bezeugte, spricht sie zugleich ihr Verhältniß zu Goethe's Genius und ihre hohe Verehrung des-

Müller in dessen „Erinnerungen aus den Jahren 1806—13“. Sie schreibt bei dieser Gelegenheit: „Die Erwartung, unsre Geißel von Angesicht zu sehen hatte Entsetzen genug, um daraus auf sie selbst zu schließen. Nun, da ich aber gar nichts mehr zu fürchten habe, möchte ich ihn doch fast gesehen haben, und doch ist mir's wieder unaussprechlich wohl, die Aussicht darauf nicht mehr zu haben. Ich kann mich darüber (nämlich über jene Bezeugung seiner Ungnade) trösten, denn ich finde wenigstens eben soviel Ehre darin, von ihm zurückgesetzt oder vernachlässigt zu sein als vorgezogen und beglückt. — — Ich danke nur Gott, daß keine Niederträchtigkeit von unserer Seite geschehen ist, die gereuen könnte. Es wäre lächerlich, sich der ganzen Welt zu widersetzen; man muß dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, aber seiner eigenen Ueberzeugung und Gewissen auch, was ihr und ihm gehört.“ Solch eine Gesinnung ist herzerhebend inmitten der fast allgemeinen sklavischen Niedertracht, mit welcher zu jener Zeit so viele deutsche Fürstlichkeiten dem Erniedriger und Verderber des gemeinsamen Vaterlandes zu huldigen beflissen waren.

In dieser tapferen patriotischen Gesinnung verharrte sie bis an ihr Ende gegenüber dem großen Vergewaltiger, trotzdem daß dieser sie, wie wir aus Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester wissen, persönlich hochschätzte. Selbst ihre Liebe und Verehrung für Goethe hinderte sie nicht, als Napoleon demselben den Orden der Ehrenlegion verliehen hatte, über des Meisters Anhänglichkeit an das rothe Bändchen ein wenig zu spotten. (S. 596 Brief vom 5. September 1811.) Und als Goethe im Jahre darauf auf das Ansuchen der Karlsbader Bürgerschaft die im Bade anwesende Gemahlin Napoleons mit dem bekannten Huldigungsgedichte begrüßte, das er freilich, wie er an Frau v. Stein gleichzeitig gestand (III, 432), „in jetziger Zeit nicht ohne Sorgen publizire„ — schrieb die Prinzessin ihrer Freundin: „Ich habe

noch auf dem Herzen, Ihnen zu sagen, daß ich nicht ganz so mit des Meisters Gedicht auf die eine Dame zufrieden bin, als Sie es mir zu sein scheinen. Mir deucht, daß er Vieles bequemer hätte ungesagt sein lassen können, ob es gleich sehr schön und vortrefflich gesagt ist.“ Bei solcher Gesinnung war es denn natürlich, daß sie die ersten Anfänge der deutschen Volkserhebung des Jahres 1813 in ihrer nächsten Nähe auf das Freudigste begrüßte. Schon am 27. März 1813 meldet sie davon aus Schwerin ihrer Freundin: „Den 12. kamen die ersten Kosacken hier an, ein russischer Offizier mit ein paar Mann Eskorte, der eine Art Auftrag hierher hatte. Leicht werden Sie denken, wie interessant es für Alle war, wie eigen, ein Musterchen derjenigen mit Augen zu sehen, die jetzt, wie es scheint, der Welt eine andere Gestalt geben wollen. Den Sonntag kam Tettenborn an der Spitze mehrerer Kavalleristen hier in loco angesprengt. Der Einzug seiner ihm folgenden Kavallerie, meist aus Kosacken bestehend, war unter Musik und Gesang; das Ganze äußerst abenteuerlich durch Anblick, Umstände, Zeit und Stimmung, und mir unvergeßlich. Wie es bei unsern Nachbarn, den Hansestädtern, aussieht, werden sie wohl wissen und die frohen Aeußerungen einer sich selbst bewußten Freiheit kennen. Alle diese Seestädte glauben von Neuem zu leben. In der unsrigen, muß ich Ihnen doch sagen, wurde von den Schiffern, als sie die Stadt durchzogen, Schiller's Reiterlied gesungen! Heute Morgen rückte hier die Garde aus mit Jubel nach Hamburg. Viele sollen nachfolgen, die sich freiwillig stellen werden, mit Lust und Freude. Gestern waren wieder fremde Truppen über die Elbe gekommen, aber vom Volk zurückgewiesen worden; man erwartet sie auch in hiesiger Gegend, 500 Bauern waren bereit, sie in Empfang zu nehmen.“ Wenn man bedenkt, daß damals Deutschland noch fast ganz in den Händen der Franzosen war, so wird man den

Muth der Schreiberin achten, der dazu gehörte, solch einen Brief dem Wege von Mecklenburg nach Weimar anzuvertrauen, was natürlich nur durch sichere Privatgelegenheit geschehen konnte.

Auch in den folgenden Briefen sehen wir die vortreffliche Prinzessin mit ganzer Seele an der fortschreitenden Erhebung theilnehmen, Freiwillige ausrüsten und für die Pflege der Verwundeten sorgen, obschon ihre eigene Gesundheit bereits leidend war. Als aber nach dem glücklich beendeten Kriege im Jahre darauf die Kunde von Napoleons Rückkehr erscholl und Alles mit Entsetzen erfüllte, da ist ihr erster Gedanke der: daß dies Ereigniß doch vielleicht dadurch sein Gutes haben könne, daß es der schmachvollen Behandlung der deutschen Dinge auf dem Wiener Kongresse von Seiten der dort versammelten Mächtigen und ihrer Diplomaten eine Wendung zum Bessern geben könne. Hören wir diesen ersten Ausbruch ihrer Empfindung mitten in dem Briefe vom 14. März, den sie an ihre Freundin schrieb: „So weit war ich, als die Nachricht von Napoleons Entweichung eintraf. Was soll denn das geben? ich bin seiner und Alles was zu ihm gehört, so satt, daß mir für den Augenblick die ganze Geschichte nur ekelhaft ist. Indessen denke ich, daß vielleicht der Himmel, der ihn schon so oft mit solchem Succeß als Strafruthe gebraucht hat, ihn, gleich einem Sturmwind, nur so für den Moment losläßt, um die sich jetzt Berathenden und Verwirrenden in einen heilsamen Schreck zu setzen, daß sie sich besinnen: die Zeit sei edel, und seine fünf Sinne zusammenhalten thäte uns Noth. Diese Guten bedurften wohl der stärkendsten Kräuter zu einem Kopfbade. Die Kräuter müßten indessen von ganz absonderlichen Kräften sein, unter ganz besonders günstigen Gestirnen ausgestreut und von Engeln selbst gepflückt!“

Wenn sich hier die junge Fürstin als eine scharfsinnige und freimüthige Politikerin und in der Kritik des Wiener Kongresses

als die ächte Tochter ihres Vaters zeigt, so stimmt sie mit dem letzteren auch überein in der Beurtheilung des französischen Charakters und seiner wankelmüthigen und leichtsinnigen Unzuverlässigkeit. Sie meldet, daß Napoleon nach Wien an „seine Kaiserin“ geschrieben habe: Que les peuples l'avaient appelé, und setzt hinzu: „Ich möchte gar zu gern, daß Napoleon ewig der Franzosen Kaiser bliebe, wenn er nur nicht über die Grenze kann! Meine Kinder aber lehre ich doch ganz gewiß in der Naturgeschichte: daß die Franzosen Franzosen, d. h. eine den Menschen untergeordnete Klasse von Geschöpfen sind. Das wird ihnen weit richtigere Ansichten über Vieles geben.“ Die achtundzwanzigjährige Fürstin, welche dieses schrieb, war die Mutter jener späteren Herzogin von Orleans, die im Jahre 1848 von dem französischen Charakter die herbste Erfahrung machen sollte! Karl August aber, Karolinens Vater, der die Literatur der französischen Nation gar wohl zu schätzen wußte, schrieb über dieselbe schon 1793 an Knebel: „Wer diese Nation in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen. Sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist in ihnen ausgelöscht; ich habe nichts ähnlicher mit dem jüdischen Charakter gefunden, als den der Franzosen. Was hilft der sogenannte und so hoch belobte Atticismus, oder wie man es sonst nennen will — dieser Nation, bei der sonst alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloschen ist.“

Die zuvor mitgetheilten Aeußerungen gehören zu den letzten, welche wir von der Prinzessin besitzen. Ihre letzte ist ein Gruß an Goethe, von dessen Erkrankung ihr, der selbst schon schwer Kranken, die Freundin geschrieben hatte. „Daß der Meister krank war“, heißt es in dem letzten ihrer mitgetheilten Briefe an Lotte Schiller, „habe ich recht bedauert. Gucken Sie ja in

als dergleichen Nachrichten noch immer zu den Seltenheiten gehören. „Nächst der munteren frischen Hausfrau traf ich bei ihm ein reizendes Mädchen, Fräulein Karoline Ulrich, eine Waise, die im Goethe'schen Hause eine Zuflucht gefunden hatte und die später Riemer's Frau wurde. Sie verstand es, sich in die Frau Geheimräthin von Goethe zu schicken, war deren treue Begleiterin auf Bällen und Vergnügungspartien und trug durch ihre liebliche Erscheinung dazu bei, den Reiz der Goethe'schen Häuslichkeit zu erhöhen. Es ging bei dem Dichterfürsten oft ganz patriarchalisch zu, besonders wenn Goethe an stillen Abenden mit seiner Frau und Fräulein Ulrich eine Partie Whist „mit dem Strohmann" spielte, wobei ein Gläschen Punsch nicht fehlen durfte. Des Spieles unkundig, saß ich daneben, langweilte mich oft und erlaubte mir dann wohl neckend muthwillige Störungen, welche Goethe voll Scherz, aber nie zürnend, abwehrte. Beim Mittagsessen war Goethe mit Riemer, Meyer und andern Gästen, deren Zahl jedoch niemals acht überstieg, immer sehr heiter. Das Mahl war stets von gediegener Einfachheit, das Getränk trefflicher Burgunder. Beim Dessert entfernten sich die Damen des Hauses, „die lustigen Weiber von Weimar", wie Goethe sie scherzend nannte" — das heitere Gedicht „die Lustigen von Weimar", das um diese Zeit gedichtet ward, erhält dadurch, wie man sieht, seinen näheren Bezug — „um spazieren zu fahren. Auch August, sein schöner erwachsener Sohn, wiewohl bei Tisch am Gespräch theilnehmend, zog sich still zurück und ging andern Geschäften nach. Die Herren — denn nur sehr selten wurden Damen zu Mittag geladen — blieben dann sitzen. Auch ich hatte ein für alle Mal die Erlaubniß zum Dableiben. Sobald wir allein waren, nahm Goethe jederzeit einen bestimmten Gegenstand vor, an welchen er seine scharfsinnigen Bemerkungen reihte — und unter solchen interessanten

und belehrenden Gesprächen kam unmerklich der Abend herbei, der neue Genüsse brachte, da man gewöhnlich in's Theater fuhr. Riemer und Meyer pflegten Goethe zu begleiten; bisweilen schlossen sich auch die Damen an. Der Dichter hatte schon damals eine geschlossene Parterreloge, unterhalb der fürstlichen. In den Zwischenakten wurde kalte Küche präsentirt, auch der Burgunder fehlte nicht. Goethe's Kritik der Aufführungen war in die geringsten Kleinigkeiten eingehend. War er mit einer Darstellung zufrieden, so ertönte sein Beifall durch lautes dreimaliges Händeklatschen, deutlich vernehmbar für Zuschauer und Schauspieler."

Ueber das Verhältniß Goethe's zu seiner Frau bemerkt sie: „Auch hier bewährte sich des großen Dichters Neigung für das Natürliche, wenn dasselbe nur tüchtig war. Wie wenig passend bisweilen das Benehmen der Frau Geheimräthin außerhalb des Hauses auch sein mochte, welche derben Ausdrücke sie gelegentlich auch gegen die Dienstboten gebrauchte: im Grunde ihres Herzens war sie doch gutmüthig, dem Dichter gegenüber stets aufmerksam, sorglichpflegend, Unangenehmes abwährend. Ihre durch nichts zu erschütternde unbefangene Heiterkeit und ihr neckisches Geplauder waren Goethe ganz recht." Sie wurde ihm im Juni 1816 durch eine Entzündungskrankheit unerwartet entrissen. „Da ich wußte," erzählt L. Seidler, „daß Goethe sie von Herzen lieb gehabt, daß er stets gefühlt, wie sie ihm das Leben erleichtert und möglichst bequem gemacht durch Abwehren von Dingen, die ihm lästig wurden, so drängte es mich, ihm schriftlich mein innigstes Mitgefühl auszusprechen. Ich erhielt folgende Antwort: „„Den lieben Jenaischen Freunden und Nachbarn tausend Dank für Ihre tröstlichen Worte. Bei dem großen Verluste kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist."" Aber selbst in diesem Briefe mochte der so hart

IV.

Corona Schröter.

In der ersten dieser Skizzen aus dem alten Weimar, in welcher ich das Bild der liebenswürdigen und hochbegabten Tochter Karl August's von Weimar, Prinzessin Caroline, der treuesten Verehrerin und Freundin Goethe's zu zeichnen versuchte, hatte ich Veranlassung, der liebevollen Pietät zu gedenken, mit welcher die gedachte junge Fürstin das Gedächtniß einer der edelsten künstlerischen Frauengestalten des alten Weimar durch Errichtung eines Denkmals auf dem Grabe derselben zu ehren sich hatte angelegen sein lassen. Diese Frauengestalt ist die von Goethe in einem der schönsten seiner Gedichte „Auf Mieding's Tod", besungene Sängerin, dramatische Künstlerin und Komponistin Corona Schröter, einst der leuchtendste Stern jener poetisch-genialen Zeit des von Goethe gestifteten und geleiteten Liebhabertheaters von Weimar in den Jahren 1777 bis 1783.

Wer war Mieding? Ein schlichter Mann aus dem Volke, ein alter kränklicher Tischlermeister in Weimar, nicht bekannt über das Weichbild der kleinen damals erst in den Anfängen ihres Aufstrebens befindlichen Musenstadt an der Ilm, aber eine Art von tausendkünstlerischem „Faktotum", schon vor Goethe's Ankunft in Weimar, an der von der Herzogin-Regentin Anna

Amalia improvisirten Bühne, bei welcher er als Maschinist und später als Theatermeister thätig war. Er erlebte nur noch die ersten fünf Jahre von Goethe's Leitung dieser in unserer Theatergeschichte so berühmten, von Eduard Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" so liebevoll gewürdigten Weimarischen Liebhaberbühne. Aber diese kurze Zeit hatte hingereicht, dem großen Dichter, der wie kein anderer ein Auge hatte für die bescheidenen Tugenden des sogenannten „niederen" Volkes, einen Mann werth zu machen, der, wie kaum ein anderer, alle jene guten Eigenschaften unter seinen Augen bewährt hatte, welche der Dichter so oft in der sogenannten guten Gesellschaft schmerzlich vermißte. Schon zu Ende des Jahres 1777 schrieb er darüber von seinem abenteuerlichen Harzritte aus an seine Freundin, die nicht nur von Geburt, sondern auch von Gesinnung hocharistokratische Frau von Stein: „Wie sehr habe ich wieder auf diesem dunklen Zuge Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Dulden, — Dulden in un — un — ich will mich nicht in Ausrufungen verlieren!" Wenn wir auch sonst kein anderes Zeugniß hätten: diese einzige Aeußerung, die erst siebzig Jahre später an die Oeffentlichkeit kam, würde genügen diejenigen zu beschämen, die unserm größten Dichter vorwerfen zu dürfen glaubten, daß er der „Höfling" der „Aristokrat", der „Fürstenschmeichler", kein Herz für das Volk gehabt habe (S. Weimar und Jena, 2. Ausg. I. Seite 157 — 162). In Mieding hatte er, wie gesagt, alle jene Eigenschaften des Volks verkörpert gefunden, und darum erwählte er diesen Mann des niedern Volks, um ihn, als derselbe zu Anfang des Jahres 1782 als ein Opfer seiner treuen begeisterten Hingebung an die Kunst

Darstellung der Goethe'schen Iphigenie, die durch sie zum ersten Male im Jahre 1779 gestaltet in sichtbare Erscheinung trat. Kein geringerer als der Dichter selbst stand ihr dabei in der Rolle des Oreſt zur Seite. Es war das ideal schönste Menschenpaar, das jemals zusammen auf den Brettern in einer so ganz dem Ideale angehörenden dichterischen Schöpfung zur Verkörperung dieser Gestalten gewirkt hat. Ein Zeitgenosse, dem das Glück zu Theil ward, dieser mehrmals wiederholten Darstellung beizuwohnen, sagt von derselben: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Oreſt im griechischen Kostüme bei der Aufführung seiner Iphigenie machte; man glaubte einen Apoll zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit."

Wenn es jemals ein von der Natur für einander geschaffenes Menschenpaar gegeben hat, so waren es Goethe und Corona Schröter. Es gehört zu dem tragischen Geschick in Goethe's Leben, daß er an der Verbindung mit diesem in jeder Beziehung zu ihm passenden und seiner würdigen, von ihm als Künstlerin und Frau so hoch verehrten und geliebten weiblichen Wesen durch Einflüsse, über die wir bei dem gegenwärtigen Mangel aller Quellen nur Vermuthungen haben können, verhindert und dadurch von der Ausfüllung seiner Existenz durch eine seiner würdigen Ehe und von der Begründung eines sittlichen Familienlebens abgehalten wurde, das er in den ersten Jahren seines Lebens in Weimar ebenso sehr ersehnte, als er, wie Wenige, für ein solches geschaffen war.

Es ist für mich unzweifelhaft, daß zwischen Beiden während der ersten drei bis vier Jahre nach Corona's Ankunft in Weimar ein Herzensverhältniß bestand, welches von Seiten Goethe's nach dem Zeugnisse des intimsten Kenners der Verhältnisse Goethe's (Riemer II., S. 63) bei weitem „leidenschaftlicher" und inniger

war, als seine damaligen romantisch überschwänglichen Huldigungen und Beziehungen zu Frau v. Stein, die erst später, seit dem Frühlinge des Jahres 1781 den „neuen" Charakter einer vollständigen intimen „Liaison" annahmen, während noch im Sommer des Jahres 1779, wie eine von Riemer aus dem Goethe'schen Geheimtagebuche mitgetheilte kurze vereinzelte Notiz bezeugt, seine Neigung entschieden auf Corona's Seite stand. Durch ebendenselben langjährigen Vertrauten Goethe's wissen wir, daß es überhaupt in Goethe's früherem Weimarischen Leben „nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen für eine zu schließende eheliche Verbindung fehlte, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben." Zu diesen „Versuchen" dürfte auch Goethe's Verhältniß zu Corona Schröter gehört haben, das im Jahre 1779 einem solchen Abschlusse nahe gewesen zu sein scheint. In der Reihe aber der von Riemer angedeuteten verhindernden Ursachen stand, wie wir weiterhin sehen werden, obenan Frau von Stein, für welche die ihr an Schönheit und Jugend wie an künstlerischer Bildung, Adel des Herzens und Güte des Charakters weit überlegene Corona Schröter von Anfang an den Gegenstand jener heftigen Eifersucht*) gebildet zu haben scheint, unter welcher Goethe überhaupt, sowohl vor als nach dem Zeitpunkte des endlichen, mehr von Berechnung als von wahrer Leidenschaft herbeigeführten Zugeständnisses ihrer vollen Gunst, so schwer gelitten hat.

Nach jenem Zeitpunkte gestaltete sich natürlich Goethe's Verhalten zu Corona Schröter anders als früher. Zwar blieben Beide in freundschaftlichem und künstlerischem Zusammenhange, wie ihn Goethe's Briefe an Frau von Stein an vielen Stellen bezeugen. Sie componirte die Musik zu Goethe's „Fischer", in

*) Vergl. Goethe Briefe an Frau von Stein I. 121 und 124.

welchem sie die Hauptrolle spielte. Sie war in Begleitung ihrer Gesellschafterin und Freundin, eines Fräulein Probst, die sie aus Leipzig mitgebracht hatte und die ihr bis an ihr frühes Lebensende eine treue Gefährtin blieb, oft Goethe's Tischgast in seinem Gartenhause bei Gelegenheit von Proben und Vorbereitungen theatralischer Aufführungen; und auch Goethe folgte häufig ihren gesellschaftlichen Einladungen zu musikalischen Genüssen, die sie bei sich veranstaltete. Auch bei Frau von Stein hatte er sie eingeführt, doch ohne daß zwischen Beiden ein freundschaftliches Verhältniß zu Stande kam. Jene Stelle in dem Gedichte auf Miedings Tod, mit dem Goethe die Künstlerin unsterblich gemacht hat, war gleichsam eine Abschiedshuldigung seiner Liebe zu ihr. Sein fürstlicher Freund, der Herzog Karl August, schrieb darüber in seiner heiter derben, zuweilen an Cynismus streifenden Art an Knebel (23. März 1782): „Mieding ist fertig, und Corona bekommt darin einen ganz unverwelklichen Kranz. Schade, daß der Minnesold in neueren Zeiten so theuer ist; wäre er es weniger, gewiß sie könnte Goethe'n nicht anders als mit ihrer Person danken. O wie wollten wir noch in unsern alten Tagen Verse machen lernen!*)" Die „alten Tage" nehmen sich freilich komisch aus im Munde des damals erst im fünfundzwanzigsten Lebensjahre stehenden Fürsten; aber seine Aeußerung selbst ist ein Ehrenzeugniß für die tadellose Sittenreinheit Corona's, über welche erst ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tode die Klatschsucht der Gemeinheit, die es liebt, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub", zu sich hernieder, „zu ziehen", Anzweiflungen zu erheben gewagt hat, für welche bis heute auch nicht der Schatten einer Begründung hat beigebracht werden können.

*) S. Knebel's Lit. Nachlaß I. 132. Schade a. a. O. S. 122—23.

Mit dem Aufhören des Weimarischen Liebhabertheater's endete Corona's Auftreten als Schauspielerin auf der Bühne. Sie beschränkte sich seitdem auf das Mitwirken in den Hofkoncerten und sonstigen musikalischen Aufführungen, an welchen sie in ihrer Stellung als Hofsängerin theilzunehmen hatte. Für die im Jahre 1784 errichtete Bühne, deren Leitung Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien übernahm, wirkte sie nur insofern, als man ihrer Lehre und Leitung ausgezeichnete junge Talente anvertraute, unter denen die von Goethe unter dem Namen „Euphrosyne" in dem gleichnamigen Gedichte gefeierte Schauspielerin Amalie Louise Neumann-Becker den ersten Platz einnimmt. Daß es ihr bei dieser Thätigkeit auch zuweilen an bitteren Erfahrungen schnödesten Undanks von Seiten einiger Schülerinnen nicht fehlte, dafür liefert ein von Pasqué in seiner Geschichte von Goethe's Theaterleitung mitgetheilter Fall ein schlagendes Beispiel.

Während Goethe's Abwesenheit in Italien kam bekanntlich Schiller nach Weimar. Er war durch seine Dresdener Freunde an Corona empfohlen worden, und machte in Folge dessen bald die Bekanntschaft der Künstlerin, mit der er, wie später seine Frau, in dauernder freundlicher Verbindung blieb. Zur richtigen Beurtheilung seiner in den Briefen an Körner vorkommenden Aeußerungen über Corona muß man festhalten, daß er in denselben auf Körner's frühere sehr ernstliche Leidenschaft für die schöne Künstlerin und auf Frau Minna Körner's dadurch hervorgerufene Eifersucht Rücksicht nehmen zu müssen glaubte. Denn obschon Schiller damals überhaupt in seiner Beurtheilung Weimarischer Personen und Zustände sich mehr als einmal übereilte und einer durchaus unrichtigen Auffassung in seinen Briefen Worte lieh, so ist doch das abfällige Urtheil, welches er gleich nach der ersten sehr flüchtigen Begegnung über Corona Schröter

neu gegründeten Weimarischen Hoftheaters getreten, an dessen Stelle bis dahin, — nach dem Aufhören des fürstlichen Liebhabertheaters der Jahre 1775—1783, dessen Seele gleichfalls Goethe gewesen war — die Bellomosche aus Oberdeutschland dahin gezogene Gesellschaft Hof und Stadt mit theatralischen Genüssen versorgt hatte. In dieser Gesellschaft befand sich unter andern auch ein Schauspielerehepaar Namens Neumann, mit einem Töchterchen, der später in den Annalen des Weimarischen Theaters so berühmt gewordenen Christiane. Geboren zu Crossen (25. Dezember 1778), hatte sie bis dahin das herumziehende Leben der Eltern getheilt und war schon als fünfjähriges Kind von ihrem Vater, der damals als Prinzipal einer eignen kleinen Truppe vorstand, zu allerhand kleinen theatralischen Leistungen angeleitet und verwendet worden. Sie war noch nicht volle neun Jahre alt, als sie zum erstenmale auf der Weimarischen Bühne in der Rolle des Edelknaben in Engel's gleichnamigen Drama auftrat. Kleine Residenzen mit einem kunstsinnigen Hofe sind der Erziehung junger Talente bekanntermaßen günstiger als große. Das reichbegabte Kind, dessen wunderbares Talent sofort die Aufmerksamkeit der Herzogin Mutter Anna Amalia erregte, wurde von ihr der berühmten Corona Schroeter zur künstlerischen Ausbildung übergeben, an der sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien auch persönlich mit lebhaftem Interesse betheiligte. So ward ihr in frühester Jugend das Glück zu Theil, den größten Dichter und Dramaturgen und die berühmteste Künstlerin des theatralischen Vortrages zu ihren Lehrmeistern zu haben. Als ihr Vater kurz vor der Einrichtung des neuen Hoftheaters starb, war Christiane wenig über zwölf Jahre alt, nicht „vierzehnjährig", wie Goethe sie in den Tages- und Jahresheften nennt. Sie war, wie er hinzusetzt: „das liebenswürdigste natürliche Talent, das mich um Ausbildung anflehte." Er

gewährte ihr dieselbe mit immer wachsendem Interesse und mit einer liebevollen Sorgfallt, wie sie weder vorher noch nachher einem anderen theatralischen Talente von dem großen Meister zu Theil geworden ist. Schon damals (1791) studirte er ihr jene Rolle des Arthur in Shakespeare's König Johann ein, deren Darstellung durch sie er in seinem Gedicht „Euphrosyne" in so rührender Weise gedenkt, und deren Wirkung er selbst als eine „wundervolle" bezeichnet.

Von diesem Tage an ward und blieb sie der Liebling des Hofes und des Publikums von Weimar. „Wenn sie so fortfährt", äußerte Wieland, „wird Deutschland bald nur eine Schauspielerin haben"; und der berühmte Iffland, welcher bei seinen Gastspielen in Weimar Gelegenheit hatte, ihr wunderbares Talent zu beobachten, faßte seine Bewunderung für die jugendliche Künstlerin in das Urtheil zusammen: „Sie könne Alles, weil sie frei sei von aller gemachten Empfindsamkeit". So ausgezeichnet waren ihre Leistungen, daß Goethe, wie er bei Gelegenheit ihrer Darstellung des Shakespeare'schen Arthur im „König Johann" ausdrücklich bemerkt, große Mühe darauf zu verwenden hatte, „alle die Uebrigen mit ihr in Harmonie zu bringen." Ihre liebevolle Hingabe an ihres großen Lehrmeisters bildende und leitende Theilnahme war für Goethe vorzugsweise das Band, welches ihn an die neubegründete, seiner Leitung untergebene Anstalt fesselte. „Durch sie sei er an die Bretter gewöhnt worden," hörte man ihn später zum öftern sagen. Sie wählte er daher jedesmal, wenn er in seinen Prologen und Epilogen — jenen kleinen Theaterreden von unnachahmlicher Anmuth — zum Publikum zu sprechen, demselben seine Wünsche und Erwartungen, seine Bitten und fördernde Theilnahme an der Anstalt und um freundliche Beurtheilung des etwa noch Mangelhaften oder als mangelhaft Erscheinenden, vorzutragen hatte. Es sind dies die

„rührenden Reden voller Gehalt", von denen es in dem Gedichte Euphrosyne heißt, daß der Dichter sie den „kindlichen Lippen" seines Lieblings „zum Volke zu sprechen vertraut habe." Dahin gehört der rührende „Epilog" zu der letzten Vorstellung des Jahres 1791 (nicht 1792 wie in der Ausgabe der Goethe'schen Werke letzter Hand Bd. XI., S. 357 unrichtig angegeben ist*), der von der dreizehnjährigen Christiane, umgeben von einer Gruppe vieler Kinder gesprochen wurde, — ein Gedicht, das besser und eindringlicher wie ganze Bücher die sittliche Beziehung und Einwirkung der Bühne auf das Leben in wunderbar einfacher Weise ausspricht. Ebenso die Prologe vom 15. Oktober 1793 und vom 7. Oktober 1794. Diese von Schiller wegen ihres ganz eigenen, reizenden und anziehenden Charakters bewunderten Theaterreden muß man lesen und sich dieselben von der lieblichsten Erscheinung mit der seelenvollsten Stimme und einer zur Natur erhobenen Kunst gesprochen denken, um den Zauber zu empfinden, den sie aus Christianens Munde nach den erhaltenen Äußerungen von Zeitgenossen überall, wo die Weimarische Gesellschaft auftrat, in Weimar, Erfurt, Rudolstadt, Lauchstedt und Halle, auf die Hörer ausübten.

Die Vielseitigkeit dieses wunderbaren Talents ist vielleicht ohne Beispiel in der deutschen Theatergeschichte, zumal wenn man die Kürze der Lebenszeit bedenkt, welche ihr zur Bethätigung desselben vom Geschick vergönnt war; denn noch ehe sie ihr neunzehntes Jahr vollendet hatte, wurde sie, wie wir weiterhin sehen werden, ihrer Kunst und dem Leben entrissen. Aber in dieser kurzen Zeitspanne von kaum fünf Jahren, seitdem die Vierzehnjährige zuerst als Arthur im König Johann ihrem Lehrer Goethe Thränen der Bewunderung entlockt hatte, durchmaß sie

*) S. E. W. Weber: Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. S. 288

auf den Flügeln des Genius den ganzen Bereich weiblicher Darstellungen der größten Gestalten dramatischer Dichtung. „Ophelia" in Shakespeare's Hamlet, „Clärchen" in Goethe's Egmont, „Amalie" in den Räubern, „Prinzessin Eboli" im Don Carlos „Emilia Galotti" und „Minna von Barnhelm" in Lessing's gleichnamigen Dramen, „Louise" in Kabale und Liebe und „Marianne" in Goethe's Geschwistern werden von den Annalisten der Weimarischen Bühne als diejenigen unter ihren Leistungen höheren Stils genannt, in welchen sie auch in der Folgezeit auf dem Weimarischen Theater unerreicht blieb. (S. Genast, Tagebuch eines alten Schauspielers; Pasqué: Goethe's Theaterleitung in Weimar; Musculus: Euphrosyne. Leben und Denkmal (1836); Dr. E. W. Weber: Zur Geschichte des Weimarischen Theaters.) Aber diese hier genannten klassischen Hauptrollen finden wir umgeben von einem Rahmen zahlreicher anderer, in welchen sich die an das Wunderbare grenzende Vielseitigkeit ihrer reichen Begabung auf das Anmuthigste ebensowohl in heiter komischen und phantastischen als in rührenden Gestaltungen offenbarte. Mochte sie heute den „Kellnerjungen" Franz in Shakespeare's Heinrich IV., morgen im Goethe'schen Großkophta die „Nichte" der Marquise spielen, hier in einem Gozzi'schen Märchen die Geliebte eines Königs, dort in einer Beil'schen Posse einen lustigen Theaterdiener darstellen — immer und überall, als Knabe, als Mädchen, als Shakespearescher Prinz Gloster (in Heinrich IV., zweiter Theil) oder als Kotzebue'sche Gurli bewährte sie die angeborene Meisterschaft und Vielseitigkeit des glücklichsten Naturells. In der großen Anzahl ihrer Rollen, die sie in allen Fächern der dramatischen Kunst, in Schauspiel, Trauerspiel und Lustspiel nach und nach darzustellen hatte, und deren die Verzeichnisse bei Musculus und Pasqué nicht weniger als fünfunddreißig aufzählen, wird auch nicht einer

einzigen gedacht, die ihr irgendwie mißlungen wäre. Der Schauspieler Genast der ältere, Goethe's langjähriger Regisseur, der sie zuerst als noch nicht dreizehnjährige im Jahre 1791 in der Rolle der „Bärbel" in Ifflands „Jägern" sah, berichtet mit Staunen, „was dies schon zur Jungfrau erblühte Kind aus der an sich unbedeutenden Rolle zu schaffen vermochte. Diese Trägheit im Ausdruck des Gesichts, im Sprechen und in allen Bewegungen war unbeschreiblich charakteristisch. Ein Sturm von Applaus erhob sich, als sie die Bühne verließ, nachdem sie dieselbe mit unnachahmlicher Trägheit aufgeräumt hatte." (Ed. Genast, Tagebuch I., S. 80.) Sie war eben gleich groß in Darstellung und Charakteristik der unbedeutendsten wie der bedeutendsten dramatischen Gestalten.

Alle Huldgötter schienen sich vereint zu haben, um dies wunderbare Wesen, das der Erde und der Kunst nur so kurze Zeit gegönnt sein sollte, mit den reichsten Gaben schmückend auszustatten. Ihr ganzes Wesen wie ihre äußere Erscheinung, ihr zierlich schlanker Wuchs und die reizend einnehmende Gesichtsbildung des von blonden Locken umgebenen Kopfes trugen das Gepräge bezaubernder Anmuth und Lieblichkeit. So erscheint sie noch heute in den erhaltenen, wiewohl meist nur flüchtigen und von Dilettanten, unter denen sich auch die Herzogin Mutter Amalie befindet, gemalten und gezeichneten Abbildungen, von denen eine im Stahlstich wiederholte mir vorliegt. Dazu gesellte sich das Organ einer Stimme, die, jeden Ausdrucks fähig, schon bei dem einfachsten Sprechen dem Hörer ein Genuß war, und die in heitern wie in tragischen und leidenschaftlichen Partien unwiderstehlich in die Herzen eindrang. Sie schien nicht, sie war immer was sie spielte. Das war es, was sie zur Künstlerin machte; denn auch in ihrer Kunst gilt das Wort, daß der Künstler, wie der Dichter, nichts zu schaffen vermag, was er nicht selber

mehr oder weniger in sich trägt und besitzt. Endlich ein fein gebildeter in dem vertrauten Verkehr mit ihrem Lehrer und Meister Goethe, mit Wieland und mit allen bedeutenden Persönlichkeiten des damaligen Weimarischen Hofes, früh geschulter Geist und Geschmack, der sie weit über die gewöhnliche Sphäre der Schauspieler hinaushob, und der durch die Eigenschaften ihres liebevollen Herzens und ihres tief empfindenden Gemüths, von denen die rührendsten Züge erzählt werden, seine Vollendung erhielt.

Noch nicht volle vierzehn Jahre alt, war sie bereits zur Jungfrau erblüht, nicht minder wegen ihrer Schönheit als durch die Höhe ihrer künstlerischen Leistungen Gegenstand allgemeiner Liebe und Bewunderung. Aber eben diese Frühreife sollte ihren Untergang herbeiführen. Ein junger preußischer Edelmann, ein Herr v. Blumenthal, der aus Liebe zur Kunst sein Vaterland und seinen Adel aufgegeben hatte und unter dem Namen Becker, den er lebenslang beibehielt, ein geschätztes Mitglied des Weimarischen Theaters geworden war, gewann ihr Herz und schon im Juli 1793, erst fünfzehnthalb Jahr alt, reichte sie ihm ihre Hand. Ein Jahr darauf gebar sie ihm eine Tochter — die sie nach ihrer großen Lehrerin Corona nannte — die spätere Mutter des ausgezeichneten Aquarellmalers Karl Werner, und anderthalb Jahre darauf eine zweite.

Als sie nach der Geburt ihrer ersten Tochter zum ersten Male wieder, und zwar in einer Knabenrolle („Jakob" in Iffland's „Alte und Neue Zeit") auf dem Theater in Weimar erschien, feierte Goethe das Auftreten der jugendlichen Mutter (7. Oktober 1794) durch einen von ihr selbst im Charakter ihrer Rolle gesprochenen Prolog, der wohl in seiner Art durch die spezielle Bezugnahme auf die Person der Sprechenden einzig dasteht. Es heißt in demselben:

„Ja! alt und neue Zeit, das sind fürwahr
Besondre Worte! — Seh ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen, auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jakob soll ich heißen,
Ein Knabe sein? — das glaubt kein Mensch.
Wie viele werden nicht mich sehn und kennen,
Besonders die, die mich, als kleine Christel
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.
Was soll das nun? — Man zieht sich aus und an;
Der Vorhang hebt sich, da ist alles Licht
Und Lust, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel.
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiß,
Was sie zu ihren Kindern sagen soll."

Es liegt etwas ahndungsvoll Trauriges in diesen scheinbar heitern Zeilen, wie eine Ahndung des kommenden Geschicks, das denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Denn diese Entbindungen in so jugendlichem Alter, verbunden mit den außerordentlichen Anstrengungen ihres künstlerischen Berufes brachen die Kraft des zarten jungen Weibes. Nach der Geburt ihrer zweiten Tochter im Sommer 1796 erkrankte sie bedenklich. Goethe that alles Mögliche, das von ihm so geliebte Leben zu erhalten. Er erleichterte ihr in jeder Weise ihre Stellung, ließ andere in ihre Rollen eintreten, ja er erbot sich sogar, sie auf lange Zeit ganz vom Spielen zu dispensiren, und suchte zu diesem Ende eifrig irgend einen Ersatz für sie zu schaffen. Sie dagegen raffte alle Kraft zusammmen, um den verehrten Meister seine Sorge um sie und die ihm untergebene Anstalt zu erleichtern. Es war treue Wahrheit, was der Dichter in der ihr geweihten Elegie Euphro-

syne den Geist der Dahingeschiedenen zu sich sprechen und bitten läßt: daß er ihrer gedenken solle:

„Wenn eine Dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an Deinem Lächeln sich freuet,
Und am Platze sich nur, den Du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte
Selbst bis zur Pforte des Grab's, freudiges Opfer sie bringt:
Guter! dann gedenkest Du mein und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!"

Selbst bis zur Pforte des Grabes! — Also war es. Die letzte Rolle, in welcher sie auf dem Weimarischen Theater auftrat (14. Juni 1797), war die der Ophelia. Unmittelbar darauf ging die Weimarische Hoftheatertruppe nach dem Bade Lauchstedt. Christiane ließ sich trotz ihres bedenklichen Gesundheitszustandes nicht abhalten, sie zu begleiten, um nicht den Erfolg der Saison für die Bühne zu beeinträchtigen. Sie spielte dort in der That noch mehrere kleinere Rollen, die letzte am 31. Juli. Aber es war das letzte Aufflackern des dem Verlöschen zueilenden Lebens. Zu Anfang des August verschlimmerte sich ihr Zustand in gefährlicher Weise. Herzog Karl August schickte seinen bequemsten Reisewagen nach Lauchstedt, um die Kranke von dort nach Weimar zurückzuführen. Es gelang mit Mühe. Aber keine Kunst und Sorgfalt der Aerzte vermochte das fliehende Leben zurückzuhalten. Die Brustkrankheit entwickelte sich rasch zu tödtlicher Stärke. Der plötzliche Tod ihres jüngsten Kindes gab ihr den letzten Stoß. Wenige Wochen nach ihrer Heimkehr, am 22. September 1797, entschlief sie, — „ein Bild der Geduld, der Güte und Ergebung", wie es in einem Nachrufe heißt, in einem Alter von nicht mehr als achtzehn Jahren und neun Monaten.

Goethe war von Weimar abwesend, als sie in Lauchstedt erkrankte. Er hatte am 30. Juli seine dritte Schweizerreise angetreten. Hier erreichte ihn in der einsamen Hochgebirgswelt, der klassischen Stätten der Tellssage, mit deren epischer Gestaltung sich damals sein Dichtergeist beschäftigte, die Trauernachricht von dem Tode seines Lieblings. Er hatte sie mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters und mit der ganzen Freude eines Meisters an seinem vollendetsten Zöglinge geliebt. Auf einen der Briefe, welche ihm diese Kunde meldeten und die ihn zugleich über die durch den erlittenen Verlust sehr gefährdete Lage seines Theaters zu beruhigen versuchten, indem sie ihn benachrichtigten, daß alle Mitglieder desselben bereit seien ihr Aeußerstes zu thun, erwiderte er (an Böttiger): „Das gute Zeugniß, das Sie unserm Theater geben, hat mich sehr beruhigt; denn ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich gewesen. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust, für's Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich gewiß sie vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten. Ich wünsche, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen sein möchte."

Diese „Rhythmen zur Ehre der Todten" sind die Elegie „Euphrosyne", welche damals in der schweizerischen Gebirgswelt entstand — vielleicht das tiefstempfundene Gedicht, das seiner Seele entflossen. Euphrosyne ist der Name einer der drei Charitinnen, der Huldgöttinnen des hellenischen Olymp. Diesen Namen hatte er ihr schon früher, vielleicht auf Veranlassung

einer gleichnamigen Rolle aus einer Zaubermärchenoper, beigelegt, um den alle Herzen im Leben wie in der Kunst gewinnenden Zauber eines Wesens auszudrücken, das in der Lieblichkeit und Anmuth seiner ganzen Erscheinung, in der sittlichen und künstlerischen Schönheit des Empfindens und Bewegens, Würde und Hoheit mit Kindlichkeit verbindend, in der That als die Verkörperung einer jener Huldgöttinnen erscheinen konnte. Jetzt schmückte er mit demselben Namen das herrliche Gedicht, das er ihrem Andenken weihte, und mit dem er ihr Gedächtniß der Unsterblichkeit übergab. In diesem Gedichte ist das, was sie ihm, was sie der Kunst gewesen, in einer Weise ausgesprochen, welche noch jetzt jedes Herz zu Thränen zu rühren vermag und das seine Wirkung üben wird, so lange die Sprache gesprochen wird, in der es gedichtet ist. Ich enthalte mich jeder weiteren ausführenden Bemerkung über die Komposition dieses Meisterwerks; doch kann ich es mir nicht versagen, an einer Stelle desselben zu zeigen, wie der Dichter Züge der realen Wirklichkeit in seine Dichtung zu verweben verstand und liebte. Es ist die Stelle des Gedichtes, in welcher Euphrosyne's Schatten den Dichter an die Stunde mahnt, wo er sie zuerst als Arthur in Shakespeare's König Johann „auf dem Brettergerüste, der höheren Kunst ernstere Stufen geführt":

„Knabe schien ich, ein rührendes Kind, Du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild,
Drohtest mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach, da warst Du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest Du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang, dir an dem Busen den Tod.

Endlich schlug die Augen ich auf, und sah Dich, in ernste
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt ich empor und küßte die Hände Dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß Dir den gefälligen Mund!"

Diese der Wirklichkeit entnommene Schilderung bezeugt als solche eine Mittheilung des damaligen bei einer Probe anwesenden Regisseurs, des älteren Genast, mit folgenden Worten (S. Tagebuch I., S. 83): „Bei der Hauptprobe zeigte Christiane nicht genug Entsetzen bei dem Anblick des glühenden Eisens. Ungeduldig hierüber riß Goethe dem Darsteller des Hubert das Eisen aus der Hand und stürzte mit solch' grimmigem Blick auf das Mädchen zu, daß dieses entsetzt und zitternd zurückwich und ohnmächtig zu Boden sank. Erschrocken kniete nun Goethe zu ihr nieder, nahm sie in seine Arme und rief nach Wasser. Als sie die Augen wieder aufschlug, lächelte sie ihm zu, küßte seine Hand und bot ihm dann den Mund — eine schöne und rührende Offenbarung der väterlichen und kindlichen Neigung Beider zu einander."

Bald nach seiner Rückkehr aus der Schweiz machte sich Goethe daran, das Gedächtniß Euphrosynens auch noch durch ein sichtbares Denkmal im Andenken Weimars zu bewahren. Sein Freund Heinrich Meyer entwarf die Zeichnung für dasselbe, und der in Gotha lebende Bildhauer, Professor Döll, übernahm auf Goethe's Antrag die Ausführung, zu welcher die Mittel durch eine von Goethe veranstaltete Subskription sowie durch die bei Gelegenheit der öffentlichen theatralischen Todtenfeier eingegangenen Beträge gewonnen wurden. Es wurde in dem Theile des herzoglichen Parks errichtet, welcher damals der Rosengarten hieß und den später Karl August der Weimarischen „Erholungsgesellschaft" schenkte, in deren Garten das Monument noch heute zu sehen ist. Eine Abbildung desselben findet

man, nebst dem Portrait Euphrosynens, in der Zeitschrift Freya (V. Jahrgang 1865. S. 148 bis 149).

Im Gehölz des Parks, jenseits der Ilm — so lautet dort die von Adolf Schöll gegebene Beschreibung — erhebt sich auf einem Würfel eine Säule, deren Wulst mit den Zodiakalbildern, der Schaft mit den Reliefgestalten der Horen geschmückt ist. Am oberen Ende der Säule verbindet ein Schleiergehänge heitere und tragische Masken, und den Knauf bildet ein Pinienapfel, der, nach alter Symbolik so die Grabestrauer bezeichnet, wie er, als Krone des Thyrsus, die begeisternde Kunst bedeutet. Der Würfel aber trägt zwischen Blumengewinden die einfache Inschrift:

EUPHROSYNEN.

---

davor zu hüten haben, in Frau von Stein alles das und nur das zu sehen, was der hingebendste, empfänglichste und weichste aller Liebenden in diesen Briefen in ihr gesehen, das Bild als völlig treu, wahr und unbefangen gemalt zu achten, welches seine überschwängliche, mit Dankbarkeit verbundene Liebe und Verehrung von der Geliebten entworfen hat. Besäßen wir, neben diesen Goethe'schen, auch die an Goethe gerichteten Briefe der Frau von Stein, so würde es bei weitem leichter sein, ein der Wahrheit und Wirklichkeit entsprechendes Bild ihres Wesens und Charakters und ihres ganzen, durch beide bestimmten Verhaltens während jener elf Jahre, vom ersten Beginn ihres Verhältnisses zu Goethe durch die sehr verschiedenen Phasen desselben hindurch, zu gewinnen. Dies ist aber — wie jetzt die Dinge liegen — wenn nicht absolut unmöglich, so doch überaus erschwert durch den Umstand, daß Frau von Stein ihre sämmtlichen an Goethe gerichteten Briefe vor ihrem Tode vernichtet hat. Sie hatte sich dieselben, nach dem im Jahre 1789 erfolgten Bruche mit ihrem Geliebten, zurückgeben lassen, während sie die Briefe Goethe's, der eine solche Forderung zu stellen großmüthig verschmäht hatte, bis auf das kleinste Zettelchen sorgfältig aufbewahrte. Nur diejenigen Briefe und Tagebücher, welche er aus Italien vom Spätherbste des Jahres 1786 bis zum Frühlinge des Jahres 1788 an sie gerichtet hatte, erbat und erhielt er zurück, um aus ihnen später seine „Italienische Reise" zusammenzustellen.

Mit ihren sämmtlichen ihr zurückgegebenen Briefen an Goethe verbrannte Frau von Stein, nach der Angabe des späteren Herausgebers der Goethe'schen Briefe an sie, auch eine Anzahl an sie gerichteter Gedichte Goethe's, obschon für dieselben eine Freundin Fürbitte einlegte. Sie wußte nur zu gut, warum sie beides that. Sie entrückte durch diese Vernichtung den Augen

und dem Urtheile der Nachwelt alle diejenigen Urkunden, welche über ihr eigenes wahres Verhältniß in dieser langjährigen intimen Verbindung ein Zeugniß abgelegt haben würden, das der später ihr angekünstelten platonischen Jugendaureole schwerlich zu Statten gekommen wäre. Welche Ungerechtigkeit gegen Goethe aber in der einseitigen Veröffentlichung seiner Briefe ohne die der entsprechenden Briefe des andern Theils lag, das scheint man bisher ebensowenig genügend berücksichtigt zu haben, als man den Umstand beachtet hat, daß die Redaktion der Briefe Goethe's doch offenbar nur nach derjenigen Sammlung erfolgte, die die Empfängerin, die Betheiligte, ausgewählt, und aus der sie ohne Zweifel Alles vorsichtig beseitigt hatte, was etwa gegen sie sprechen, ihren Charakter und ihr Verhalten irgendwie bloßstellen oder in ein ungünstiges Licht rücken konnte. So konnte es denn auch geschehen, daß ihre Persönlichkeit in der Darstellung des späteren Herausgebers, vom reinsten Aetherlichte sittlicher Erhabenheit und hoher weiblicher Tugend umflossen, als ein Bild mustergiltigen Verhaltens edelster Selbstlosigkeit und treuester Hingebung an den Freund erschien, dessen Wohl, dessen richtige Führung seines Genius während der ganzen ersten Periode seiner Weimarischen Lebenslaufbahn den einzigen Gegenstand ihrer uneigennützigen Liebe, das wesentliche Motiv ihres ganzen Verhaltens in der Verbindung mit ihm gebildet habe.

Wie viel oder wenig Wahres an dieser Auffassung und Darstellung sei, wird aus der folgenden genaueren Prüfung der vorhandenen Akten hervorgehen, durch welche ich mein bereits vor längeren Jahren in meinem Buche „Weimar und Jena" (Th. II. S. 130—135, zweite Ausg.) abgegebenes Urtheil ausführend zu bestätigen beabsichtige.

Charlotte von Stein, geborene von Schardt, einer der ersten thüringischen Adelsfamilien angehörend, war am 25. Dezember

1742 geboren. Ihr Vater war Hofmarschall am Weimarischen Hofe, an welchem sie selbst als Hofdame der regierenden Herzogin Amalie ihre Ausbildung erhielt. Zweiundzwanzig Jahre alt, verheirathete sie sich mit dem Hofstallmeister Baron von Stein, Erbherrn auf Kochberg, einem Hofkavalier von angenehmen Formen und schöner Gestalt, der ohne höhere Interessen und geistige Bildung, fast ausschließlich theils seinem Dienste und der Geselligkeit, nebenbei auch der Bewirthschaftung seiner Güter lebte, und deshalb in seinem Hause wenig daheim war. Es war eine anständige Kavalierehe, ohne tieferes Gemüths- und Herzensbedürfniß auf beiden Seiten, trotzdem aber von zahlreichen Kindern gesegnet, deren sie ein Jahr zuvor ehe Goethe nach Weimar kam, ihrem Gemahle während einer zehnjährigen Ehe bereits sieben geboren hatte.

Unter der großen Zahl derjenigen, welche der lange erwarteten Ankunft des jungen Dichters des Götz und Werther damals in Weimar mit neugieriger Spannung entgegensahen, befand sich die vornehme Hofdame in erster Linie. Denn eine Mittheilung des bekannten Arztes Zimmermann hatte ihr einige Zeit zuvor berichtet: daß der Anblick ihrer Portraitsilhouette — es herrschte damals in der Gesellschaft das durch Lavater angeregte physiognomische Silhouettenfieber — den jungen Dichter zu überschwenglicher Bewunderung ihrer Persönlichkeit hingerissen, ihm „drei schlaflose Nächte“ gekostet, und daß er unter jene Silhouette die Worte geschrieben habe: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe; so ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck!“

Es war das eine physiognomische Analyse, die, obschon so ziemlich das Gegentheil des Wirklichen aussprechend, doch nicht

verfehlen konnte, trotz ihrer, für uns Heutige kaum noch verständlichen galanten Ueberschwänglichkeit, das Original lebhaft zu interessiren. Dies Interesse aber ward noch bedeutend gesteigert, als sie bald darauf erfuhr, daß der gefeierte Genius, der literarische „Löwe“ des Tages, von dem jungen Regenten von Weimar, der dessen persönliche Bekanntschaft gemacht und sich ihm mit dem leidenschaftlichen Ungestüm seines energischen Wesens angeschlossen hatte, dringend eingeladen sei, nach Weimar zu kommen, wo ihm bereits in den Kreisen der Gesellschaft eine dauernde hohe Stellung als erklärtem Freunde und Günstlinge des Herzogs prophezeit wurde. Frau von Stein war eine kluge Frau. Umsichtig und berechnend, gewahrte sie bald nach Goethe's Erscheinen in Weimar, daß die Prophezeienden Recht behalten würden, und daß selbst der Widerstand der Abgeneigten, bei dem ihr genau bekannten, selbstwilligen „eisenfesten Charakter“ des jungen Fürsten nur dazu beitragen könne, Karl August in seiner Neigung und in der Bethätigung derselben gegen seinen Günstling zu bestärken. Grund genug für sie, sich denselben in ihrem und ihrer Familie Interesse möglichst zu verbinden.

Sehr Vieles kam ihr dabei zu Hülfe, um ihr den Einfluß zu verschaffen, den sie auf den interessanten Ankömmling zu gewinnen wünschen mußte, und den sie in der That mehr und mehr zu gewinnen wußte, seit es sich entschieden hatte, daß Goethe in Weimar bleiben werde. Diese sozusagen politische Seite ihrer Verbindung mit und ihres Verhältnisses zu Goethe ist bisher nicht genügend in's Auge gefaßt worden.

Goethe war trotz der vielerlei Erfahrungen, die er im Bereiche des persönlichen Familienlebens und seiner menschlichen Leidenschaften und Wirrnisse gemacht hatte, doch auf dem Schauplatze, den er in Weimar betrat, ein vollständiger Neuling. Die verwickelten Verhältnisse, der glatte, schlüpfrige Boden des Hof-

lebens waren dem jungen siebenundzwanzigjährigen Poeten, der sich bisher fast nur in der allerzwanglosesten süddeutschen Gesellschaft mit genialer Ungebundenheit bewegt hatte, ein völlig Neues und Fremdes. Jetzt fand er sich plötzlich inmitten einer Hof- und Adelsgesellschaft, welcher er als bürgerlicher Eindringling gegenüberstand, und die trotz aller Humanität und genialen Leichtlebigkeit des Herzogs und der Herzogin-Mutter, doch ihre Standesprivilegien zu behaupten gar wohl verstand und eifrig beflissen war. Ohne einen Menschen in dieser Gesellschaft näher zu kennen, ohne berathende Freunde in den in einem solchen Hof- und Staatsmikrokosmus waltenden und zu berücksichtigenden Verhältnissen und Einflüssen, wurde es ihm selber, bei seinem angeborenen Scharfblicke bald klar, daß ihm, wenn er hier mehr suchen und gewinnen wolle, als einige Monate geistreichen Lebensgenusses, der Rath und die Führung einer in diesem Elemente und auf diesem Terrain heimischen Person unentbehrlich sein würde. Eine solche aber bot sich ihm in Frau von Stein dar, die ihn gleich bei seiner Ankunft mit Auszeichnung aufgenommen, und in der er bald auch für seine damaligen persönlichen Herzenszustände eine theilnehmende Freundin gefunden hatte.

Charlotte von Stein war damals ohne Frage eine der interessantesten Frauen des Weimar'schen Kreises. Ohne eigentliche tiefere Bildung hatte sie doch eine für jene Zeit sorgfältige Erziehung genossen. Sie las gern, nahm Antheil an der Literatur, hatte Interesse auch für ernstere Lektüre und war überhaupt nicht ohne ein gewisses Streben sich fortzubilden. Sie war musikalisch, hatte Neigung für das Zeichnen, welches zu jener Zeit eine Hauptbeschäftigung der Gesellschaft bildete, und in welchem sie besonders mit Goethe sich begegnete. Die Lust am Zeichnen war, beiläufig bemerkt, damals in der Gesellschaft

gradezu epidemisch, etwa wie heutigen Tages das Klavierspiel; nur ungleich weniger störend und andere belästigend, und im Ganzen bei weitem nützlicher für die Ausübenden als das letztere. Goethe's Leidenschaft für das Zeichnen ist bekannt. Er trieb es, wie wir aus seinen Briefen an die Stein sehen, in denen es einen stehenden Artikel bildet, in jedem freien Augenblicke, selbst auf Jagdpartien, auf Reisen, in jedem Wetter und jeder Jahreszeit. Man lieferte sogar Zeichnungen für die Weimarische Ausstellung; und es hat für uns Heutige etwas Rührend-Komisches zu sehen, wie man damals in diesen dilettantischen Versuchen, meist landschaftlichen Kritzeleien, nicht nur selbst die eigene „Seele" und das eigene „Gefühl" ausdrücken, sondern auch aus denen der Befreundeten und Geliebten dasselbe herauslesen zu können glaubte. Es gehört auch dies zur Signatur der in jener Zeit herrschenden Gefühlsüberschwänglichkeit und der aus ihr hervorgehenden, uns jetzt so völlig fremden, Tonart der Ausdrucksweise, wie wir derselben unter andern auch noch in den Goethe'schen Briefen der ersten Weimarischen Jahre begegnen. Diese Tonart war jedoch keineswegs eine vollkommen unbefangene. Sie war eine Art geistiger Modetracht, und enthielt etwas Gemachtes, Bewußt-Uebertriebenes, selbst bei Goethe, dem eigentlichen Urheber dieser Tonart, der sich denn auch am ersten davon befreite; und zwar nicht ohne Einwirkung seiner neuen Freundin, deren ganzer Empfindungs- und Denkweise dieser konventionelle Empfindungs- und Genialitätston ferner als den meisten andern gelegen zu haben scheint.

Die erste Annäherung Goethe's an Frau v. Stein ward herbeigeführt durch Goethe's damalige Herzenslage. Er hatte sich, kurz zuvor ehe er nach Weimar kam, von seiner geliebten Lili, seiner verlobten Braut, mit großem Schmerze widerwillig und eigentlich fremden Einflüssen nachgebend losgerissen, und

jungen Manne von sich abzuthun und der weiteren Fortspinnung einer Liebschaft zu entsagen, die für beide Theile zu keinem guten Ende führen konnte, während dieselbe dem von ihr festgehaltenen Manne die Möglichkeit nahm, ein wirkliches mit der Sitte in Einklang stehendes und seinem innersten Bedürfniß entsprechendes Ehebündniß zu schließen. Daß sie dies nicht gethan, daß sie ihrer selbstischen Neigung, ihrer Eitelkeit und dem Wunsche, den Genius dauernd in ihrer alleinigen Abhängigkeit zu behalten und ihn ausschließlich zu beherrschen, das Lebensglück Goethe's rücksichtslos konsequent zum Opfer gebracht hat — darin liegt die wahre „Sünde", welche sie ihm gegenüber begangen hat.

Sie hatte Zeit genug dazu, sich auf diese ihre Pflicht gegen ihn — und, setzen wir hinzu, auch auf ihre Pflicht gegenüber ihren eigenen Verhältnissen — zu besinnen. Denn das „Noviziat", das sie ihn, wie er sich später, in dem Briefe vom 12. März 1781, ausdrückt, durchmachen ließ, „war doch lang genug, um sich zu bedenken." Es währte über volle fünf Jahre; und es fehlte während dieser Zeit keineswegs an Versuchen seinerseits, sich aus den ihn langsam aber sicher umspinnenden gefährlichen Banden loszureißen und andere Verbindungen zu knüpfen, die zu einem mehr der Natur und Sitte gemäßen Lebensresultat geführt haben würden, als dasjenige war, zu dem ihn seine Liaison mit einer verheiratheten Frau zum schließlichen Unheile Beider allein führen konnte und führen mußte. Dafür sprechen die von mir bereits in einem früheren Aufsatze erwähnten kurzen Andeutungen Riemer's (I. 356) über die mehrfachen „Versuche und ernsten Bewerbungen, die alle aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben"; die „leidenschaftlichen Zustände", in die ihn während der ersten Jahre seines Weimarischen Lebens mehr als ein Verhältniß zu anderen weiblichen Wesen außer

Frau von Stein versetzt hatte und von denen wir ihn selbst in seinen Gesprächen mit Eckermann (III., S. 201—204) als 78jährigen Greis in liebenswürdiger Ausführlichkeit eines besonders prägnanten Falles gedenken sehen. Und endlich spricht dafür seine leidenschaftliche Liebe zu der schönen, geistvollen, hochgebildeten Künstlerin Corona Schroeter, welche gleichfalls in dieser Periode sich entwickelte und über deren Verlauf vielleicht spätere Veröffentlichungen vollen Aufschluß geben werden.

Frau von Stein aber war und blieb entschlossen, ihren Gefangenen nicht freizulassen, sondern ihn dauernd an sich zu fesseln. Wir können in die Mittel, deren sie sich dazu mit einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit zu bedienen wußte, freilich — bei dem Fehlen ihrer eignen, nur aus den Goethe'schen Briefen einen unvollständigen und einseitigen Einblick gewinnen. Allein auch dieser ist vollkommen ausreichend uns über die Gewandtheit und Klugheit ihrer ganz auf Goethe's Charakter und seine von ihr völlig durchschaute Bestimmbarkeit und Gemüthsweichheit berechneten Verfahrensweise ein sicheres Urtheil zu bilden. Es war, wie es der bereits zuvor von mir angeführte Beurtheiler etwas derb, aber im Ganzen richtig bezeichnet hat, ein geschicktes „Katz- und Mausspiel", welches sie während der Periode jener ersten fünf Jahre mit ihm spielte, „ein unaufhörliches Spiel des Zankens und Vertragens, des Schmollens und Versöhnens, des Verbannens und Wiederheranholens", gewürzt durch gelegentliche Bezeugung ihrer Eifersucht auf jede einer anderen erwiesene Freundlichkeit oder Huldigung, ein Spiel, welches sie voll kluger, immer auf ihren Zweck gerichteter Berechnung zu führen verstand. Ebenso selbstisch, wie er selbstlos, ebenso sich und ihr Empfinden stets beherrschend und vorsichtig über ihr Betragen wachend, wie er damals zu unvorsichtiger Hingebung seines Innersten geneigt war; mit einem scharfen

Auge vorzugsweise für das Mangel- und Fehlerhafte an Menschen und Dingen begabt, während er seinerseits nur zu geneigt war an beiden vorzugsweise immer nur das Gute und Schöne zu sehen und zu überschätzen; ebenso herrschbegierig, wie er zu dienen bereit — konnte es nicht fehlen, daß sie, die ihm gegenüber so unendlich kleinere Natur, dennoch in dem ungleichen Kampfe den Sieg über ihn davontrug. Und als der Kampf zuletzt zweifelhaft und ihr Sieg gefährdet zu werden drohte, da waren der feste Vorsatz und das lebhafte Verlangen, ihr so lange verfolgtes Ziel zu erreichen und ihre Herrschaft über ihn zu behaupten, verbunden mit ihrer eigenen mehr und mehr gewachsenen Leidenschaft, stark genug, um sie zu bestimmen: jetzt im letzten kritischen Momente ihre bis dahin fest gehaltenen sittlichen Grundsätze und Rücksichten durch vollständige Hingebung an die Liebesleidenschaft des Liebenden zum Opfer zu bringen.

Mit der im Frühlinge oder Herbste des Jahres 1781 erfolgten*) Ausführung dieses Entschlusses erfuhr das Verhältniß Beider zu einander natürlich eine völlige Um- und Neugestaltung.

Es beginnt eine Periode der erfüllten und durch diese Erfüllung voll beglückten Liebe. Alle Unruhe der leidenbringenden Leidenschaft scheint verschwunden und untergegangen in der endlich gewährten Sicherheit des Besitzes der Geliebten, mit der ihn fortan, wie er es einmal ausdrückt, eine Art von „Sakrament“ vereinigt, in welchem alle Bedingnisse, die nach den Schlußworten des Hauptmanns Balandrino in der bekannten Goethe'schen Dichtung zu einem solchen gehören, ihre Erfüllung gefunden hatten. Seine Verbindung mit ihr war seitdem in

*) Nach dem Briefe vom 28. August 1782 (II., S. 240) ist das letztere Datum das wahrscheinlichere.

der That die einer Ehe, der das Geheimniß, in welchem sie gehalten bleiben mußte, nur einen um so stärkeren Zauber verlieh. Indeß „Dichter lieben nicht zu schweigen“ — weder von dem was sie unglücklich noch von dem was ihr Glück macht; und so sehen wir denn auch Goethe im Beginn dieser neuen Periode seinem erfüllten Glücke in mehr als einem Gedichte einen kaum halb verschleierten Ausdruck verleihen, der jedenfalls über das Aufhören des früheren Platonismus in dem beiderseitigen Verhältnisse keinen Zweifel gestattet. Dahin gehören unter andern die Gedichte „An Lida“ (ursprünglich „an Lotte“), „Nachtgedanken“, „Der Becher“, „Versuchung“, kurz jene ganze Gruppe von Lida-Liedern und auf sein neues Verhältniß bezüglichen Epigramme, z. B. „Erkanntes Glück“, „Zeitmaß“, „Erwählter Fels“ u. a. (S. Viehoff, II., 410—12), die uns aus der Fülle anderer an die Geliebte gerichteten, aber später von ihr vernichteten Gedichte erhalten geblieben, und die doch wieder nur gering an Zahl sind, gegenüber dem immer neu variirten Ausdruck seiner fast täglich von Neuem dargebrachten Liebeshuldigung, wie ihn selbst die flüchtigsten an die Geliebte gerichteten Briefzettel darbieten.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, das Glück zu schildern, welches anfangs für Goethe aus dieser Verbindung hervorging, die ihm für eine wirkliche und offenbare Ehe vollkommen Ersatz zu gewähren schien. Man kann es aus seinen Briefen selbst herauslesen, in denen er fortan in den nächsten Jahren den ganzen Inhalt seines Daseins, all' sein Erleben, Thun und Leiden, sein Wirken und Arbeiten als Geschäftsmann, und sein Schaffen als Dichter mit ihr lebt und theilt. Skrupel und Zweifel an seinem innern Rechte zu diesem Glücke störten ihn nicht. Dazu waren die Sitten der Zeit und des Kreises, in welchem er lebte, überhaupt nicht angethan, zumal da von beiden Seiten der äußere

Anstand streng beobachtet und die volle Intimität des Verhältnisses auch von seiner Seite mit unverbrüchlicher Diskretion gewahrt blieb. Aber auch für Frau von Stein galt innerhalb der Gesellschaft das Wort, das ihr einmal die Gräfin Branconi im Hinblick auf Goethe zugelispelt hatte: pour celui là, on Vous le pardonne! Wie sich ihr wirklicher Ehegatte, der Vater ihrer sieben Kinder damit abfand, das war seine Sache. Es ist aber keine Spur bemerkbar, daß er sich irgend einmal über die, nach unseren Begriffen doch allerdings sehr wunderliche Rolle, welche er dabei spielte, irgendwie beunruhigt hätte. Die poetische Ueberschwänglichkeit der Empfindung, welche er zwischen beiden walten sah, war ihm eben so vollständig fremd als die geistigen und künstlerischen, die Gemüths- und Literaturinteressen Beider ihm fern lagen.

Nach allen diesen Seiten hin erschien also das Glück Beider gesichert; und wenn es das Geschick gefügt hätte, daß Charlottens Gemahl etwa in dieser Periode gestorben wäre, so ist nicht zu zweifeln, daß sie sich beeilt haben würde, den Geliebten auch vor der Welt in seine Stelle treten zu lassen. Allein der geduldige Ehemann starb erst, als Frau von Stein bereits zweiundfünfzig Jahre alt und es überhaupt zu spät war. Herr von Stein, obschon lange leidend, starb erst 27. Dezember 1794. Goethe selbst aber sollte die Erfahrung machen, daß es Wünsche giebt, „die von neidischen Göttern erhört werden", und er sollte die uralte Wahrheit bestätigt finden: daß „aus einem scheinbar Guten" — und erscheine es dem Besitzer noch so herrlich und preisenswerth — schließlich doch immer „ein wirkliches Uebel mit Nothwendigkeit hervorgehe".

Trotz all der Beseeligung, welche er in seiner Verbindung mit Charlotte von Stein empfand, fehlt es doch nicht an Anzeichen, daß sich seiner zuweilen jenes bängliche Gefühl bemächtigte, welches in dem tiefsinnigen Worte des alten römischen Dichters, in jenem

— medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat!

herzbeklemmend erklingt:

„Aus der Fülle des Lebensgenußquells
Steigt etwas Bitteres auf, das inmitten der Blumen beängstigt."

2.

Wenn Goethe eine Zeit lang sich dem Glauben hingegeben hatte, daß mit der Neugestaltung seines Verhältnisses durch den endlichen Vollbesitz der Geliebten und durch seine eigene ausschließliche Hingabe an dieselbe, nun auch alle die zahlreichen Nöthen und Quälereien für immer beendigt sein würden, mit denen ihn die eifersüchtigen Launen und die Herrschsucht seiner Freundin in den früheren Perioden gepeinigt und ihm vielfach alle seine freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Menschen verbittert hatten, so sollte er bald genug erfahren, daß er sich in dieser Hoffnung getäuscht habe.

Charlotte von Stein war in ihrem innersten Wesen eine kleine, egoistisch-engherzige Natur. Ihr Hauptbestreben war von Anfang an völlige Ausschließlichkeit im Besitze ihres Verehrers nach allen Seiten hin, und wir begegnen mehr als einmal, ihr und andern gegenüber, dem Bekenntnisse Goethe's, daß sie ihn mehr und mehr völlig „isolirt habe" (III. 90). Jeder freundliche Verkehr mit dritten Personen, zumal ihres Geschlechts, erschien ihr schon früher als ein Eingriff in ihre Rechte, als eine Beeinträchtigung dessen, was ihr allein und ausschließlich gebühre. Eben so argwöhnisch und zweifelsüchtig, als er arglos und vertrauensvoll, war oder zeigte sie sich stets unsicher über

ihr während dieser ganzen Zeit nur französisch zu schreiben, und diese französische Korrespondenz auch nach seiner Rückkehr noch fortzusetzen. Und so haben wir denn während nahezu zwei Monaten, statt des hinreißenden Stromes der immer neu anmuthenden Schilderung und Darstellung seiner inneren und der ihn umgebenden äußeren Welt, wie er uns in andern Reisebriefen dieser Sammlung entzückt, eine Reihe von stammelnden Schulexercitien, in denen er, wie er selbst klagt, sich mit höchstem Widerstreben abquält, „die wahren und ursprünglichen Empfindungen seines Herzens in die ihm fremde und eigentlich verhaßte Sprache zu übersetzen und einzukleiden." Der Herausgeber, Herr Schöll, findet darin freilich, wie er sagt, nur „ein Zeugniß von Goethe's fast kindlicher (!) Bereitwilligkeit, immer zu lernen und sich zu üben," und „den Eindruck eines anmuthigen (!) Kontrastes einer so lebendigen Geistesreife mit der sich (soll heißen: ihm) auferlegten Form von Exercitien." Uns andern dagegen macht es vielmehr einen widerwärtigen, ja peinlichen Eindruck, den reichsten und reifsten Dichtergenius der deutschen Sprache sich einer Frauengrille zu Liebe im Knabenkleide der Schüler in einer fremden widerwillig bewegen zu sehen. Ja, ich stehe sogar nicht an, zu behaupten: daß die Frau, die einen Goethe, trotz seinem Widerstreben, dergleichen zuzumuthen und damit zugleich so leichtherzig auf den Genuß zu verzichten vermochte, den seine deutschen Briefe an sie noch heute dem Herzen jedes Lesers durch ihre Fülle poetischer Schönheit gewähren, — in ihrem innersten Wesen niemals die volle Empfindung und das wahre Verständniß dessen gehabt haben kann, was Goethe war und was sie an ihm besaß, an ihm, der während er so wochenlang mit seufzendem Gehorsam ihr diese französischen Liebesbriefe schrieb, die schönsten an sie gerichteten Stanzen seiner „Geheimnisse" dichtete (III. 97). Ja wohl hatte er Recht, da-

mals seine Liebe zu ihr „eine Krankheit" zu nennen! Man athmet ordentlich mit ihm auf, wenn er endlich die ihm auferlegte Fessel abwirft und seinen Brief vom 27. September mit dem Ausrufe beginnt: „Und nun auch kein Wort Französisch mehr!"

Auch die Briefe des Jahres 1785 sind noch im Tone und Geiste der beiden vorhergehenden Jahre. Dann aber beginnt das Ungesunde des ganzen Verhältnisses sich mehr und mehr für Goethe durch den Druck fühlbar zu machen, den es gelegentlich auf ihn ausübte. Immer unabweislicher sehen wir das Gefühl sich ihm aufdrängen, daß es für ihn höchste Zeit sei, nach zehnjährigem schweren aufopfernden Dienste für die Interessen anderer, für seinen Fürsten und dessen Land, sowie für die Interessen seiner Freunde, endlich an sich selbst, an seinen wahren Beruf als Dichter und Künstler zu denken. Dies Gefühl wird allmälig die Quelle des zu seiner Selbsterhaltung gebotenen Entschlusses: alle seine Weimarischen Verhältnisse plötzlich für mehrere Jahre abzubrechen, um fern von Allem, was ihn band und drückte, endlich sich einmal auf sich selbst, auf seine wahre Lebensaufgabe zu besinnen. Die Fluchtreise nach Italien war die Frucht dieses Entschlusses. Er sah sie, wie er selbst sagt, an als eine Kur, „welche ihn von all' den physisch-moralischen Uebeln heilen sollte, die ihn in der Heimath quälten und zuletzt unbrauchbar machten".

Unter diesen Uebeln aber nahm sein Verhältniß zu Frau von Stein nicht die am wenigsten bedeutende Stelle ein. Es war und blieb ein verzwicktes, künstliches, nur mühsam durchzuhaltendes, und bei aller Leidenschaft und Schönheit der Empfindung, die in seinen Briefen herrschen, schließlich doch vielfach für ihn unbefriedigendes, rast- und ruheloses Verhältniß. Er war verheirathet und war es doch wieder nicht. Er

Goethe's Leidenschaft für Charlotte von Stein war erloschen, zum Theil vielleicht schon ehe er nach Italien entfloh, jedenfalls während der zwei Jahre, während deren er dort verweilte. Dazu war Charlotte während dieser Zeit nicht jünger geworden. Sie stand jetzt im sechsundvierzigsten Jahre und war eine Matrone, während er noch nicht volle 39 Jahre alt war. Dennoch blieb ihr eins, worin, wie Lewes richtig sagt, „eine edle Natur nicht geringen Trost gefunden haben würde: seine liebste Freundin konnte sie auch jetzt noch sein, und solch eines Mannes Freundschaft war mehr werth als eines andern Liebe." Aber Charlotte von Stein war keine solche „edle Natur." Die Freundschaft, die ihr Goethe gewähren konnte und die sein dankbares Herz ihr bis an ihren Tod, durch die folgenden neununddreißig Jahre treulich bewahrt und bewährt hat, verschwand vor ihren Augen in ein Nichts, bei dem Gedanken an die Zeit, in welcher ihr dieser Titan ganz zu eigen gehört und ihren Launen, wie Herkules an Omphale's Spinnrocken, Sklavendienste geleistet hatte.

5.

Versuchen wir jetzt das Bild von dem Wesen und Charakter der Frau von Stein aus einzelnen gelegentlichen Aeußerungen von Zeitgenossen und aus einer Anzahl von Briefen zu vervollständigen, welche sie von 1785 bis 1825 an ihre vierundzwanzig Jahre jüngere Freundin Charlotte von Lengefeld, die spätere Gattin Schiller's gerichtet hat. Diese Briefe — leider nur unvollständig und in Auszügen vor zwölf Jahren durch den Druck veröffentlicht, — sind, neben den wenigen von Kahlert 1846 bekannt gemachten Briefen der Frau von Stein an ihren Sohn Friedrich von Stein, und einer bald zu erwähnenden Dichtung

Dido die einzigen von ihr selbst herrührenden Zeugnisse über das spätere Leben und Verhalten wie über Charakter und Sinnesart der Frau, der ein Goethe die schönsten Jahre seines Lebens in Verehrung und Liebe gewidmet hat. Dieselben sprechen nicht grade zu Gunsten dessen, was von ihren Panegyrikern über den „Seelenadel", die „Sanftmuth und feine Empfindung" und die sonstigen liebenswürdigen Eigenschaften der „edlen Frau" preisend gesagt worden ist*).

Unter den Beurtheilern ihres Wesens steht billig Karl August von Weimar voran, zu dessen Gemahlin, der Herzogin Louise, Frau von Stein durch lange Jahre in einem nahen Umgangsverhältnisse stand, ohne doch, wie der Herzog an Knebel (1788) schreibt, dem Bedürfnisse derselben nach Freundschaft und wohlthuender geistiger Anregung Genüge thun zu können. Sie sei dazu — meint der Fürst — ebenso wie die Herder, „zu häuslich, zu wenig à leur aise und für seine Frau zu leicht" (Knebel's litt. Nachlaß I., 167). Er vermißte also in ihr eine gewisse Gediegenheit inneren Gehalts und freier Bildung, während er zugleich die stete Unzufriedenheit beider Frauen mit ihrer Umgebung und ihren Verhältnissen, und in der Bezeichnung „zu häuslich" noch eine andere „üble Eigenschaft" hervorhebt, welche an Frau von Stein auch von anderen ihrer nächsten Freunde bestätigt wird. Frau von Stein war eine sehr eifrige Hausfrau, die in ihrem Hause in der Stadt wie auf ihrem Gute Kochberg sich Haushalt und Wirthschaft emsig angelegen sein ließ. Aber sie that als Hausfrau des Guten zu viel, sie war, wie Karl August sich ausdrückt, „zu häuslich", zu sehr dem Detail solchen Thuns und Waltens hingege-

*) Die Briefe der Frau von Stein an Charlotte Schiller stehen im zweiten Bande von Charl. von Schiller und ihre Freunde (herausgegeben von L. Urlichs. Stuttgart 1862) S. 253—359.

ben und, nach dem Zeugnisse ihres eigenen Sohnes und ihres Freundes Knebel, von ihren Untergebenen „schwer zu befriedigen"*). Es ist bezeichnend für ihren Charakter, daß sie im Volke als eine „schlimme Frau" bekannt und verrufen war, weil sie unaufhörlich mit ihren Dienstboten wechselte, an jedem etwas auszusetzen hatte und oft nur mit Mühe eine Kammerjungfer finden konnte, die sich dazu verstehen mochte, in ihren Dienst zu treten. So berichtet Knebel, an den sie sich mit dem Auftrage, ihr eine solche zu schaffen, gewendet hatte. „Es ist seltsam", fügt er hinzu, „wie eine so gute Frau doch so wunderbare Tücken haben kann." Es kam zuletzt dahin, daß sie in späteren Jahren gar keine Köchin mehr hielt, und sich zum großen Verdrusse der Ihrigen lieber vom Traiteur speisen ließ (Fritz von Stein an Lotte Schiller I., 511).

Auch hierin, wie in so vielem Andern, war Frau von Stein der vollständige Gegensatz zu Goethe, der sein Leben lang fast immer mit seinen Dienern zufrieden war, und sie meist viele Jahre lang behielt, weil er eben so leicht, als Frau von Stein schwer zu befriedigen war. Der Grund lag in der Charakterverschiedenheit Beider. Frau von Stein hatte nichts von seiner Geduld und Milde der Beurtheilung, von seiner Freundlichkeit und Dankbarkeit gegen dienend Untergebene und überhaupt gegen das sogenannte „niedere Volk"; und wir verstehen jetzt den Grund, warum er, wie wir sahen, in seinen Briefen an die Stein so wiederholt auf die guten und verehrungswerthen Eigenschaften dieser „Menschenklasse" hinweist, „die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist." Sie hingegen war herrisch und hart gegen eine Klasse, auf die sie von der Höhe ihres adligen Vorurtheils tief herabsah. Dazu kam die

*) Charl. Schiller I, 511, 673. vgl. II, 645. Knebel, Briefwechsel mit seiner Schwester S. 590.

außerordentliche Heftigkeit ihres Temperaments, die sie zuweilen über alle Schranken der Weiblichkeit hinausriß. So schreibt sie einmal an Lotte Schiller über einen Zank, den sie mit Knebel gehabt (1791): „ich habe mich so mit ihm entzweit, daß meine Schwester (die zugegen war) glaubte, ich wollte ihm eine Ohrfeige geben." Dieselbe Schlagfertigkeit sehen wir wiederkehren in dem Briefe, in welchem sie der Freundin über ihre Reise zu ihrem Sohne nach Schlesien und über die „Trübsale" berichtet, welche sie auf derselben von Lohnkutschern und Postmeistern zu erdulden gehabt habe. Der ganze Brief ist eine lebhafte Illustration ihres oben geschilderten Verhaltens gegen Leute niederen Standes. Als ein braver Posthalter ihr vorstellig zu machen wagt, daß sie doch ihren Lohnkutscher „nicht so drücken" und ihm den erbetenen Vorspann bewilligen möge, erzählt sie: „Der kleine fatale Posthalter wollte mich ordentlich kommandiren! Er stand mir so recht zur Hand am Wagen, daß ich, hätte ich mich nicht vor den Leuten geschämt, ihm gern eine rechte Ohrfeige gegeben hätte." Man sieht, die damals (1803) doch bereits einundsechzigjährige vornehme Dame erscheint hier als ein richtiger „Junker im Unterrocke" der vorjenaischen Zeit.

Egoistische Härte, Heftigkeit und Unnachgiebigkeit bildeten einen Grundzug ihres Wesens; daher war sie „ewig im Streite", selbst mit der von ihr verehrten Herzogin Louise, die ihr einmal (1799) bei einem solchen Anlasse in's Gesicht sagte: „sie könne sich recht vorstellen, daß Goethe sie nicht hätte lieb behalten können!" Es fehlte ihr durchaus an jener Freundlichkeit der Beurtheilung und Behandlung anderer, die wie mildes Oel im persönlichen Verkehre wirkt. Die Art, wie sie in den Briefen ihres kränkelnden und seit 1791 von einem Schlage am Arm gelähmten Mannes gedenkt, ist fast durchweg unwohlthuend hart für unser Gefühl, und ein ähnlicher auffallender

Mangel an weicher Empfindung macht sich zuweilen selbst in dem Tone bemerklich, in welchem sie von ihrem kranken Sohne redet. Ueber ihren Gatten, der sich in schwerer Hypochondrie mit dem Gedanken verrückt zu werden quälte und der sie durch seinen traurigen Zustand an's Haus fesselte, heißt es einmal in einem Briefe an Schiller's Gattin: „ich sehne mich recht, bei Ihnen in Jena zu sein, aber wo mit dem Stein hin? Seine Hypochondrie nimmt ihm alle Geisteskräfte und ich darf ihn garnicht verlassen; aber ich suche es doch möglich zu machen" (1790). „Mein trauriger, kranker Gesellschafter" (heißt es in einem andern Briefe 1791) „hemmt den Lauf meiner Gedanken und ich werde dumm mit ihm." Nie hat sie für den unglücklichen Mann ein Wort der liebevollen Theilnahme, sondern nur Klagen: daß sie ihn „in das ennuiante Bad Lauchstädt begleiten müsse"; daß „sie der Zustand vielleicht noch auf viele Jahre binde", daß er ihr „eine große Last sei" u. s. w. Und ebenso herzlos äußert sie sich bei Erwähnung des Zustandes ihres unheilbar kranken Sohnes.

Goethe's Mutter äußert sich einmal in einem ihrer beiden an Frau von Stein gerichteten Briefe — die einzigen, die bis jetzt veröffentlicht sind — wie es komme, daß sie selber „die Gnade von Gott habe, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von ihr gegangen sei, weß Standes, Alters und Geschlechts dieselbe auch gewesen", und sie erklärt diese Gnade wie folgt: „Ich habe die Menschen sehr lieb, gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, — bemoralisire Niemand, suche immer die guten Seiten auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt; womit die Ehre habe zu verharren" u. s. w. — Scheint es doch

fast, als habe hier die alte, sehr scharfblickende Frau Rath, die hier als die richtige Mutter ihres herrlichen Sohnes erscheint, der Frau von Stein, die mit ihm wie fast mit allen Menschen und Dingen unaufhörlich unzufrieden war, das Gegenbild des eignen Wesens wie im Spiegel vorzuhalten beabsichtigt. Als Frau v. Stein sie später (1789) in Frankfurt besuchte, um ihr über Goethe's Untreue vorzuklagen, scheint dieselbe eine gründliche Abfertigung erhalten zu haben, denn in ihrem Briefe an Lotte Schiller, in welchem sie über ihre Reise berichtet, fand sie es für gut, von ihrem Besuche bei der Frau Rath zu schweigen.

Ihr Mangel an Selbstbeherrschung zeigte sich bekanntlich auch in dem Eigensinne, mit welchem sie Goethe's Vorstellungen über eine ihrer Gesundheit nothwendige Diät begegnete, wie sie es denn selbst einmal mit sehr richtiger Selbsterkenntniß als Erfahrungssatz ausspricht: „daß man nie befolge, was ein anderer rathe." Eben so unmöglich war es ihm, sie von ihrem abergläubischen Achten auf ihre Träume abzubringen, in denen sie Vorzeichen künftiger Geschehnisse erblickte. Von diesem Aberglauben, mit dem sie ihn vielfach quälte und beunruhigte, und der nicht gerade für ihre Geistesreife spricht, finden sich auch in ihren Briefen wiederholte Andeutungen. Was ihren ästhetischen Geschmack anlangt, so bekennt sie selbst einmal (1799) der Freundin sehr offenherzig, daß ihr Kotzebue's Sachen eigentlich wohlgefallen, obschon sie ihn selbst persönlich nicht möge, da er ihr „leichtsinnig und unzuverlässig vorkomme." „Ich habe leider" (auch dies hochmüthige „leider" ist charakteristisch) „den Geschmack des Publikums, also eigentlich den gemeinen, denn ich kann die Kotzebue'schen Stücke nicht so übel finden, und wenn ich schreiben könnte, würde vermuthlich auch nichts Besseres herauskommen." Es liegt eine erstaunliche Selbstüberhebung in diesem bescheiden sein sollenden „nichts Besseres", die durch ihre

Ogon=Goethe.

Goethe's: „Ich besaß es doch einmal" so rührend ausspricht, lebt in dieser sogenannten „Tragödie", sondern das brennende Verlangen, die volle Schale ihres giftigen Grimmes über den „verwandelten Ungetreuen" auszugießen. In dem Dichter „Ogon" hat sie eine Karikatur Goethe's, hat sie ein Bild gegeben, dessen echte Züge sämmtlich in's Häßliche verzerrt, oder wie ein neuerer Beurtheiler sich ausdrückt, „in einen entstellenden Spiegel gefallen sind." Selbst der Herausgeber, Herr Düntzer, der Ursache hatte, in der Beurtheilung des ihm von der Familie zur Herausgabe überlassenen Manuskripts der Dichtung so glimpflich als möglich zu verfahren, kann nicht umhin, in Bezug auf die Verfasserin zu bekennen, daß dieselbe mit unleugbarer Ungerechtigkeit und haßvoller Bitterkeit gegen Goethe verfahren sei. „Der Dichter Ogon (sagt er) in welchem Frau von Stein Goethe und sein Verhältniß zu ihr mit bitterster Ungerechtigkeit und glühender Eifersucht dargestellt hat, erscheint als ein Mensch, der Alles seiner selbstsüchtigen Sinnlichkeit aufopfert, alles dem (gemeinen) Genusse und seiner Eitelkeit nachsetzt, dem Wahrheit, Treue, Tugend leere Trugbilder sind, und der so nicht allein die ihm von Herzen anhängende Geliebte (Elissa gleich Frau von Stein) verletzt, sondern auch sogar seine Königin (Dido) verräth." Das ganze frühere Leben und Thun dieses Ogon=Goethe wird von der rachsüchtigen Eifersucht der Verfasserin als eitel Heuchelei geschildert und seine „Moral" als „abhängig von seiner Küche" dargestellt. Goethe's ruhiges Bewußtsein des Werths und der Würde des Genius wird zu frechem Uebermuthe, sein wohlbegründeter Realismus in der Betrachtung und Schätzung der Außendinge zu gemeinstem Materialismus verzerrt, für den alle erhabenen Empfindungen nur aus einem zusammengeschrumpften Magen kommen, und für den „Wein und Mädchen" die allein des Besingens werthen Gegenstände

sind. Aeußerungen und Maximen Goethe's, die wir an ihm kennen, sogar seine Gewohnheit, Vorkommnisse der Wirklichkeit des Lebens dichterisch zu verwerthen, werden mit einem wahren Raffinement bösen Willens karikirt, und selbst Aeußerlichkeiten, wie sein Stärkerwerden, das nach seiner Rückkehr von Italien bei dem Vierzigjährigen eintrat, und auf das sie auch in ihren Briefen an Lotte Schiller zum öfteren spottend zurückkommt, dienen ihr, um ihren Hohn daran zu knüpfen.

Als Dichtung ist dies Pasquill, das Frau von Stein eine Tragödie betitelt hat, von einer seltenen Werthlosigkeit, obschon Schiller in einem Briefe an die Verfasserin sich über das Machwerk — aus höflicher Rücksicht und wohl auch seiner Lotte zu Liebe — lobend auszusprechen herbeiließ, ja es sogar drucken zu lassen empfahl! Dazu mochte sich jedoch Frau von Stein nicht verstehen. „Sie könnte sich damit Feinde machen," schrieb sie der Freundin (II. 328), und wir sehen, daß diese ihre Furcht nicht unbegründet war. Dagegen war sie beeifert, das Stück ihren nächsten Freunden in Abschrift mitzutheilen. Daß sie es unternahm, dieses Zerrbild Goethe's einem Schiller vorzulegen, mit dem damals Goethe's freundschaftlicher Zusammenhang bereits ein so inniger war, spricht allerdings weder für ihre Einsicht noch für ihr Herz. Denn welche Wirkung konnte sie sich davon versprechen? Selbst wenn Schiller vielleicht mit der verlassenen Weimarischen „Elissa" Mitleid empfinden mochte, so konnte er sich doch in seinem Urtheile über das von ihr gelieferte Zerrbild seines großen Freundes schwerlich von dem unsrigen entfernen. Dafür spricht auch der Rath, den er ihr gab, demnächst statt der Tragödie lieber eine Komödie zu machen, den sie denn auch zu befolgen nicht unterließ. Doch scheint das Manuskript dieser Komödie glücklicherweise verloren zu sein.

merkwürdige Selbstkritik des wackeren Mannes — immer mehr Eigenschaften in mir, welche mich in meinen Augen als zu diesem Platze untüchtig darstellen. Der erste Mann in Euer Durchlaucht Ministerio sollte viel um Ihro Person, viel an Ihrem Hofe sein, um zu aller Zeit Ihre Befehle vernehmen und vollziehen zu können. Wie könnte aber ich, der ich zu viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel oft an das Mürrische grenzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack ist, an mir habe, am Hofe gefallen oder eine günstige Aufnahme mir versprechen können? Und müßte ich nicht immer fürchten, — wenn auch Ew. Durchlaucht aus unverdienter Güte eine Zeit lang über Alles dieses hinweg und blos auf meine wenigen guten Eigenschaften sehen wollen — Ihnen doch endlich durch das, was in meinem Charakter liegt, was aber mit den zunehmenden Jahren eher zu- als abnimmt, mißfällig zu werden?"

Diese Eingabe blieb zunächst ohne schriftliche Antwort. Dagegen ließ der Herzog zwei Monate später den Minister zu sich rufen und eröffnete demselben in einer langen Unterredung, deren Inhalt uns nach einer Aufzeichnung des Ministers vorliegt, daß sein Beschluß auf die in seinem Geheimen Konseil vorzunehmenden Personalveränderungen, auf die Einführung „des Dr. Goethe" als Mitglied desselben, und auf die Anstellung des Herrn von Kalb als Kammerpräsidenten fest stehe. Die Opposition des Ministers war zunächst vorzugsweise gegen die letztere gerichtet und die Erfahrung belehrte bald darauf den jungen Fürsten in sehr bitterer Weise, wie sehr Recht Fritsch mit seinem Widerstreben gegen die Anstellung eines Mannes gehabt hatte, von dem, als er kaum vier Jahr später schimpflich entlassen werden mußte, sein früherer Freund Goethe an Knebel zu schreiben sich

genöthigt sah: daß derselbe „sich als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt habe".

Aber auch mit seinem Widerstande gegen die Anstellung Goethe's war der treue und erfahrene Diener seines jungen Fürsten in einem, bisher lange nicht genug anerkannten Rechte, dessen Gewicht wir erst jetzt durch die von Beaulieu veröffentlichten Dokumente zu würdigen in der Lage sind, während bisher von Goethe's Biographien aller Nachdruck auf die Haltung und das Verfahren Karl August's in dieser Sache gelegt worden ist.

Es ist nämlich nichts weniger als verwundernswerth, wenn wir den ersten Minister des Landes, den Präsidenten des höchsten Kollegiums lebhaften Einspruch gegen eine Maßregel erheben sehen, mit welcher sein Fürst, ohne den Rath seines ersten erfahrenen Dieners zu erfragen und zu beachten, aus bloßer Laune der Favoritengunst eine Verfügung traf, welche nicht nur alles geschäftliche Herkommen auf den Kopf stellte, sondern auch in den Augen aller Urtheilsfähigen als schädlich für das Interesse des Landes erscheinen mußte. Wir dürfen zugleich bei der Beurtheilung der Sache nicht an den Goethe denken, der jetzt vor unserem Bewußtsein steht, sondern an den Goethe von 1775 und 1776, wie er einem Geschäfts- und Staatsmann wie Fritsch erschien und erscheinen mußte, der von diesem jungen Frankfurter Doktor Goethe nichts weiter wußte, als daß er einen sehr bedenklichen Roman und ein Paar Schauspiele gedichtet habe, die der vielbeschäftigte Minister zu lesen schwerlich Zeit gehabt hatte, und die ihm jedenfalls wenig ausreichend erscheinen konnten, dem jungen Poeten eine Anwartschaft auf eines der wichtigsten und höchsten Aemter in der Regierung des Landes zu ertheilen. Was er und seine Kollegen sonst noch

von dem jungen Favoriten des Herzogs wußten und mit Augen zu sehen Gelegenheit hatten, war dazu noch weit weniger geeignet. Das Auftreten des bewunderten jungen „Genie's" in Weimar hatte alle, auch die nothwendigsten Regierungsgeschäfte in's Stocken gebracht, und den jungen Herzog, wie ihm sein Minister mit edlem Freimuthe im Verlaufe der zwischen beiden sich erhebenden schriftlichen Diskussion vorzustellen den Muth hatte, abgehalten, sich mit den wichtigsten Regierungsangelegenheiten zu beschäftigen. Eine Hetzjagd rauschender Vergnügungen und toller Jugendstreiche, bei denen Goethe den Anführer machte, hatten den Herzog und seinen Hof in einen Strudel der Zerstreuung und Ausgelassenheit hineingewirbelt, und schienen allen Ernst in der Behandlung des Lebens und der Interessen der Geschäfte verschlingen zu wollen. Um so anstößiger und befremdender mußte es daher dem ersten Minister des Landes sein, wenn ein junger Frankfurter Literat und Schöngeist, der sich seither nur als maître des plaisirs am Hofe dargestellt hatte, jetzt plötzlich als Mitglied der höchsten Behörde auftreten und in derselben neben ihm selber seinen Platz nehmen sollte. Dieses Befremden ist so natürlich und selbstverständlich, daß es, wie Fritsch's Biograph bemerkt, „schwer begreiflich wird, wie diese Zeitverhältnisse in den Schilderungen dieser Periode nie zur Geltung gekommen sind". Es ist dies eine Unterlassungssünde, deren auch ich mich schuldig gemacht zu haben bekenne, die aber allerdings durch die bisherige Unbekanntheit der jetzt mitgetheilten urkundlichen Dokumente entschuldigt werden mag.

Der weitere Verlauf der Sache war nun folgender.

Schon in der oben erwähnten Unterredung mit dem Herzoge hatte der Minister demselben seine Bedenken gegen die Anstellung Goethe's erklärt. Als nun durch eine an ihn gerichtete schriftliche Mittheilung der Fürst ihm kund gab, daß er dieselbe sowie

alle übrigen von ihm beabsichtigten Veränderungen im Personal des Konseils aufrecht erhalte, trug Fritsch kein Bedenken, schon am Tage darauf mit der ihm eigenen Offenheit und Gradheit in einem ausführlichen Schreiben auszusprechen, daß er unter diesen Umständen sich genöthigt sehe, um seine Entlassung aus dem Dienste zu bitten. Ich übergehe alle anderen in diesem Schreiben berührten Differenzpunkte und beschränke mich blos auf denjenigen, welcher Goethe's Anstellung betrifft. Von dieser heißt es in dem ebenso unumwundenen als streng begründeten Absagebriefe des Ministers wörtlich also: „Ueber den Dr. Goethe und dessen Placirung im Geheimen Consilio habe ich Ew. H. D. ebenfalls schon mit aller Freimüthigkeit meine wenigen Gedanken gesagt. Ich nehme mit Bekümmerniß wahr, daß meine gegen diese letztere — wie ich vor Gott bezeugen kann, ohne allen Widerwillen oder Abneigung gegen diesen Mann, blos nach dem, was mir mein Eifer vor Dero Ruhm und vor Dero Dienst an Handen giebt — geäußerten Bedenklichkeiten Höchstdero Aufmerksamkeit so wenig auf sich gezogen haben, daß Sie auf einem Entschluß bestehen, welcher Ihnen von aller Welt verdacht werden, welcher alle Ihre treuen und verdienten Diener, so auf eine dergleichen ansehnliche Stelle Anspruch machen können, unendlich niederschlagen muß; (einen Entschluß), welchen Dr. Goethe, falls er, wie ich ihm zutrauen will, wahres Attachement und Liebe vor Ew. H. D. hat, Ihnen selbst widerrathen und die ihm zugedachte Gnade verbitten sollte. Ich würde es gegen mich selbst nicht verantworten können, wenn ich nicht Alles anwenden wollte, Höchstdieselben von der Ausführung dieser Idee abzubringen. Da solches aber vermuthlich nicht mehr zu bewerkstelligen ist, so bleibt mir nichts mehr übrig, als mit aller schuldigen Ehrerbietung, zugleich aber auch mit aller Entschlossenheit eines, von dem, was er Ew. Durchlaucht, andern und sich

Was zunächst Fritsch betrifft, so waren es, wie Beaulieu hervorhebt, nicht Goethe's Wesen, Persönlichkeit und am wenigsten sein Genie, welche den Widerstand des alten Staatsdieners gegen dessen Anstellung hervorgerufen hatten; sondern seine Jugend, seine Unerfahrenheit in den Geschäften und Verhältnissen des Landes und daneben seine Eigenschaft als „Fremder" und sein excentrisches Betragen in den ersten Monaten nach seiner Ankunft in Weimar waren die Punkte gewesen, welche dem strenggeschulten Minister die Einführung Goethe's in das höchste Kollegium des Landes, durch welche der junge Regent seinen Freund an sich fesseln wollte, als ein höchst bedenkliches Experiment erscheinen lassen mußten. Nachdem jedoch das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen worden war, gestaltete sich sehr bald zwischen beiden, in ihrem Wesen allerdings sehr verschiedenen Männern, ein auf gegenseitiger Anerkennung und Hochachtung begründetes Verhältniß. „Der wissenschaftlich gebildete, sehr belesene Fritsch entging nicht dem Zauber, den das Genie des jungen Kollegen auf Alle ausübte, die mit ihm in Berührung kamen", und die Arbeitskraft, der gewissenhafte Fleiß und die angestrengte Bemühung, mit welcher er denselben sich den Geschäften und den Interessen des Landes widmen sah, gewannen Goethe'n bald die Achtung und Anerkennung eines Vorgesetzten, der selbst nur für seinen Beruf lebte, während seinerseits Goethe sich auf der ihm neuen Bahn durch den freundlichen Beirath seines ihm an Erfahrung und Geschäftskenntniß soweit überlegenen Chefs vielfach belehrt und gefördert fand. Zehn Jahre lang wirkten Beide einträchtig zusammen, bis Goethe's italienische Reise der Theilnahme des Dichters an den eigentlichen Regierungsgeschäften ein Ende machte. Noch als Greis rühmte Goethe einmal gegen den Kanzler von Müller, wie dieser in seinen Aufzeichnungen über

Goethe berichtet: „daß Fritsch stets redlich gegen ihn gewesen, obgleich sein, Goethe's, Treiben und Wesen ihm durchaus nicht habe zusagen können. Aber derselbe habe doch immer seinen reinen Willen, sein uneigennütziges Streben und tüchtige Leistungen anerkannt." Die Charakteristik, welche Goethe bei dieser Gelegenheit von seinem ehemaligen Chef gab: „daß dessen Gegenwart und Aeußerlichkeit nicht gerade erfreulich, vielmehr scheinbar starr und hart und ohne Feinheit und Behaglichkeit in den Formen, dabei aber von großer Energie des Willens und vielem Verstande gewesen", stimmt vollkommen überein mit demjenigen, was wir oben den alten Minister von sich selbst aussagen hörten, und im Verlaufe unserer Darstellung des Mannes hervortreten sahen. Aber eines solchen Mannes wie Fritsch bedurfte Karl August, neben einem Goethe, um das zu leisten, was er als Regent seines Landes geleistet hat.

Zu dem guten Verhältnisse, welches sich zwischen Goethe und Fritsch in den Jahren ihres Zusammenwirkens bildete, und für welches eine Anzahl bisher ungedruckter Briefe Goethe's in dem Beaulieu'schen Buche Zeugniß geben, trug nun vor Allem die liebenswürdige gewinnende Art und Weise bei, in welcher wir Goethe seinen Chef behandeln und sich ihm überall achtungsvoll unterordnen sehen. Dieses Verhalten konnte Goethe um so weniger schwer werden, als er in seinem Innersten sich gedrungen fühlte, die Berechtigung der Gründe anzuerkennen, auf welchen der Widerstand des gewissenhaften Ministers gegen seine Anstellung beruht hatte. Und so sehen wir ihn denn auch gegen denselben in seinen Briefen einen Ton anschlagen, der nicht verfehlen konnte, ihm die gute Meinung seines Chefs mehr und mehr zu gewinnen. Goethe war bekanntlich überhaupt Meister in der Kunst, Sprache und Haltung seiner Briefe nach dem Wesen und der Eigenthümlichkeit der Empfänger zu be-

Weimarischen Shakspearefeier bildete, geflissentlich fern hielt, ohne damit der Zweckmäßigkeit und Verdienstlichkeit jenes vor einigen Tagen glücklich zu Stande gebrachten Vereins irgendwie zu nahe treten zu wollen. Derselbe wird immerhin, auch wenn nicht alle seine Ziele erreicht werden sollten, eine dauernde Erinnerung an die deutsche Jubelfeier des britischen Dichters bleiben, mit der sich Weimar selbst geehrt und dem wohlerworbenen Lorbeerkranze, der seine Vergangenheit schmückt, ein neues frisches Blatt hinzugefügt hat.

Meine Gedanken über die Jubelfeier zum Andenken Shakspeare's und über ihre spezielle so wie über die allgemeine Bedeutung dieser und ähnlicher Festfeiern habe ich Ihnen bereits früher ausgesprochen. Was ich aber damals noch nicht ahnen konnte, war der geistige Sieg, den bei dieser Gelegenheit unser Deutschland über das Vaterland des Dichters, das hochmüthige Albion, davongetragen und die Ueberlegenheit seiner sittlich-ästhetischen Kultur, die es bei dieser Gelegenheit auf's Neue bewährt hat. Eine Feier, wie das kleine Weimar sie mit seinen verschwindend geringeren äußeren und materiellen Mitteln geplant und zu Stande gebracht hat, ist von dem stolzen reichen Britenlande auch nicht einmal versucht, geschweige denn ausgeführt worden. Und während in Deutschland schwerlich eine Bühne und eine Stadt gewesen sind, die den 23. April nicht durch irgend eine Feier ausgezeichnet haben, ist in England das Shakspearejubiläum fast vollständig gescheitert. „Die Shakspearefeier", — so schreibt mir Jemand, der in diesen Wochen England durchreiste — „ist in ganz Großbritannien eine failure, ein Fiasko, gewesen. Ich habe Nichts davon gesehen in allen Orten, die ich besuchte, und nur durch die Presse davon gehört, und zwar als Resumé des Ganzen: daß es eben eine failure gewesen. Das Raisonnement, mit dem man sich über diese weltgeschichtliche Schande zu trösten versuchte, war ebenso jämmerlich als die Thatsache selbst. Shakspeare, hieß es, sei eben nicht, wie Schiller, national, sondern Kosmopolit; er sei zu groß, um nach deutscher Art auf Jubelfesten gepriesen zu werden, und was dergleichen Elendigkeiten und Beschönigungen mehr waren. Ich fand eine bessere Erklärung in dem Gebetbuche des Dampfers, auf dem ich von Leith nach Edinburgh fuhr, in welchem zu lesen steht und den hochkirchlichfrommen heuchlerischen Landsleuten des größten dramatischen Dichters der Welt eingeschärft wird: if you have the Lord and the holy ghost in yourself, how can you venture to enter in such a frivolous place as a theatre! (d. h. Wenn Ihr den Herrgott und den heiligen Geist in Euch tragt, wie könnt Ihr da wagen, einen solchen frivolen Ort wie ein Theater ist, zu betreten!) Sind doch auch Sonntags in ganz England alle Theater streng geschlossen, und sagte mir doch mein Freund Mr. R. in Edinburgh: it is not fashionable in Edinburgh to go to theatre. Wo soll bei diesem „verkirchten", in seine abstrusen Bekenntnißartikel eingedumpften, geistig verknechteten und verknöcherten Volke Sinn und Begeisterung für die Feier des freisten Geistes der Nation herkommen!"

Ich glaube mein junger Korrespondent hat das Wahre getroffen, und „es ist Schade, daß es wahr ist", kann man mit Shakspeare's Polonius sagen. Schade, daß das Volk, zu dem wir Deutsche so lange mit blind bewundernder Verehrung hinaufschauen zu müssen glaubten, von Tag zu Tag eine Stufe tiefer in seinem öffentlichen Geistesleben hinabsteigt. In der That, dieses Fiasko der Shakspearefeier in England, das sich fast überall, wo Engländer sich auf dem Kontinente zusammenfanden und selbst in ihrer Hauptherberge, in Rom, wiederholt hat, ist eine düstere Signatur für das heutige englische Volk. Ein Volk, das für seinen größten Genius keine würdige Jubel-

ben, hofft man außer den regelmäßigen jährlichen Beiträgen der Mitglieder durch außerordentliche freiwillige Beiträge, Zuwendungen von Gönnern, Erträgnissen aus Theaterbenefizen, Vorlesungen u. dgl. beschaffen zu können — eine Hoffnung, von der nur zu wünschen ist, daß sie sich nicht als allzu illusorisch erweise.

Gleichzeitig mit dem hiesigen hat sich auch in Dresden, wie die öffentlichen Blätter melden, ein Shakspeareverein zusammengethan, dessen Zwecke indeß in etwas verschieden sind. Man will die Rechte und Interessen der dramatischen Dichter und Tonsetzer, namentlich durch allgemeine Einführung der Tantième fördern; man will hinarbeiten auf Veredlung der Schauspielkunst und Dramaturgie, auf ein gediegenes, vorzugsweise deutsches Repertoire, sowie endlich auf die Einführung eines allgemeinen deutschen Theatergesetzes. Das Wesentliche bei allen diesen Lebensäußerungen ist, daß sie Zeichen sind für die traurige fast überall mit Händen zu greifende Wahrheit, daß die Zustände des redenden Theaters in Deutschland sich im tiefsten Verfall befinden. Aber es ist mehr als zweifelhaft, ob es Vereinen, wie die hier bezeichneten, gelingen kann und wird, irgend eine wesentliche Besserung herbeizuführen; denn die Ursachen jenes Verfalles wurzeln in Regionen und in Verhältnissen, in welche alle solche Bestrebungen nicht zu dringen vermögen. Ehe nicht das Theater als sittliche und ästhetische Bildungsschule Sache des Staates, Sache des Allgemeinen wird, und ehe nicht die Leiter unserer Bühnen aus den Reihen derjenigen genommen werden, deren wohlvorbereiteter Lebensberuf und Lebensaufgabe die höchste, schwerste und wichtigste aller Künste, die dramatische Kunst ist, werden alle, auch die wohlgemeintesten Versuche der Besserer im Wesentlichen erfolglos bleiben. Was jedoch von tüchtigen Führern und Leitern auch unter den jetzigen

Umständen noch geleistet werden kann, dafür sprechen die Namen Eduard Devrient, Heinrich Laube und Franz Dingelstedt. Man besetze alle Leiterstellen unserer deutschen Haupttheater mit Männern wie sie, und ein guter Theil der Uebelstände, welche jetzt auf dem deutschen Theaterwesen lasten, wird bald ohne alle Vereine gehoben sein.

III.

Weimar, 1. Mai 1864.

Der gestrige Abend hat also den Schluß der theatralischen Shakspearefeier gebildet, mit der sich die Weimarische Bühne ein ihrer großen Vergangenheit würdiges Denkmal gesetzt und sich auf's Neue in die Geschichte der deutschen Schauspielkunst ehrenvoll eingezeichnet hat.

Deutschland ist nicht nur das Land der Denker, sondern auch das Land der Bedenklichkeit. Als die erste Kunde bei uns verlautete, daß der Leiter einer der kleinsten aller deutschen Hofbühnen den kühnen ja verwegenen Entschluß gefaßt habe, in den Räumen des „ärmlichsten der deutschen Schauspielhäuser", — wie der Prolog selber es gestand, — mit den unzureichenden Mitteln und Kräften eines gering dotirten Personals, unter dem sich keine einzige der jetzt bekannten Celebritäten der dionysischen Kunst befindet, ein Unternehmen wie die Aufführung der sämmtlichen „Historien" Shakspeare's zu wagen: da vernahm man überall zahlreiche Stimmen, welche solcher Verwegenheit einen schlechten Ausgang zu prophezeien sich angelegen sein ließen. Sieben der größten Shakspeare'schen Dramen, darunter drei zum ersten Mal, in acht Tagen hinter einander aufzuführen, in einer kleinen Stadt, die weit nicht die Bewohner einer Hauptstraße Berlin's zählt, vor einem Publikum, das täglich aus den-

Und schönerer Erfüllung, seid gegrüßt!
Bei eurem Klang schwillt höher jede Brust,
Und es erweitert sich durch euren Zauber
Das nied're Haus zum edelsten der Tempel,
Auf Säulen ruhend, ew'ger als das Erz,
Und himmelan die Marmorwölbung streckend.
Ja, hier wird wahr ein oft mißbrauchtes Wort,
Daß diese Bretter eine Welt bedeuten,
Belebt, bevölkert von Erinnerungen,
Die jedem deutschen Herzen theuer sind,
Die sich verkörpern in dem Doppelbild,
Das an der Schwelle draußen Euch empfängt.
Seht, heut gesellt im heil'gen Bund der Dritte
Zu Deutschland's Dioskuren sich der Brite;
Auch Er ist unser, ruf' ich jubelnd aus,
Am Shakspeare-Fest im Goethe-Schiller-Haus!

Die politischen Anspielungen auf die gegenwärtige Weltlage, welche darauf folgten, hätten etwas kürzer sein mögen. Wohlberechtigt dagegen erschien die Verherrlichung des Thüringerlandes und seiner Bedeutung in der Geschichte deutscher Vergangenheit, welche in den Worten hervortrat:

Thüringen, Deutschland's ewig junges Herz,
Hat stets, in guten und in bösen Tagen,
Nicht für die Kunst allein in Spiel und Scherz
Nein, auch im Ernst für Licht und Recht geschlagen.
Wenn draußen Kirchenbann und Reichesacht
In blindem Eifer gegen sie gewüthet,
Hat hier des Volkes Muth, der Fürsten Macht
Getreu der Menschheit heil'gen Hort gehütet.
Ihr wißt, was an der Wartburg Zinnen steht,
Als wenn's geschrieben wär' in goldnen Lettern,
Was, wie in unsers Waldes grünen Blättern
In der Geschichte Weimar's rauscht und weht:

Wie viel der Feinde auch, wie arge, nah'n —
Das Wort, die Wahrheit soll'n sie lassen stahn,
Die feste Burg, das Recht ficht Keiner an!
Ja dies Bewußtsein soll uns Niemand rauben,
Daß wir an unsre gute Sache glauben
Und ihren sichern, wenn auch späten Sieg.

In solcher Zuversicht und der hohen Sendung, welche die zwei größten Meister, der Brite Shakspeare und der Deutsche Schiller, dem Theater vorgezeichnet, müsse es vergönnt sein, „im ernsten Spiel der Zeit ein Spiel voll Ernst wetteifernd zu beginnen", eingedenk des Shakspeare'schen Worts, daß es der Beruf der Bühne sei: der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Und eingedenk des Schiller'schen Worts zu seinem Wallenstein, geziemt sich's doppelt in Tagen wie die unsern: „Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo wir den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn, wo um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen" — in solcher Zeit und in solchen Tagen gezieme sich's:

Daß höhern Flug die Welt der Bühne nehme,
Damit nicht die Weltbühne sie beschäme.

Und damit bahnte sich denn der Prolog den Uebergang zu der Schlußapostrophe, welche die Bedeutung des an dem dreihundertjährigen Jubelfeste vorzuführenden gewaltigen Dichterwerks den versammelten Hörern an das Herz legte:

Steigt aus dreihundertjähr'gem Todesschlafe
Denn wiederum empor an's Lampenlicht,
Ihr ehrnen Schatten Lancasters und Yorks:
Durchwandert unsre (blutigen und trocknen!)

Alle gesetzlichen Rechte vorbehalten.

Kleine Schriften

zur Litteratur und Kunst

von

Adolf Stahr.

Vierter Band:

Aus meinen Lebenserinnerungen.
Biographisches und Kritisches.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)
1875.

Der Papst aber ist der Schlußstein des riesigen Kuppelgewölbes der Kirche, und man weiß welche Bedeutung in der Architektur dieser Schlußstein hat. Schon jetzt gilt es hier als ein unheilverkündendes Omen, daß die Kuppel des St. Petersdomes einen neuen gefährlichen Riß zeigt. Man schreibt dies dem Umstande zu, daß die Kraft der zehn Fuß dicken Mauer sowie der vier kolossalen Pfeiler, auf welchen die Kuppel ruht, durch Anlegung innerer Treppen in denselben geschwächt sei. Auch dies mag symbolisch erscheinen." (Ein Jahr in Italien. III. S. 129—130.)

Es ist dem neunten Pius aufbehalten gewesen, die Ueberlastung der Tragkraft des Systems der Kirche durch Syllabus und Encyklika und schließlich durch das Infallibilitätsdogma, das die Krönung des phantastischen mittelalterlichen Weltimperiums bilden sollte, zu vollenden. Die Folgen sind nicht ausgeblieben. Pius IX. wird, wenn auch nicht der letzte Papst überhaupt, so doch sicherlich der letzte Papst im mittelalterlichen tausendjährigen Stile gewesen sein, wenn man seine Leiche im St. Peters-Dome bestattet.

Das mittelalterliche Rom aber ist bestattet in diesem Geschichtswerke des deutschen Historikers, das seinen würdigen Monumentalsarkophag bildet, und die Bürger der Hauptstadt des neuerstandenen Italiens haben dem Werke nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, da sie in dankbarer Anerkennung eine Uebertragung desselben in die italienische Sprache auf öffentliche Kosten zu veranstalten beschlossen.

Lucrezia Borgia*).

(1874.)

Vorurtheile haben bekanntlich ein zähes Leben. Das allerzäheste aber haben die Vorurtheile über geschichtliche Personen, deren Gestalt eine lange historische Tradition mit scharf ausgeprägten, weil einseitigen, Zügen durch Jahrhunderte in der Vorstellung der Menschen befestigt hat. Und wenn sich dann gar noch die Poesie einer solchen historischen Person bemächtigt und dieselbe der umlaufenden Tradition gemäß gleichsam zu sichtbarer Gestaltung ausgeprägt hat, so wird es für die später eintretende historische Kritik der Ueberlieferung eine, wenn nicht absolut unlösliche, so doch sehr schwer zu lösende und zugleich sehr undankbare Aufgabe: durch ihre gewissenhaftesten Bemühungen die neu entdeckte geschichtliche Wahrheit an die Stelle der altbefestigten Legende zu setzen.

Am schwierigsten und undankbarsten erscheint diese Bemühung des kritischen Geschichtsforschers, wenn die betreffende Gestalt der historischen Tradition, ihrer legendaren Darstellung nach, der Nachtseite menschlicher Charaktere, so zu sagen dem Reiche des Bösen angehört. Für solche scheint in der That das Wort:

*) Lucrezia Borgia. Nach Urkunden und Korrespondenzen ihrer eigenen Zeit. Von Ferdinand Gregorovius (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1874, zwei Theile.)

daß aus der Hölle keine Erlösung sei, Anwendung zu finden. Denn die Welt liebt es zwar, auch die menschlichen Tugenden ebenso wie die menschlichen Laster „in typischen Persönlichkeiten anzuschauen". Allein es ist trotzdem eine traurige Wahrheit, daß sie es sich weit lieber gefallen läßt, ihre Vorstellungen von den ersteren des strahlenden Lichtglanzes beraubt, als ihre altgewohnten Anschauungen von den letzteren in's Hellere und Menschlichere verändert zu sehen, und sich zu bequemen, an die Stelle einer, bisher in ihrer Vorstellung als ein unerklärbares moralisches Ungeheuer lebenden Gestalt, ein Wesen menschlicherer und erklärlicherer Art treten zu lassen.

Zu solchen von Tradition und Poesie in der Phantasie und Anschauung der Menschen befestigten moralischen Ungeheuern gehört unter andern auch die Gestalt der unglückseligen Tochter Papst Alexander's VI., des furchtbarsten Charakters unter so vielen sündhaften Menschen, die jemals den Thron des Oberhauptes der christlichen Kirche geschändet haben, die Gestalt Lucrezia Borgia's.

Nach der Legende erscheint sie, wie ihr neuester Biograph und Vertheidiger Gregorovius sich ausdrückt, als „eine Mänade, die in der einen Hand die Giftphiole, in der andern den Dolch, als ein furienhaftes Wesen, das zugleich die schönen sanften Züge einer Grazie trägt". Dieser Legende ist auch der moderne Dichter des Häßlichen, der ungeheuerlichste aller französischen Poeten und Dramatiker gefolgt. In der monströsen Gestalt, in welcher Victor Hugo in seiner, später auch zu Donizetti's Oper gewordenen Tragödie vor einundvierzig Jahren Lucrezia Borgia zuerst auf die Pariser Bühne brachte, spukt Lucrezia seitdem noch heute auf allen Theatern Europa's als ein Weib, das sich von Jugend auf in allen Lastern und Sünden gewälzt, alle erdenklichen Gräuelthaten verübt, mit Vater und Brüdern Blutschande getrieben, mit Gift und Dolch und Strang unter den Edlen Italiens gewüthet hat; und doch dabei nicht nur als ein Weib von bezaubernder Schönheit und Anmuth, sondern sogar als eine sentimental zärtliche Mutter für einen, in verbrecherischer Verbindung erzeugten Sohn, der nicht weiß, daß sie seine Mutter ist, dessen Liebe sie aber gewinnen möchte! Und der Dichter dieser Monstrosität, dessen Aesthetik bekanntlich in dem Satze le laid c'est le beau gipfelt, konnte bei dieser seiner Lucrezia Borgia keineswegs, wie Julian Schmidt in seiner französischen Literaturgeschichte meint, die Entschuldigung der Geschichte für sich anführen. Denn schon über ein Menschenalter zuvor, ehe er sein Schauerstück verfaßte, hatte Roscoe, der englische Geschichtschreiber der römischen Päpste, den Versuch gemacht, die zumeist auf Guicciardini beruhende Legende von Lucrezia Borgia kritisch zu beleuchten und mit Erfolg auf ihre historische Wahrheit zurückzuführen, zufolge deren dieselbe durchaus nicht der grotesken Ungestalt der Victor Hugo'schen Dichtung entsprach.

Diesem ersten kritischen Herstellungsversuche schlossen sich in neuerer Zeit andere ähnliche Arbeiten, namentlich italienischer Forscher an, welche Gregorovius in der Einleitung seines Buches aufzählt. Die Veröffentlichungen von Domenico Cerri, Bern. Gatti, des Marchese Camporri, der Ferraresen Antonelli und Zucchetti verfolgten sämmtlich die Absicht, die Lucrezia-Legende aufzuhellen und der unglücklichen Frau eine späte Ehrenrettung angedeihen zu lassen. Zu diesen und anderen Versuchen hat sich nun jetzt in dem deutschen Historiker ein Mann gesellt, der wohl vor allen Lebenden in der Durchforschung und Erkenntniß des italienischen Mittelalters, seiner Geschichte und seiner geschichtlichen Gestalten, den ersten Platz einnimmt. Ferdinand Gregorovius' Darstellung Lucrezia Borgia's beruht für die wich-

tigste und bisher der Aufklärung am meisten bedürftige Periode des Lebens der unglücklichen Papsttochter, nämlich für die Zeit ihrer ersten einundzwanzig in Rom verbrachten Lebensjahre (1480—1501), auf ganz neuen, von dem deutschen Forscher in römischen Archiven entdeckten Urkunden aus jener Zeit. Und für die andern Abschnitte ihres Lebens auf einem urkundlichen Material, welches er durch wiederholte persönliche Nachforschungen an den andern Orten, an welchen Lucrezia Borgia gelebt hatte, in Nepi, Pesaro, Ferrara und in den unerschöpften Schatzkammern der Archive von Modena und Mantua um so gründlicher zu vervollständigen im Falle war, als dabei dem in ganz Italien hochgeehrten Verfasser der Geschichte Roms im Mittelalter von allen Seiten die bereitwilligste Förderung und liberalste Unterstützung zu Theil wurde. So darf daher seine Lucrezia Borgia als ein Werk angesehen werden, welches die Frage über dieselbe im Wesentlichen zum Abschluß gebracht und an die Stelle eines Romans die Geschichte, an die Stelle der Legende die historische Wirklichkeit gesetzt hat.

Wie aber erscheint nun nach dieser urkundlich beglaubigten Darstellung des deutschen Forschers die Gestalt der als die fürchterlichste Teufelin ihrer Zeit und Umgebung verufenen Lucrezia Borgia?

Die Antwort auf diese Frage ist einfach diese. Von allen ihr bisher von der aus dem berechtigten Hasse und Abscheu gegen das Haus der Borgia, vornämlich aber gegen ihren Vater, den Papst Alexander VI. und ihren Bruder Caesar stammenden Tradition nachgesagten Lastern, Unthaten und Verbrechen ist kein einziges irgendwie als historisch erweislich, ja auch nur als wahrscheinlich durch die genaueste Prüfung der vorhandenen Urkunden und Akten befunden worden. Vielmehr laufen alle gewonnenen Ermittelungen darauf hinaus, daß Lucrezia während ihrer

ersten römischen Lebensperiode — denn nur auf diese, auf die ersten zwanzig bis einundzwanzig Jahre ihres Lebens beziehen sich die von den Feinden ihres Hauses auf sie gehäuften Anschuldigungen, während Lucrezia in den weiteren achtzehn Jahren ihres Lebens als Herzogin von Ferrara des besten Rufes genoß, — ein junges, schönes, lebensfrohes, aber zugleich leichtsinniges und charakterschwaches Geschöpf war; als ein Weib, das natürlich mitten in der damaligen moralischen und sittlichen Versumpfung, wie sie in der römischen Papstgeschichte ohne Gleichen dasteht, keine Heilige war oder werden konnte, das aber doch unter ihren römischen Zeit- und Lebensgenossinnen verhältnißmäßig noch als eine Erscheinung gelten muß, welche unsere menschliche Theilnahme verdient, und eine solche selbst dann noch beanspruchen dürfte, wenn sie durch die verpestete Atmosphäre, in der sie aufwuchs, weit schlimmer geschädigt worden wäre, als es in der Wahrheit der Fall gewesen ist. Lucrezia's Hauptunglück bestand darin, daß sie die Tochter ihres Vaters und die Schwester ihres Bruders war. Wäre sie Beides nicht gewesen, so würde sie in der Geschichte ihrer Zeit, wenn überhaupt, kaum anders bemerkt und erwähnt worden sein, als eines jener „reizenden vielumworbenen Weiber", dergleichen die Chronik jener Tage so viele aufzuweisen hat. Aber ihr Unglück wollte, daß sie in den Händen ihres Vaters und Bruders das Werkzeug und zugleich das Opfer von politischen Berechnungen und verbrecherischen Intriguen wurde, denen einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen ihre Natur weder die nöthigen geistigen Mittel noch die erforderliche Charakterkraft besaß.

Zuerst ein Wort von ihrer Familie. Die Borgia waren ein spanisches Adelsgeschlecht von dunkler Herkunft. Es erscheint auf der Weltbühne zuerst mit Alfonso Borgia (geb. 1378)

Bischof von Valencia, der später (1455) als Calixtus III. den Papstthron bestieg. Zu der zahlreichen Sippschaft von Verwandten, welche seine Erhebung nach Rom zog, gehörte auch sein Neffe Rodrigo Borgia, der, nur fünfundzwanzig Jahre alt, von ihm zum Kardinal und Vicekanzler der römischen Kirche erhoben wurde. Als solcher lebte er nach dem zwei Jahre darauf erfolgten Tode seines Oheims unter den ihm folgenden Päpsten bis zum Jahre 1492, in welchem er selbst als Alexander VI. den von ihm durch die offenkundigsten Bestechungen erkauften Stuhl Petri bestieg. Er war damals bereits 62 Jahre alt, aber nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen noch immer einer der schönsten und stattlichsten Männer seiner Zeit. Nichts in seiner äußern Erscheinung entsprach dem Bilde, welches man sich gewöhnlich von diesem moralischen Ungeheuer zu machen geneigt und gewohnt ist. Noch an dem Zweiundsechzigjährigen pries man „die elegante Stattlichkeit der Gestalt, die heitere Stirn, die königlichen Brauen, das Antlitz mit dem Ausdruck heiterer Majestät und Liberalität, die heroische Wohlgestalt seiner ganzen Erscheinung". Als er im Anfange der Dreißig stand, entwarf der Geschichtsschreiber Gaspar von Verona das Porträt des jungen Kardinals mit den Worten: „Er ist schön, von anmuthigem und heiterem Antlitz, von zierlicher und süßer Beredtsamkeit. Wo er nur herrlichen Frauen begegnet, regt er sie in fast wunderbarer Weise zur Liebe auf und zieht sie an sich, stärker als der Magnet das Eisen anzieht." Gregorovius vergleicht die Organisation der physisch-moralischen Natur dieses Borgia mit der eines Casanova und des Regenten von Orleans. Die unersättliche Sinnlichkeit seiner Jugend, die den Grundzug seines Wesens bildete, beherrschte ihn bis an das Ende seines Lebens.

Eines der zahlreichen Opfer derselben ward um das Jahr

1466 ein römisches Mädchen aus einer sonst unbekannten Popolanen-Familie, Vanozza (Abkürzung von Giovanna) Cattanei, die ihm während seiner langen Verbindung mit ihr nachweislich sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter, gebar. Eine der letzteren, die ältere von beiden, und das vierte Kind, welches Vanozza dem Kardinal gebar, war Lucrezia Borgia, geboren am 18. April 1480. Der Kardinal, ihr Vater, war damals neunundvierzig, ihre Mutter, welche er, um sein Verhältniß mit ihr einigermaßen zu verdecken und zugleich zu erleichtern, nacheinander mit zwei untergeordneten Beamten verheirathet hatte, achtunddreißig Jahre alt. „Die Zeit, in welche Lucrezia's Geburt fiel, war in Wahrheit schrecklich zu nennen; das Papstthum aller priesterlichen Heiligkeit entkleidet, die Religion ganz materiell geworden; die Sittenlosigkeit zügellos." Lucrezia's Vater und die Seinen, vor allen sein Sohn Caesar Borgia, waren der konzentrirte Ausdruck dieser Zeit. Um diese Menschen begreifen zu können, muß man ihre Zeit ins Auge fassen.

Unter dem Einflusse der auf das antike, griechisch-römische Heidenthum zurückgehenden Renaissance hatte sich in dem Italien des fünfzehnten Jahrhunderts ein vollständiger Bruch mit der Kirche des Mittelalters und ihrem ascetischen Geiste in der Sinnesweise der Menschen vollzogen, der von den Spitzen der Gesellschaft, von den Gebildeten und Mächtigen ausgehend, immer weitere Kreise in Mitleidenschaft gezogen hatte. Alle Schranken, welche früher die menschlichen Leidenschaften eingehegt hatten, waren zerbrochen worden, und die entfesselten Begierden rasten jetzt wie losgelassene Sklaven im wildesten Kampfe gegen einander, um ohne Scheu und Rücksicht auf religiöse und moralische Hemmnisse ihre zügellose Befriedigung zu suchen. Verlacht ward Alles, was bisher als heilig gegolten hatte. Es entstand eine neue freigeisterische Literatur, deren nackter Cynis-

mus kaum in der ähnlichen des modernen Frankreichs seines Gleichen findet. Die Verherrlichung der Hetäre stand in ihr obenan, und die Dichter trugen kein Bedenken, in ihren Gedichtsammlungen neben der Madonna und anderen weiblichen Heiligen des Himmels auch die berühmtesten Kurtisanen feiernd zu besingen. Jedwede Achtung vor irgend einem Gebote der Moral und Sittlichkeit war, zumal bei den tonangebenden weltlichen und geistlichen Großen, in dieser wilden Jagd nach Genuß und nach Reichthum und Macht als den Mitteln zur Befriedigung der Genußgier, verschwunden. Erlaubt erschien alles, was Erfolg versprach, auch das größte Verbrechen. Denn der Erfolg war der einzige Gott, den diese Zeit verehrte, und die Verehrung dieser Gottheit war um so größer und begeisterter, je kühner und gefahrvoller das Verbrechen erschien, durch welches derselbe erlangt worden war. Thaten des abscheulichsten Verraths des ungeheuerlichsten Verbrechens erschienen den Menschen dieser Zeit, eben um der Kühnheit und frechen Verwegenheit willen, mit denen sie ausgeführt worden waren, als ruhmwürdige Großthaten, als Zeichen und Beweise „großartigen Sinnes“ (magnanimità), während derjenige, welcher die Gelegenheit zu solchen vortheilhaften Frevelthaten aus Besorgniß vor dem Mißlingen oder gar aus irgend einem Rest von Gewissensbedenklichkeit vorbeiließ, ebensogut für einen schwachköpfigen Gimpel galt, wie derjenige, welcher sich durch sein gläubiges Vertrauen auf des „großgesinnten“ Frevlers Redlichkeit von diesem in die Falle locken ließ.

Zu dieser in unseren Tagen durch Napoleon III. wieder aufgefrischten Verbrechermoral bekannten sich nicht etwa nur die Borgia und ihres Gleichen unter den zahllosen Fürsten und Dynasten, sondern auch die ernsten Geister des Italiens der Renaissance. Macchiavelli spricht seine Zustimmung zu derselben in einer, von Gregorovius (S. 91—92) mitgetheilten Stelle seiner Diskorsi „mit schrecklicher Aufrichtigkeit“ aus, wenn er gestand, daß nicht nur er selbst, sondern überhaupt „alle Leute von Urtheil“ sich über die Feigheit des Dynasten Giampolo Baglioni wunderten, weil derselbe die Gelegenheit hatte ungenützt vorbeigehen lassen, seinen Gegner, den Papst Julius II., der sich mit vielen Schätzen und in Begleitung vieler Kardinäle zu ihm, in die diesem Papste bereits von ihm durch Vertrag überlieferte Stadt Perugia begeben hatte, „zu seinem ewigen Ruhme mit einem einzigen Schlage zu vernichten!“ „Jedermann“, setzt Macchiavelli hinzu, „würde den Giampolo wegen einer solchen That bewundert und seinen Muth gepriesen haben, durch den er sich einen unsterblichen Namen gemacht haben würde, während kein Mensch glauben konnte, daß ein so ruchloser Mensch, wie er jene ehrenvolle Frevelthat aus irgend einer Gewissensregung unterlassen habe.“ Und Macchiavelli sprach hier, wie gesagt, nicht für sich allein, sondern ausdrücklich im Geiste der Moral seines ganzen Zeitalters, in welchem hochgefeierte Dichter wie Bembo und Strozzi einen Papst wie Alexander Borgia und das ruchlose Ungeheuer Cäsar, seinen Sohn, auch noch nach dem Tode beider zum Range großer Männer und ruhmwürdiger Heroen erhoben! Der dreiundzwanzigjährige Schiller traf in das Herz der Weltanschauung und Moral jener Zeiten, als er seinen Fiesko das Wort aussprechen ließ: „die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde.“

Und über diesem unergründlichen moralischen Sumpfe lag zu derselben Zeit ausgebreitet die frühlingsgrüne blumengeschmückte Decke der Kunst der Renaissance, die gleichzeitig ihre zaubervollsten und grandiosesten Werke schuf. Ein Pinturicchio und Pietro Perugino malten für Alexander VI., ein Tizian für dessen Verwandte. Ein hochgesinnter Künstler wie der geniale

Leonardo da Vinci fand kein Bedenken, als Ingenieur in den Dienst eines Cäsar Borgia zu treten und ihm in der, von dem Bastardsohne des Papstes eben erst durch die gräßlichsten Verbrechen gewonnenen, Romagna die Festungen zu erbauen! Und auch in anderen Zweigen menschlichen Wissens und Könnens sehen wir die begabtesten und ausgezeichnetsten Männer jener Zeiten ohne irgend welche Skrupel sich in die Nähe der Borgia drängen und um ihre Gunst bewerben.

Der Unterschied zwischen dem Gemeinbewußtsein unserer und jener Zeit ist allerdings ein ungeheurer zu nennen. Mit Recht sagt Gregorovius: „Wenn wir einen Menschen, wie ihn unsere Zeit erzogen hat, mitten in jene Renaissance versetzten, so würde die tägliche Barbarei, welche an den damals Lebenden eindruckslos vorüberging, sein Nervensystem zu Grunde richten und vielleicht seinen Geist verwirren." In der That vermögen wir Heutige uns mit allem Aufgebot der Phantasie kaum eine Vorstellung zu machen von der Seelenstimmung einer Zeit, in welcher die erhabensten Schöpfungen der Kunst neben den ungeheuerlichsten Verbrechen erwuchsen; von der Physiognomie des damaligen Rom's, wo ein mit allen möglichen Verbrechen und Lastern befleckter Papst, umgeben von seinen zum Theil noch lasterhafteren Bastardsöhnen, die alle als legitime Fürsten anerkannt wurden, von dem Stuhle Petri herab als Oberhaupt der Christenheit und Stellvertreter Gottes auf Erden der christlichen Menschheit den Segen der Religion spendete. Noch weniger von dem Gemeingefühl einer Epoche, in welcher, außer dem von diesem Papste grausam erwürgten Märtyrer Savonarola, verhältnißmäßig nur Wenige Anstoß an allen diesen Dingen nahmen. „Man hat", sagt Gregorovius, „die Renaissance mit einem Kulturbacchanal verglichen. Blickt in die Antlitze dieser Bacchanten hinein, so verzerren sich dieselben wie

die der Freier beim Homer, die ihren Untergang ahnen. Denn diese Gesellschaft, diese Kirche, diese Städte und Staaten taumeln dem Abgrunde zu, der sie unrettbar verschlingen wird." Aber nicht Italien war es, das den Odysseus erzeugte, der diese Freier mit seinen tödtlichen Geschossen niederwerfen sollte, sondern unser Deutschland, das Vaterland Luthers. „Ein Luther, sagt Gregorovius, „konnte unter Italienern nie entstehen, bei denen Wesenheiten, welche bei den Germanen innerliche werden, stets äußerliche bleiben. Wer daran noch zweifeln sollte, frage einmal: was und wer hier (in Rom und Italien) entstanden ist nach dem letzten Konzil des Jahres 1870?"

Ganz ohne alle Analogien zu den zuvor geschilderten sittlichen und moralischen Zuständen der Renaissance ist jedoch leider unsre Zeit keineswegs. Und nicht nur in dem modernen Frankreich und dessen neuester Geschichte und Literatur haben wir jene Denkweise, welche den Erfolg, auch trotz der Entsetzlichkeit des offenkundigen Verbrechens, zu feiern bereit ist, und für die der Genuß und die, gleichviel wie? erworbenen Mittel zu demselben als höchste Ziele gelten, zu einer erschreckenden Höhe emporwuchern sehen. Auch der Geist Deutschlands ist davon im Laufe der letzten Zeit nicht unangesteckt geblieben; und der aufmerksame Beobchter der Zeichen der Zeit vermag um so weniger ohne schwere Besorgniß in die Zukunft zu blicken, als er sich eingestehen muß: daß die Unterwühlung der sittlichen und moralischen Fundamente der Gesellschaft und ihres höchsten und zugleich nothwendigsten Werkes, des Staats, durch das zügellose Verfolgen der „Jagd nach dem Glücke", nach Genuß und Genußbefriedigung um jeden Preis, in den Menschen unserer Tage eine Ausdehnung gewonnen hat, an welche noch vor wenigen Jahrzehnten auch nur zu denken Niemandem beigekommen wäre.

Wir haben im Vorstehenden die geistige Atmosphäre, in welcher Lucrezia Borgia aufwuchs, im Allgemeinen geschildert. Sehen wir jetzt, in welcher Weise sie selbst persönlich von derselben berührt wurde.

Die in Gregorovius' Buche gesammelten sichern Nachrichten über Lucrezia Borgia sind auffallend dürftige, zumal über ihre ersten zwanzig Jahre. Nur gewisse fürchterliche Thatsachen und Ereignisse, welche sie schon in früher Jugend wiederholt betrafen, und die Beschreibungen mehrerer glanzvoller Feste, deren Veranlassung und Mittelpunkt sie bildete, sind in den sonst überaus spärlichen Aufzeichnungen von Zeitgenossen aufbehalten.

Ihre ersten Kinderjahre verlebte sie wahrscheinlich in dem Hause ihrer Mutter, welche fortfuhr die Maitresse des Kardinals zu sein, obschon sie durch denselben bereits mit Georg de Croce, einem päpstlichen Sekretair, verheirathet worden war. Als dieser (1486) starb, beeilte sich der Kardinal die bisherige Geliebte, die als eine Frau von 45 Jahren ihre Anziehungskraft für seine Sinnlichkeit verloren hatte, obschon er ihr als der Mutter seiner Kinder und der Mitwisserin vieler Geheimnisse seine Anhänglichkeit fortdauernd bewahrte, wenige Monate darauf an einen andern Mann, den Mantuaner Carlo Canale wieder zu verheirathen, dem er zugleich in seinem Geschäftsdienste eine Anstellung gab. Die vier bis fünf Jahre alte Lucrezia aber übergab er der Obhut einer Verwandten seines Hauses, Adriana, der Wittwe eines Orsini, mit der er selbst im intimsten Verkehr lebte. „Sie war die Vertraute seiner Sünden, seiner Intriguen und Pläne und blieb das bis an seinen Tod". In ihrem Hause sah er die fünfzehnjährige

Julia, die junge Frau des zwanzigjährigen Alessandro Farnese, la Bella zubenannt, das schönste junge Weib Roms. Der nahezu Sechzigjährige entbrannte für sie mit der Leidenschaft eines Jünglings, und bald darauf ward sie seine erklärte „Geliebte" und Mutter mehrerer seiner Kinder. Adriana begünstigte dies ehebrecherische Verhältniß, welches fortdauerte, auch nachdem der Kardinal Rodrigo Borgia bereits den Papstthron bestiegen hatte.

In solchen Zuständen wuchs Lucrezia auf. Beim ersten Erwachen ihres Bewußtseins über ihre Lage und Stellung fand sie sich in ebenso sittlich zerrütteten als für ihre Phantasie aufregenden Verhältnissen. Sie fand sich als Tochter einer Mutter, deren Mann nicht ihr Vater war. Sie sah sich und ihre Geschwister als Kinder fürstlichen Ranges behandelt, deren Vater ein Fürst der Kirche, ein Kardinal mit Aussicht auf den päpstlichen Thron, genöthigt war, über diese Verhältnisse, welche die Kirche verdammte, wenigstens eine Art von Schleier zu breiten, welcher trotzdem, wie sie gar wohl merken konnte, für alle Welt durchsichtig war und blieb. Sie erfuhr bald genug, daß andere Kardinäle und selbst Päpste in ähnlichen Verhältnissen gelebt hatten und lebten, und daß die von ihnen in denselben erzeugten Kinder zu hohen Ehren und Reichthum gelangten. Ihr eigner ältester Bruder war bereits ein spanischer Herzog, ihr zweiter Bruder wurde es bald darauf, und ihren dritten Bruder Cäsar sah sie in seinem achtzehnten Jahre mit dem Kardinalspurpur bekleidet, als sie selbst kaum dreizehn Jahre alt war. Sittlichen Anstoß an dem allen zu nehmen konnte ihr um so weniger einfallen, als sie Niemanden um sich her daran Aergerniß nehmen sah. Denn die damals lebenden Menschen betrachteten dergleichen keineswegs mit unsern, sondern mit den Augen der früher geschilderten Zeit. Was sie vorwiegend empfand, wenn sie ihre und ihrer Geschwister Lage betrachtete, war, daß dieselbe andern

für eine beneidenswerthe galt, und in noch höherem Maße für beneidenswerth gehalten wurde, nachdem ihr Vater Papst geworden war.

Ihre erste Erziehung erhielt sie, wie noch heute die jungen Töchter vornehmer römischer Familien, in einem Kloster. Die Religion war damals, wie gleichfalls noch heute in Italien, eine rein äußerliche Erziehungsform, deren Zweck: Einübung gewisser religiöser Anstandsformen für das spätere öffentliche Auftreten in der Welt und Gesellschaft. Lucrezia wird, wie ihre Mutter, von den Zeitgenossen stets als eine fromme Katholikin gerühmt, und wir dürfen annehmen, daß sie beide sich selbst dafür hielten. Von ethisch-religiöser Bildung in unserm Sinne war bei dieser rein äußerlichen Abrichtung nicht die Rede. An Mitteln zu ihrer sonstigen Ausbildung, die durch besondere Lehrer in Poesie und Wissenschaften, Sprachen und Künsten gegeben wurde, fehlte es jedoch nicht in dem damaligen Rom, und ihr Vater, der dies schöne Kind vor allen seinen Kindern abgöttisch liebte, sorgte ohne Zweifel dafür, ihr die besten Lehrer zu geben. Doch glänzte Lucrezia Borgia nicht in der Reihe der zahlreichen, in den Studien der Humanität, in den alten Sprachen und ihrer Literatur, ja selbst in Philosophie und Wissenschaft ausgezeichneten Frauen der Renaissance, deren Bilder Gregorovius vor uns aufrollt. Aber ihre Erziehung war auch hierin eine, für jene Zeiten ziemlich vollständige. Sie war in alten und neuen Sprachen, in der Musik und in den zeichnenden Künsten wohl unterrichtet. Ein Zeitgenosse meldet, daß sie spanisch, französisch, italienisch und griechisch, und auch ein wenig Latein sprach und schrieb, und auch in allen diesen Sprachen dichtete. Doch fällt die hauptsächliche geistige Ausbildung Lucrezia's allerdings erst in ihre spätere Lebensepoche zu Ferrara, wo sie den Verkehr und Unterricht der Dichter Bembo

und Strozzi genoß. Noch heute sind zahlreiche Briefe von ihr erhalten, einige spanisch, die meisten italienisch geschrieben. Sie sind ungezwungen und leicht im Ausdruck, nicht eben bedeutend an Inhalt, ohne geistige Tiefe, aber nicht ohne Seele und Gemüth.

Lucrezia war erst elf Jahre alt, als der Ehrgeiz ihres Vaters bereits über ihr künftiges Lebensgeschick zu verfügen begann, über welches sie auch später nie mehr Herrin eignen Willens werden sollte.

Wir finden häufig im Leben bei Menschen von rohestem Egoismus und von einer jedem Höheren entfremdeten, fast thierisch brutalen Natur und Sinnesart die Liebe zu ihren Kindern und die Sorge um deren äußere Wohlfahrt stark ausgeprägt. Diese Art von Liebe, die eigentlich nur eine weiter fortgesetzte Selbstliebe ist, beherrschte den lasterhaften Alexander VI. mit einer wahrhaft dämonischen Macht. Sie wurde für ihn und für Italien verhängnißvoll; denn sie riß ihn zu einer Reihe von Verbrechen fort, von denen er sonst vielleicht frei geblieben wäre. Das einzige Streben dieser „wahnsinnigen Liebe", wie sie ein Zeitgenosse nannte, war: seine Kinder um jeden Preis groß und mächtig zu machen und den Namen Borgia mit den ersten Herrscherfamilien Europa's zu verbinden. Dies war der einzige Ehrgeiz dieser sonst kleinen Natur. Andere Motive seines Handelns finden wir nirgends bei ihm. Er war nicht ruhm- und herrschsüchtig, und selbst seine Geldgier war nur Folge der durch eigene Erfahrung gewonnenen Einsicht, daß in seiner Zeit Alles, selbst der Papstthron, durch Geld zu erlangen sei. Er war ebensowenig ein Schlemmer in Essen und Trinken, sondern in beiden so mäßig, daß es seinen Tischgästen beschwerlich wurde. Aber er liebte fürstlichen Glanz und Pracht, Festlust mit Spielen, Tänzen und Gesang, und vor allem schöne

Weiber. Das alles sollten seine Kinder, da er keinem derselben Thron und Gebiet erwerben konnte, eben so wie er, in anderen fürstlichen Herrscherstellungen genießen, auch wenn er selbst nicht mehr sein würde. Er wollte die Sprößlinge seiner Liebe zu der schönen Vanozza aufgenommen sehen in die königlichen Familien von Frankreich, Spanien und Neapel, in das Haus der Este von Ferrara, das älteste Fürstenhaus Italiens; und es gelang ihm, als er Papst geworden war, durchzusetzen, was er als Kardinal begonnen hatte. In der Verfolgung dieses seines einzigen Lebenszweckes scheute er die Anwendung keines Mittels, nicht Wortbruch und Meineid, Betrug und Fälschung, selbst nicht den schwärzesten Verrath und Mord gegen Alles, was ihm dabei im Wege stand.

Das Leben der unglücklichen Lucrezia liefert dazu die Beispiele. Sie war noch ein Kind von elf Jahren, als ihr Vater sie einem in Valencia lebenden spanischen Großen verlobte. Solche Verlöbnisse in zum Theil noch früherem Kindesalter waren damals in den Italischen Fürsten- und Adelsgeschlechtern ebenso gewöhnlich, wie einst im alten Rom der Kaiser- und der letzten republikanischen Zeit. Unmittelbar nach dem Abschlusse dieses Verlöbnisses jedoch erschien ihm eine andere Verbindung vortheilhafter; und ohne sich Zeit zu lassen, das erste aufzuheben, verlobte er die Tochter wenige Monate später einem zweiten, gleichfalls dem hohen spanischen Adel angehörenden fünfzehnjährigen Jünglinge. Die erhaltenen gerichtlichen Urkunden beweisen, daß die elfjährige Lucrezia zu gleicher Zeit die Verlobte von zwei Männern war!

Aber auch das zweite Eheverlöbniß ward gebrochen. Denn als der Kardinal kaum ein Jahr später den durch Stimmenkauf gewonnenen Papstthron bestieg (1492), erschien ihm jene Verbindung nicht mehr, weder dem Range der Tochter, noch

seinen politischen Absichten, entsprechend. Er suchte einen fürstlichen Gemahl für Lucrezia und fand ihn in Giovanni Sforza, Fürsten von Pesaro. Mit ihm ward die dreizehnjährige Lucrezia am 12. Juni 1493 verheirathet und die Vermählung im Vatikan durch eine Reihe ausschweifender Festlichkeiten, Komödien, Tänze und Lustgelage gefeiert, denen allen der Papst-Brautvater persönlich beiwohnte, und deren ausführliche Beschreibung noch heute erhalten ist. Um die Zeit sah auch der als Abgesandter seines Vaters anwesende Erbprinz Alfons von Ferrara das schöne Kind mit dem üppigreichen goldfarbenen Haare, den klugen großen Augen, den blühenden und doch zarten Farben des heiteren anmuthigen Angesichts, ohne zu ahnen, daß dieselbe nach kaum neun Jahren als seine eigene Gemahlin in die Herzogsburg der Este zu Ferrara einziehen sollte.

Doch bis dahin sollten sich noch manche fürchterliche Wandlungen in dem Leben des unglückseligen jungen Weibes vollziehen.

Sie blieb mit ihrem Gemahle, den der Papst als General der Kirche in seinen Dienst genommen hatte, zunächst in Rom, wo ihr Vater ihr in der Nähe des Vatikans, da wo jetzt die Kolonnaden Bernini's stehen, einen prächtigen Palast und einen eigenen Hofstaat eingerichtet hatte, unter dem sich neben ihrer früheren Erzieherin Adriana auch die schöne Julia Farnese befand, mit der der Papst seine ehebrecherische Verbindung unter den Augen der Tochter fortsetzte. Bald aber entstanden Zwistigkeiten zwischen ihrem Gemahl und ihrem Vater, in Folge deren es der erstere rathsam fand, mit seiner jungen Gemahlin Rom plötzlich zu verlassen und sich in sein Fürstenthum nach Pesaro zu begeben. Ihr Vater war heftig erzürnt darüber, daß Lucrezia dahin auch, ohne ihn zu fragen, seine Geliebte Julia

mitgenommen hatte. Es ist ein Brief von ihm an die Tochter erhalten, der den leidenschaftlichen Unwillen des verliebten Papstes heftig ausspricht.

In Pesaro athmete Lucrezia zum erstenmale die Luft einer reineren sittlichen Atmosphäre und einer gewissen persönlichen Freiheit. Auch gewann sie dort bald durch ihr Verhalten wie durch ihre Schönheit, ihre natürliche Heiterkeit, und die freundlich bescheidene Haltung ihres Wesens die Liebe ihrer Unterthanen. Nur ein Jahr jedoch war ihr vergönnt, dieses für sie neue Leben zu genießen. Die Ereignisse und der Befehl ihres Vaters riefen sie (1495) nach Rom zurück.

Dort hatte Papst Alexander VI. zum Erstenmale alle seine Kinder, die er zu hohen Stellungen erhoben, um sich versammelt. Nicht weniger als drei päpstliche Nepotenhöfe fürstlichen Glanzes sah man damals im vatikanischen Viertel; es waren die seiner Söhne Caesar, damals noch Kardinal, Juan Herzog von Gandia, Jofré Fürsten von Squillace und seiner Tochter Lucrezia. Ihre Paläste, in denen die Intriguen der Liebe und Eifersucht, wie die Pläne des Ehrgeizes ihr buntes Spiel trieben, erschallten von Musik und Tanz, von Banketten und Maskenfesten, an denen der Papst oft genug persönlich Theil nahm, während er bereits heimlich über neuen Plänen für Lucrezia's Zukunft brütete. Er gedachte nämlich, dieselbe aufs Neue anders zu vermählen, da ihr Gemahl nicht mehr in das Gewebe seiner jetzigen politischen Verbindungen paßte, und seine Söhne bestärkten ihn in dieser Absicht. Lucrezia's Gemahl ward aufgefordert, ihr zu entsagen. Da er sich weigerte, beschloß man, sich seiner durch Mord zu entledigen. Nur schnelle Flucht aus Rom rettete Lucrezia's Gatten vor dem Gift und den Dolchen seiner Schwäger. Lucrezia war es, die ihm von den mörderischen Absichten ihres Bruders Caesar Kunde gab. Er warf sich auf ein bereit gehaltenes türkisches Pferd und jagte in einem Gewaltritt von vierundzwanzig Stunden nach Pesaro.

Schreckliches brach um dieselbe Zeit auf seine zurückgebliebene Gattin ein. Im Zerwürfniß mit Vater und Brüdern verließ sie heimlich ihren Palast, um im Kloster von S. Sisto an der Via Appia Ruhe und Fassung zu suchen. Es hieß sogar, sie wolle den Schleier nehmen. Während sie dort noch weilte, geschah die gräßliche Ermordung ihres Bruders, des jungen Herzogs von Gandia, durch ihren älteren Bruder Caesar Borgia, die fürchterlichste unter allen Unthaten des Brudermörders. Der Vater, obschon vor Schmerz über den Tod des Lieblings dem Wahnsinn nahe, wagte nicht den Brudermörder zu bestrafen; denn schon stand er selbst unter dem Banne dieses Sohnes, der ihm an gewissenloser Verruchtheit glich, ihn aber durch verbrecherische Energie weit übertraf. Dagegen zwang er die Tochter in die Scheidung von Giovanni Sforza zu willigen, die denn auch bald darauf erfolgte. Sforza war eine kleine Natur. Er ließ sich, durch des Papstes Drohungen geschreckt, zu der Niedrigkeit der Lüge bewegen, die von ihm verlangte schriftliche Erklärung zu geben: daß er die Ehe mit Lucrezia niemals vollzogen habe, während er in gleichzeitigen Aeußerungen gegen seine Freunde das Gegentheil versicherte! Aber er rächte sich an dem Papste auf Kosten Lucrezia's, indem er das schandbare Gerücht verbreitete: „der Papst habe ihm seine Tochter nur deshalb genommen, um selbst mit derselben seinen Lüsten ungehindert fröhnen zu können!“ Das Zeugniß dieses Elenden war und ist die einzige Quelle der fürchterlichen Legende über Lucrezia's Verhältniß zu ihrem Vater.

Unmittelbar darauf vermählte der Papst seine geschiedene Tochter, deren Ehe mit Sforza kinderlos geblieben war, mit dem von ihm für sie bestimmten neuen Gatten, dem neapolita-

nischen Prinzen Alfonso, Herzog von Biseglia. Beide standen im gleichen Alter. Sie war achtzehn, der junge Prinz erst siebzehn Jahre alt. Er war schön und liebenswürdig und Lucrezia faßte eine herzliche Neigung zu ihm, die er bald erwiederte. Aber ihr Glück währte kaum ein Jahr. Des Papstes politische Pläne hatten wieder eine veränderte Richtung genommen, bei der ihm der neue Gemahl der Tochter im Wege stand. Dieser sah sich gezwungen, wie sein Vorgänger heimlich aus Rom zu fliehen, wo er seine Gemahlin im sechsten Monat schwanger zurückließ. Der Papst war wüthend, daß ihm sein Opfer entgangen war, und die Thränen, welche Lucrezia täglich über diese Flucht ihres Gemahls vergoß, reizten nur noch mehr seinen Ingrimm. Er zwang sie, die Briefe ihres entflohenen Gatten, in denen derselbe sie ihm zu folgen aufforderte, durch andere zu beantworten, in denen sie seine Rückkehr nach Rom verlangte. Zu seinem Verderben folgte der Herzog diesen Bitten. Er ging nach Spoleto, wo Lucrezia, welche der Papst zur Regentin dieses Fürstenthums ernannt hatte, seit einigen Monaten lebte und kehrte von dort mit ihr auf des Papstes Verlangen nach Rom zurück, wo ihm Lucrezia einen Sohn gebar, der nach dem Großvater Rodrigo genannt wurde. Aber schon im folgenden Jahre ereilte ihn das über ihm schwebende Schicksal.

Gedungene Mörder im Solde Caesar's, dessen Aussichten auf den Thron von Neapel er im Wege stand, überfielen ihn Nachts auf dem Wege nach dem Vatikan zu seiner Gemahlin, und warfen ihn mit zahlreichen Wunden an der Peterstreppe nieder. Er schleppte sich mühsam zum Vatikan, in das Gemach des Papstes, wo Lucrezia bei ihrem kranken Vater saß. Bei dem Anblicke ihres blutüberströmten Gatten stürzte die Unglückliche ohnmächtig zu Boden. Man trug den schwer Verwunde-

ten in ein Gemach des Vatikans, ein herbeigerufener Kardinal gab ihm die Absolution; aber seine Jugend siegte. Lucrezia pflegte ihn Tag und Nacht, vereint mit ihrer Schwägerin Sanzia, der Gattin ihres jüngeren Bruders. Ihres Gatten Genesung erschien gesichert. Aber der Mörder war nicht Willens, dieselbe geschehen zu lassen. Er hatte die Stirn gehabt, sein Opfer auf dem Krankenbette zu besuchen. Als er hinausging, sagte er höhnisch: „Was nicht am Mittag geschehen ist, kann am Abend geschehen!" Und es geschah. Vier Wochen nach dem ersten Mordanfalle erschien Caesar Borgia Abends am 18. August 1500 mit seinem Hauptmann Michelotto in dem Gemache, wo sein Schwager lag. Er trieb Lucrezia und Sanzia hinaus und ließ den wunden Mann durch seine Schergen erdrosseln.

Die That war geschehen wider den Willen des Papstes, der den unglücklichen Prinzen sogar zu retten versucht hatte. Aber den Mörder zur Rechenschaft zu ziehen, wagte er nicht. Hatte er ihm doch sogar den an dem Herzog von Gandia begangenen Brudermord vergeben. Zudem waren ihm auch die Folgen nicht grade unerwünscht für seine Pläne. Denn er trug sich bereits mit der Absicht, seine Tochter mit dem Erbprinzen Alfons von Ferrara zu vermählen.

Lucrezia war anfangs in Verzweiflung über den Mord ihres Gatten. Sie fiel in Fieberkrankheit. Aber sie starb weder vor Gram, noch sann sie auf Rache gegen den Mörder. Sie war eben „keine Heldin für ein Trauerspiel", sondern eine schwache und kleine Natur, ohne die Fähigkeit zu den Leidenschaften einer großen Seele, ja überhaupt ohne eine wahre tiefere Leidenschaft. Sie erhob sich nur dazu, ihren Vater und Bruder mit Thränen und Anklagen zu bestürmen. Von Kindheit an einem fremden Willen unterworfen und gewöhnt zu willenlosem Gehorsam, sah sie sich jetzt ganz in der Hand ihres Vaters und ihres mör-

derischen Bruders. Das Einzige, was sie bat und erhielt, war: Rom, den Schauplatz dieser Schreckniſſe, für eine Zeit verlaſſen zu dürfen. Ihr Vater, beläſtigt und erzürnt durch ihre Klagen und Thränen, ſchickte ſie nach Nepi, zu deſſen Fürſtin er ſie gemacht hatte. Dorthin ging ſie zwölf Tage nach der Ermordung ihres Gemahls. Aber ſchon im Herbſte berief er ſie zurück nach Rom, wo er inzwiſchen die Unterhandlungen mit Ferrara über ihre neue glänzende Vermählung eingeleitet hatte, welche nach langem Verhandeln mit dem Vater des zum Bräutigam auserſehenen Erbprinzen des Hauſes Eſte ihm endlich zu Stande zu bringen gelang. Um beiden zu zeigen, wie hoch er ſeine Tochter halte, ernannte er dieſelbe, bei Gelegenheit eines Zuges, den er im Juli 1501, um ſich der Beſitzungen der ihm feindlichen Barone von Latium zu bemächtigen, unternahm, zu ſeinem Stellvertreter im Vatikan und beauftragte ſie, alle an ihn eingehenden Briefe zu öffnen und alle weltlichen Geſchäfte zu führen! Dieſe freche Handlung war beiſpiellos in der bisherigen Geſchichte des Papſtthums. Aber ſie erreichte ihren Zweck, denn ſie half mit den Widerſtand überwinden, den der Erbprinz von Ferrara ſeiner Vermählung mit der Baſtardtochter des Papſtes hartnäckig entgegengeſetzt hatte. Nach langem Feilſchen von Seiten der beiden Väter, wobei zuletzt der Papſt dem Vater des Erbprinzen vorwarf, daß er mit ihm „wie ein Krämer (da mercatante) handle", ward endlich das Verlöbniß abgeſchloſſen, und am 3. Februar des Jahres 1502 zog die Tochter Vanozza's als Gemahlin des Erbprinzen in Ferrara ein.

Von da ab beginnt der Wendepunkt im Leben Lucrezia's, und ihr Biograph benutzt denſelben, um noch einmal die über die erſte Periode deſſelben verbreiteten Anſchuldigungen einer kritiſchen Beleuchtung zu unterwerfen. Sie erſcheinen nach derſelben ſämmtlich als thatſächlich unbeglaubigte Gerüchte, als

Produkte jenes „man ſagt" (si dice), welches auch in den römiſchen Schriftſtellern der Kaiſerzeit und ihrem dicitur, fertur, ajunt, ferunt, auf deren einzige Autorität eine ſo große Menge von Greuelberichten über bedeutende Perſonen geſtützt ſind, eine ſo große Rolle ſpielt. Der Haß der Feinde der Borgia gegen ihren laſterhaften Vater, der Abſcheu gegen ihren Bruder Cäſar zogen auch die Tochter des einen und Schweſter des anderen in Mitleidenſchaft, und erzeugten die Sage im Volk von ihrer Theilnahme an den Laſtern und Verbrechen beider, die ſich zuletzt zu der bekannten Ungeheuerlichkeit ſteigerte. Es iſt Gregorovius' Verdienſt, dies überzeugend für jedes unbefangene Urtheil nachgewieſen und gezeigt zu haben, daß Lucrezia, wenn auch charakterſchwach und leichtſinnig, doch ſelbſt in jener erſten Periode ihres Lebens auf die allein ſich die über ſie verbreiteten Gerüchte und Anſchuldigungen beziehen, niemals auch nur entfernt dem Zerrbilde ähnlich geweſen iſt, welches die Sage aus ihr gemacht hat.

Ein ſolcher Nachweis iſt unnöthig für die zweite und letzte Periode ihres Lebens, welche ſie als Erbprinzeſſin und bald darauf als regierende Herzogin von Ferrara in ihrem einundzwanzigſten Jahre begann und mit ihrem Tode als Neununddreißigjährige beendete. Denn während dieſer ganzen ſiebzehn Jahre finden wir nicht nur nichts Nachtheiliges, ſondern nur Gutes und Ehrenvolles über ſie berichtet.

Sie gewann die Liebe und Achtung ihres Schwiegervaters und, was mehr ſagen will, ihres Gemahls, der ſie widerwillig geheirathet hatte, dem ſie eine Reihe von Söhnen und Töchtern gegeben, und deſſen Ausſchweifungen und Untreuen ſie geduldig ertrug. Ihre Anmuth und Schönheit gewannen ihr bald die Herzen des Volkes, als deſſen Mutter ſie ſpäter gefeiert ward und blieb. Sie ward die Seele und der Mittelpunkt des künſt-

lerischen und geistigen Lebens in Ferrara. Die ausgezeichnetsten Dichter huldigten ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit, und einer der bedeutendsten unter denselben, der Venetianer Pietro Bembo, faßte eine Leidenschaft für sie, von der noch heute seine Gedichte und sein Jahre lang mit ihr geführter Briefwechsel Zeugniß geben. Ihre Briefe an ihn sind neuerdings von Bernardo Gatti (Mailand 1859) veröffentlicht. Auch der größte Dichter ihrer Zeit Ariosto stellte in seinem berühmten Epos Orlando Furioso (XLII., 83) ihr Bild in dem Ehrentempel der Frauen auf; wie sie denn in der That während ihres Lebens in Ferrara als ein Muster tugendhafter Frauen gegolten hat.

Noch vieles Schwere hatte sie zu erleben: den unerwarteten gräßlichen Tod ihres Vaters des Papstes (1503), den jähen Zusammensturz der Machtgröße ihres Hauses, und den schmählichen Untergang ihres Bruders, der einst Beherrscher der ganzen Romagna, als flüchtiger Abenteurer in Spanien endete (1505); die blutige Ermordung ihres Verehrers, des hochbegabten Dichters Ercole Strozzi (1508); den Tod ihres ersten Sohnes Rodrigo, den sie in ihrer kurzen glücklichen Ehe mit dem Herzog von Biseglia geboren hatte, und den Tod ihrer Mutter Vanozza (1517), „der glücklichen und unglückseligen Mutter“ so vieler Fürsten, wie sie selbst in einem Briefe an die Tochter sich nannte. Das Alter blieb nicht ohne Einwirkung auf ihr Inneres. Sie ward ernster in ihrem Wesen, und ihre Frömmigkeit ward innerlicher und strenger. Daß der Sturz ihres Hauses in Rom ihre Stellung in Ferrara nicht erschütterte, spricht für die Zuneigung und Achtung, die sie sich daselbst gewonnen hatte, und die in immer steigendem Maße mit den Jahren zunahm. Selbst die weiblichen Mitglieder des Hauses Este, welche ihr früher feindlich gewesen waren, wurden ihre Freunde, und das

Volk vergötterte die Fürstin, die sich überall hülfreich erwies, in Zeiten der Kriegsnoth und Theuerung ihren Juwelenschmuck verpfändete, um helfen zu können, und mehr und mehr allem Glanz und Pomp entsagte, an den sie von Jugend auf gewöhnt gewesen war. Und als sie, nur 39 Jahre alt (23. Juni 1519), im Kindbett starb, begleitete nicht nur ihr weinender Gemahl, sondern ganz Ferrara seine Herzogin mit aufrichtigen Thränen zu Grabe. Ein Brief, den sie zwei Tage vor ihrem Tode an den Papst Leo X. geschrieben, um ihm anzuzeigen, daß sie sterben müsse und ihn zu bitten, ihrer Seele die Benediction zu ertheilen, ist erhalten. Er ist so ruhig gefaßt und einfach würdevoll, wie ihn sicherlich ein sterbendes Weib nicht hätte schreiben können, das sich in seinem Gewissen mit den Freveln belastet gefühlt hätte, deren man die Tochter Alexander Borgia's so ungerecht beschuldigt hat.

Keins der zahlreichen Bilder, welche die berühmtesten Maler ihrer Zeit von der schönen Lucrezia gemahlt haben, ist uns erhalten geblieben. Was von dergleichen in Italischen und anderen Galerien jetzt mit ihrem Namen benannt wird, gehört zu den bekannten zahlreichen Erdichtungen der Galeriekataloge. Auch von ihrem Vater und ihrer Mutter, sowie von ihren Brüdern giebt es keine beglaubigten Bildnisse, denn auch das von mir in meinem Italienischen Reisewerke (Ein Jahr in Italien. II. S. 445—46) beschriebene Portrait Cäsar Borgia's in der Galerie Borghese ist nicht beglaubigt. Sichere Bildnisse von Lucrezia sind nur auf einigen Schaumünzen aus ihrer Ferräresischen Lebensepoche erhalten, deren schönste sich im Berliner Münzkabinet befindet. Eine Abbildung nach derselben hat Gregorovius seinem Buche beigegeben. Dieselbe zeigt einen reizenden Kopf mit langem freiherabwallendem Haar, von mädchenhaftem fast kindlichem Ausdruck, das Profil in den Linien nicht

grade klassisch, aber das Ganze beseelt von jener anmuthvollen Lieblichkeit (dolce ciéra), welche die Zeitgenossen als das Charakteristische ihrer Schönheit nennen. Auch ihr Grab und Grabdenkmal, wie das ihres Gemahls, sind verschwunden. Ihr Vater erhielt kein Denkmal, nicht einmal ein Grab. Der Sarkophag, welcher heute als der seine in den Vatikanischen Grotten gezeigt wird, ist nicht der seine, sondern eines anderen Papstes. Wer aber die 1495 erbaute spanische Nationalkirche S. Maria di Monferrato unweit Piazza Farnese aufsucht, dem zeigt man noch heute in einer Kammer einen hölzernen Kasten, in welchem, laut einer darauf befindlichen kurzen Inschrift in spanischer Sprache, die unbegrabene Leiche des schrecklichen Papstes Alexander VI. zusammen mit den Ueberresten seines Oheims Calixtus III. verwahrt wird. Sic transit gloria mundi!

Ich schließe mit einer allgemeinen Betrachtung über die Borgia's, welche Gregorovius an die Spitze seines Buchs gestellt hatte. Wenn wir fragen: Was ist es, was die Gestalten dieser Borgia's für uns in einem so eigenthümlich furchtbaren Lichte erscheinen macht? so lautet die Antwort unseres Historikers: Es ist der Hintergrund, auf dem ihre Gestalten erscheinen, der diese Wirkung übt. Dieser ihr Hintergrund ist die christliche Kirche, aus dem sie hervortreten, auf dem sie stehen bleiben, und der grelle Widerspruch ihres Wesens zu dem Heiligen, das diese lasterhaften und ruchlosen Menschen repräsentiren, ist es, welcher ihren Gestalten den Charakter des Grauenhaften, des Dämonischen aufprägt. Sie erscheinen als eine fürchterliche Travestie der erhabenen Vorstellung von der kirchlichen Welt. Und dadurch, daß wir genöthigt sind, diese grauenhaften Gestalten und ihre Thaten stets mit der religiösen Idee verbunden zu denken und zu empfinden, als deren gräßliche Zerrbilder sie in ihrem Thun und Leben erscheinen, wächst ihre Furchtbarkeit

hinaus über so viele ihrer Zeitgenossen, die ihnen an Verruchtheit nichts nachgaben. Der grauenhafte Schatten, den sie dadurch vor sich herwarfen, hat nicht verfehlen können, auch Erscheinungen wie die der Lucrezia Borgia, der Tochter eines solchen Papstes wie der sechste Alexander war, mit in seinen verfinsternden Bereich zu ziehen. Ihr Bild und Andenken von dieser Verfinsterung befreit zu haben, ist ein Verdienst des edlen deutschen Forschers, für das ihm jeder Freund der Menschheit und der Wahrheit dankbar sein muß.

Wie weit und wie bald freilich seine Rettung Lucrezia's durchdringen wird, ist allerdings eine andere Frage. Denn noch immer ist unter den Menschen die Zahl derjenigen groß, welche es lieben, wie selbst der finstere Tacitus einmal zu klagen sich genöthigt sieht: „weit verbreitete und trotz ihrer Unglaublichkeit begierig aufgefaßte Angaben und Gerüchte der einfachen, nicht ins Wunderbare entstellten, Wahrheit vorzuziehen".

in die Heimath schrieb, wurden erbrochen, seine Werkstatt polizeilich durchsucht, seine Papiere von den französischen Schergen in Beschlag genommen, und er selbst sah sich mit Deportation nach Frankreich bedroht. Seitdem verbrannte er alle Briefe aus der Heimath sofort nach der Lesung und forderte das Gleiche auch von seinen Freunden wie von dem alten Schadow und anderen.

Das Jahr 1815 und die Hälfte des folgenden verlebte Rauch wieder in Berlin, dann ging er zurück in sein geliebtes Rom und in seine Werkstatt nach Carrara, die Ausführung seiner zahlreichen Arbeiten zu betreiben. Er stand jetzt am Abschlusse seines vierzigsten Jahres. Nur zehn Jahre trennten ihn von seiner Lakaienzeit, nur sechs von dem Beginn seines ersten größeren Werkes, und schon zählte er bereits zu den ersten Kunstgrößen seiner Zeit. „Wir erblicken ihn“ — sagt sein Biograph in dem der Ueberschau von Rauchs damaliger allgemeiner Stellung zum Kunstleben der Zeit gewidmeten Kapitel — „im Zusammenhange mit Berlin, Paris und Allem was in der Kunstwelt vorgeht. Die Einrichtungen und Unternehmungen im Vaterlande heischen seinen Rath und seine Hülfe, die ersten künstlerischen Persönlichkeiten halten Verkehr mit ihm.“ Von dem letztern liefern die mitgetheilten, höchst interessanten Briefe von Schinkel und Beuth den entsprechendsten Beleg. Diese Männer, zu denen sich auch Wach gesellte, glühten für den Gedanken, Berlin zum Mittelpunkt des geistigen und künstlerischen Lebens in Preußen und Deutschland zu machen. Sie empfanden, daß nach solchen Heldenkämpfen, wie die der nächst vergangenen Jahre, auch die Kunst in dem neu wiedergewonnenen Vaterlande höheren Flug versuchen müsse, um nicht hinter der Größe jener Heldenthaten allzuweit zurückzubleiben. Wie weniges sich von ihren Ideen damals entfaltet und

„Dies Wenige, wie klein und karg!“

das ist in dieser Biographie deutlich zu lesen. Französische Maler, die in Rom gewesen waren, sprachen zu Wach in Paris mit hoher Achtung von Rauch, bedauerten es aber, „daß er das Unglück habe, ein Deutscher zu sein!“ Und doch sollte Rauch noch das ungleich bessere Loos ziehen, wenn man sein Lebensschicksal mit dem seines großen Freundes Schinkel vergleicht. Ein niederschlagendes Bild jedoch, von der, um den mildesten Ausdruck zu brauchen — rücksichtslos nachlässigen und knausernden Weise, mit welcher man in jenen Zeiten in Berlin in Allem, was die Künste und Künstler betraf, zu Werke ging, giebt Eggers in den Kapiteln über die Herrichtung der unserm Künstler versprochenen Werkstatt in Berlin, deren jahrelange Hinzögerung Rauch zur Verzweiflung brachte und zuletzt in eine gefährliche Krankheit warf. — Ein geflügeltes Wort besagt, „daß Preußen sich zur Großmacht emporgehungert habe.“ Dasselbe läßt sich mit nicht weniger Recht auch von der Kunst und Wissenschaft in Preußen sagen. Betrugen doch vor wenig mehr als hundert Jahren die Einkünfte, mit welchen die Berliner Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften im Staate der Intelligenz ausgestattet war, jährlich nicht mehr als zweihundert Thaler, wobei der damalige Direktor Le Sueur, der die ganze Anstalt bei sich im Hause hatte, noch obenein die Ausgaben für Heizung u. s. w. aus eigener Tasche zu bezahlen hatte!

Ich habe nur Weniges aus dem mit großer Liebe und treuestem Fleiße abgefaßten Buche mittheilen können, aber dies Wenige, hoffe ich, wird genügen, den Lesern die Lektüre des Werkes selbst anzuempfehlen und wünschenswerth zu machen.

---

gen diese Nachtheile bildete indessen sein Aufmerksamwerden auf die bildende Kunst, die ihm in den Bauwerken seiner Vaterstadt, und besonders in dem Dom, sowie in der Kupferstich- und Gemäldesammlung eines Oheims, der selbst die Malerei betrieb, entgegentrat und seinen innern Sinn beschäftigte. Das diesen Einfluß schildernde dritte Kapitel gehört zu den interessantesten der ganzen ersten Abtheilung, wie es denn auch, — einige Längen abgerechnet, stilistisch mit am besten geschrieben ist, und zugleich allerlei beherzigenswerthe Bemerkungen, z. B. über die Zeit- und Kraftvergeudung durch das überhand nehmende Klavierspielen, über die Vernachlässigung des Unterrichts in der ungleich nützlicheren Kunst des Zeichnens, über die „polypenförmige Vielthuerei in der Kinderliteratur", über die frühzeitige Ueberschwemmung der Jugend mit Büchern und über die Nachtheile der planlosen Romanleserei enthält. Auch die Darstellung der Wirkung, welche das Anschauen des ersten Naturalienkabinets auf den Knaben ausübte, verbunden mit der durch dasselbe und durch die Betrachtung menschlicher Gebeine und Todtenschädel auf dem Kirchhofe in ihm erweckten ersten „Empfindung des Widerspruchs zwischen Leben und Tod, Form und Unform", gehört mit dem sinnvoll herbeigezogenen Pompejanischen Bilde „Perseus und Andromeda" zu den gelungenen Stellen dieses ganzen Abschnitts, in welchem man einen gewissen Einfluß des Goethe'schen Vorbildes und die Anlehnung des Autors an dasselbe deutlich wahrnehmen kann.

Von da ab zerfasert sich aber die biographische Darstellung der weiteren Jugendgeschichte, vom Eintritt in das Gymnasium bis zum Abgange zur Universität (1824) nach Form und Inhalt in einer unerfreulichen Weise, die auch in den folgenden Abschnitten nicht erquicklicher wird. Bei der wahllosesten unaufhaltsamsten Mittheilsamkeit bleibt der Autor dennoch durchweg

aphoristisch und jagt — wie ein hastender Cicerone, der aber doch möglichst Nichts übergehen, sondern Alles vollständig aufzeigen will, den von ihm geführten Reisenden, — so seine Leser durch eine Bibliothek von fremden und selbstverfaßten Büchern und eine ganze Galerie von unzähligen Portraits seiner Bekannten hindurch, — gänzlich unbekümmert, ob die große Mehrzahl derselben, für irgend jemand außer für ihn selbst und seine Erinnerung, irgend ein Interesse hat oder haben kann.

Nur durch diese wahrhaft ungeheuerliche Ausführlichkeit und durch das wahllose Heranziehen des Unnützesten und Fernliegendsten ist es möglich gewesen, die Erzählung eines so überaus einfachen Lebensganges durch Schule und Universität zu derjenigen Breite auszudehnen, wie sie auf den dreihundert Seiten von Seite 77—370 hervortritt. Allerdings ist aber diese Prolixität und fast mehr als Nestorische Redseligkeit über Alles und Jedes, schon an sich selbst eine Art von Charakteristik des Wesens dieses Mannes. Er sagt von sich selbst, daß bei ihm der Hang zum Encyklopädismus vorherrschte. Ganz wie Famulus Wagner „hätte er gern Alles gewußt" und, wo möglich zugleich gern über Alles selbst geschrieben. Das Letztere hat er denn auch allerdings in ziemlich ausgedehntem Umfange zu Wege gebracht. Er nennt sich selbst mit Recht „einen polyhistorischen nach allen Seiten ausschweifenden Geist", den „seine ganz universelle Empfänglichkeit bald hierhin bald dorthin zog", und vielfach „zu einer grenzenlosen Zerstreuung", sowie zu einer Vielschreiberei führte, in welcher er unter den namhaften Universitätsgelehrten kaum seines Gleichen haben dürfte. Sie zeigt sich schon in der Schüler- und Studentenzeit in einem fast krankhaft zu nennenden Grade. So wie ihm in Leben und Lektüre etwas Neues vorkommt, fühlt er sich alsobald gereizt, darüber auch etwas zu schreiben, eine Abhandlung, ein